BHS II 22-1

Bergwerks-Actien-Gesellschaft Hagen- und Salzwerke
Bibliothek
Abt. VI
B N. 22

# Bemerkungen

# auf einer Reise

durch das

# südliche Deutschland,

den Elsaß

# und die Schweiz

in den Jahren 1798 und 1799

---

von

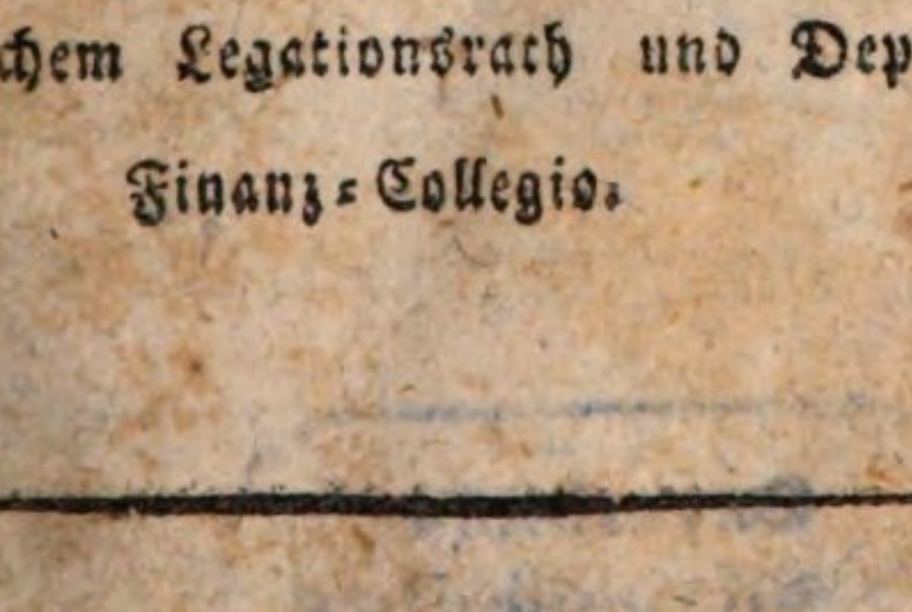
C. U. D. von Eggers,

Königlich-dänischem Legationsrath und Deputirten im Finanz-Collegio.

---

Kopenhagen, 1801.

Bei Christian Georg Proft.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vorrede.

Mein Aufenthalt in Rastadt, die Reisen, welche ich von dort aus in den Elsaß und die Schweiz machte, meine Zurückreise nach der traurigen Auflösung des Kongresses, fielen in eine Zeit, die in mehr als einer Rücksicht höchst interessant ist. In Rastadt entfalteten sich dem aufmerksamen Beobachter die Fäden, welche die nachmaligen großen Begebenheiten an die Vergangenheit knüpften; auch die Ursachen der außerordentlichen Ereignisse, welche den Friedenskongreß herbei führten, erhielten manche neue, wichtige Aufschlüsse. Der Elsaß bot damals einen Schauplatz dar, auf dem sich die Wirkungen der französi-

schen Revolution auf die innere Verwaltung, auf die geselligen Verhältnisse, desto deutlicher entwickelten, je wenigere Gewaltthätigkeiten diese von dem Krater des Vulkans entfernte Provinz verhältnißmäßig erlitten hatte. Die Schweiz lag in revolutionnären Zuckungen, die der Kampf hundertjähriger Sitten mit überspannter Neuerungssucht hervorbrachte; doch waren sie schon dadurch minder gewaltsam, daß der Stoß mehr von außen als von innen kam. Einen Theil eben dieser Schweiz sah ich im Frühsommer 1799 entrevolutionnirt, nachdem ich Augenzeuge der siegreichen Angriffe des Erzherzogs Carl jenseits Schafhausen gewesen war. Von Zürch ging ich über Constanz nach Regensburg, von dort nach Wien; ich hatte die Freude zu sehen, daß die österreichischen Staaten, ihrer Regierung mit rührender Anhänglichkeit ergeben, fast keine Spur davon enthielten, daß der Staat seit

zwölf Jahren schon Krieg führte. Nachher brachte ich einige Wochen in Töpliz zu; hier fand sich reicher Stoff zu Beobachtungen von ganz verschiedener Art, als die, welche mich bisher beschäftigt hatten. Darauf gab mir die Rückreise über Dresden, Leipzig, Berlin Anlaß zu Vergleichungen zwischen dem südlichen und nördlichen Deutschland, die ich vielleicht vor manchen Andern mit Unpartheilichkeit anzustellen im Stande war.

Das Wichtigste von dem, was ich auf dieser Reise sah, das Resultat von dem, was ich erfuhr, zum Theil auch die erheblichsten Bemerkungen, worauf ich dadurch geführt ward, zeichnete ich auf als Leitfaden meiner Erinnerung. Mehrere Aufforderungen meiner Freunde haben mich bestimmt, diese Schrift jetzt für das Publikum zu bearbeiten. Man heißt mich hoffen, daß die Schilderung der Gegenden, der Sitten, der Verfassung der Länder, die ich Gele-

genheit hatte, zu beobachten, ein gewisses Interesse haben werde. Besonders aber will man mich überreden, daß die Darstellung der Begebenheiten, wovon ich zum Theil Zeuge war, dem Publikum um desto willkommner seyn müsse, je mehr man geneigt sey, mir Unbefangenheit zuzutrauen. Wirklich glaube ich einige nicht unwichtige Beiträge zur neuesten Zeitgeschichte geben zu können. Zwar erlauben mir natürlicher Weise meine Verhältnisse als Legationsrath bei der dänischen Gesandtschaft in Rastadt nicht, über die eigentlichen Verhandlungen des Kongresses irgend etwas hier zu sagen: was ich in dieser Beziehung mittheilen kann, besteht nur in allgemeinen Betrachtungen, die durch jene Verhältnisse mehr veranlaßt wurden, als sie ihren Grund darin hatten. Aber ich fand beiläufig Gelegenheit, mehrere treffende Züge, neue Ansichten, scharfsinnige Urtheile über die französische Revolution, den Krieg gegen

Frankreich und an dem Ereignisse der neue-
sten Zeitgeschichte aufzufassen. Diese haben
nicht nur an sich unstreitige Ansprüche an
die Aufmerksamkeit des Publikums; sie ge-
ben auch, in Verbindung mit den schon be-
kannten Umständen, Stoff zu den frucht-
barsten politischen Bemerkungen.
Ich mögte mich gerne mit der Hoffnung
schmeicheln, daß solche Stellen zu den vor-
züglichsten in diesem Werk gehören. Es
giebt politische Wahrheiten, Regierungs-
maximen, historische Resultate, die man
nicht oft, nicht laut genug sagen kann. Je
theurer wir eben in unsern Tagen derglei-
chen Erfahrungen erkauft haben, desto mehr
ist es Pflicht des Schriftstellers, zu thun,
was er kann, damit die Frucht nicht verlo-
ren gehe. Eben diese Betrachtung bewegt
mich hauptsächlich zur Bekanntmachung
dieser Schrift. Die mannigfaltigen, so
sehr verschiedenen Gegenstände, welche sie
berührt, dienen oft zu einem günstigen Ve-

hikel, jene Lehren in einem Licht darzustellen, wo sie die Aufmerksamkeit stärker an sich ziehen; wo sie auch denen kräftiger an das Herz reden, die sonst nur zu leicht sie übersehen. Besonders gilt dieß von dem, was ich über die Schweiz zu sagen habe. Ein lehrreicheres Beispiel, als das traurige Schicksal dieses einst so glücklichen Landes, läßt sich kaum denken, man mag nun Rücksicht nehmen auf die unseligen Folgen einer solchen Revolution, oder auf die Veranstaltungen, wodurch man ihr hätte vorbeugen können. Vielleicht war ich der einzige Reisende, der Gelegenheit hatte, es in der Nähe zu betrachten. Ich durchreisete die Schweiz das erstemal im Frühjahr 1798, unmittelbar nach dem ersten Kriege mit den kleinen Kantons, das zweitemal im Herbst 1798, kurz nach der Bezwingung von Wallis. Beide Male war ich nicht allein in allen wichtigen Städten; ich machte auch absichtlich Reisen in das Land, um den Zu-

stand des Volks allenthalben kennen zu lernen. Dadurch erlangte ich einen vollständigen, anschaulichen Begriff von den Ursachen und Mitteln zur Revolution, wie von ihren Wirkungen. Ich konnte die Stimmung der Gemüther, die keimende Zwietracht unter anscheinenden Freunden, die leidenschaftliche Spannung der erklärten Partheien beobachten. Nachher, als ich im Junius 1799 zum dritten Mal nach Zürch und in die umliegenden Oerter kam, welche die kaiserliche Armee besetzt hielt, bot sich mir wieder ein anderes Schauspiel dar. Jetzt war ich Zeuge der wiederkehrenden Hoffnungen der Parthei, welche in der Revolution untergelegen hatte; ich sah, wie leicht die Menschen bei dem Schein des Glücks die Belehrung durch Unglück vergessen, wie wenig man Mäßigung von politischen Partheien erwarten darf. Daß diese verschiedenen Scenen einen sehr lebhaften Eindruck auf mich machten, begehre

ich freilich nicht zu leugnen. Allein, wenn ich auch kein kalter Zuschauer blieb, so war ich doch deswegen noch kein partheiischer. Frei von allem persönlichen Interesse lenkte sich meine Empfindung nur auf die Sache der Menschheit. Die großen Fragen, auf deren Entscheidung es ankam, beschäftigten mich mehr in ihren allgemeinen Beziehungen, als in den besondern Anwendungen. Darum wage ich es, meine Bemerkungen dem Publikum vorzulegen mit der Zuversicht eines Schriftstellers, der es sich bewußt ist, daß er die Wahrheit sagen wollte, und der nach seiner besten Ueberzeugung glaubte, daß er sie sagen könnte.

Außer jenen Gegenständen habe ich mich vorzüglich über Topographie, über Schönheiten der Natur verbreitet. Mögen immerhin manche der Gegenden, die ich sah, schon von Andern beschrieben seyn: ich schmeichle mich dennoch mit der Hoffnung, daß der, welcher sich überhaupt dafür in-

tereſſirt, auch meine Anſicht nicht ungerne mit mir theilt. In jeder verſchiedenen Darſtellung liegt etwas Eigenthümliches. Man kann alſo nicht ſagen, daß die eine die andere überflüſſig mache; vielmehr wächſt mit jeder die Summe unſerer Genüſſe. Die Vorſtellung, welche wir uns nach Andern von dem Gegenſtande machen, wird deſto vollſtändiger, deſto lebhafter; die Vergleichung, die wir anſtellen können, wenn wir ihn ſelbſt ſehen, deſto anziehender. Aus einem ähnlichen Grunde haben die Nachrichten eines aufmerkſamen Reiſenden über den Zuſtand der Kultur, der Gewerbe, der Oekonomie immer ihren entſchiedenen Werth. So fern ſie die Frucht eigener Wahrnehmungen ſind, beſtätigen ſie die ſtatiſtiſchen Beſchreibungen, und füllen manche Lücke darin aus. Auch geben ſie andern Reiſenden nützliche Winke zu weiteren Unterſuchungen, die etwa ihrem Zweck beſonders entſprechen. Darum habe

ich sogar fast allenthalben in Anmerkungen die Dörfer genannt, durch welche der Weg führt. Freilich war es, selbst bei der größten Sorgfalt, unmöglich, alle Fehler in der Rechtschreibung dieser, großentheils unbekannten, Namen zu verhüten; allein diese wird, wie ich hoffe, die Güte der besser unterrichteten Leser verbessern.

Ueberhaupt wird man hier manche Anzeigen finden, die geringfügig scheinen, aber dem Reisenden unmittelbaren Nutzen bringen. Sie sind nicht ohne sorgfältige Ueberlegung niedergeschrieben. Größtentheils beziehen sie sich auf meine eigene Erfahrung von dem, was ich nach geendigter Reise wünschte, vorher gewußt zu haben. Gerne mögte ich, da ich nun dieß Werk für das Publikum bearbeite, ihm auch den Vorzug geben, daß Reisende es als einen Wegweiser betrachten, der ihnen für eine anzutretende Reise nützliche Dienste leisten kann.

Dabei habe ich einen Fehler sorgfältig zu vermeiden gesucht, in den nur zu viele Reisebeschreiber verfallen. Man erräth leicht, daß hier die Rede ist von der unbescheidenen, wenigstens höchst unbehutsamen Art, wie sie sich über ihre Bekanntschaften zu äußern pflegen. Sie glauben ihren Schriften mehr Interesse zu geben, wenn sie angesehene Männer darin vorführen. Und um diesen Zweck desto vollkommener zu erreichen, wiederholen sie wörtlich die Unterredungen, die sie gehabt haben; oft mit manchen Zusätzen, oft mit den sonderbarsten Verdrehungen. Eine nachtheiligere Sitte, als diese, giebt es nicht für Reisende. Sie stört alles gesellige Zutrauen, verschließt, je mehr sie überhand nimmt, nach und nach fast allen Reisenden das Herz, nicht selten auch den Mund der interessantesten Männer, aus deren Umgang sie die meiste Belehrung schöpfen sollten. Man hat nicht wenige Beispiele, daß

eine solche unselige Geschwätzigkeit sogar unmittelbar die unangenehmsten Folgen für die Männer hatte, die hinterrücks so gemißhandelt wurden, mitten unter den Bezeugungen der größten Hochachtung. In dem Grade wird nun freilich niemand, der meine Schrift in die Hand nimmt, etwas Anstößiges darin zu finden fürchten. Aber ich habe es zugleich für Pflicht gehalten, die Behutsamkeit bis auf das Aeußerste zu treiben. Mit einigen wenigen Ausnahmen, für deren Unschädlichkeit mir der gesunde Verstand jedes Lesers bürgt, erlaube ich mir nie ein Urtheil über Personen; ich nenne sie nicht einmal anders, als in litterarischen Beziehungen. Noch viel weniger führe ich lebende Gewährsmänner für Anekdoten, historische Züge oder politische Urtheile an, die ich hie und da freundschaftlichen Gesprächen verdanke. Das Publikum wird sich, wie ich hoffe, bei meiner Versicherung beruhigen, daß die Quellen

sicher und lauter waren, ohne eine Angabe zu verlangen, welche der geselligen Loyalität zuwider läuft.

Die Form, welche ich gewählt habe, bezieht sich beides auf Abwechslung und Leichtigkeit des Vortrags. Es sind Briefe an meine Freunde gerichtet, unter ihrem Namen. Die meisten von ihnen sind dem lesenden Publikum bekannt; bei denen, welche es vielleicht nicht kennt, habe ich die Individualität so viel bezeichnet, als es nöthig war, um das Verhältniß des Verfassers zu ihnen zu beurtheilen. Es schien mir, daß die Briefe dadurch den Charakter der Eigenthümlichkeit erhalten, der das Interesse der Bearbeitung des Gegenstandes ungemein erhöhet. Auch verliert sich dann die Gleichförmigkeit, welche sonst den Briefton mehr oder minder langweilig macht. Uebrigens sollen die Briefe, meiner Absicht nach, so geschrieben seyn, wie ich sie ungefähr an den Tagen, welche die

Ueberschrift anzeigt, schreiben konnte. Zum Theil sind sie wirklich damals geschrieben, weil sie aus meinen Tagebüchern genommen wurden; jetzt ist nur eine weitere Ausführung, eine sorgfältigere Feile, hinzugekommen. Um so mehr wünsche ich, daß auch die Leser den Gedanken an jene Zeit immer gegenwärtig haben. Der Ton jedes einzelnen Briefes wird desto natürlicher, die Theilnehmung des Lesers desto lebhafter. Dieß ist besonders wichtig bei einer Schrift, wodurch der Verfasser eben so sehr auf das Herz und die Empfindung zu wirken wünschte, als er die bearbeiteten Gegenstände in ein helleres Licht setzen wollte.

Das ganze Werk wird in sechs Bände von gleicher Stärke vertheilt. Sie sollen so schnell, als möglich, auf einander folgen; in jeder Messe einer. Dadurch hoffe ich den Reiz der Neuheit für die Gegenstände zu erhalten, die auch in dieser Rücksicht einen Theil des Publikums interessiren mög-

mögten. Der gegenwärtige Band enthält die Reise nach Rastadt, Bemerkungen über die Markgrafschaft Baden, Züge aus der französischen Revolutionsgeschichte, Nachrichten von der Revolutionnirung Italiens, eine kurze Darstellung des Falles der Schweizer-Republik, die ich vielleicht richtiger von Rastadt aus entwerfen konnte, als sie noch in irgend einer andern Druckschrift gegeben ist. In dem zweiten Bande wird man vorzüglich eine Beschreibung von Strasburg und dem Elsaß finden, mit vielen Wahrnehmungen von den Folgen der französischen Revolution. Der dritte und vierte Band begreift meine beiden Reisen nach der Schweiz im Frühjahr und im Herbst 1798. Der fünfte Band schildert die Auflösung des Kongresses, meine Reise zu der kaiserlichen Armee und bis Zürch im Mai 1799. Der sechste Band begreift die Reise über Constanz und Regensburg nach Wien, von dort über

Prag nach Töpliz und Dresden. Hier werde ich schließen; denn nachher reisete ich zu schnell, um Tagebücher führen zu können, welche ich wagen darf, dem Publikum vorzulegen.

Geschrieben zu Kopenhagen, den 31. März 1801.

# Inhalt
## des ersten Theils.


### I. Brief.

An Herrn Professor Münter in Kopenhagen.

Göttingen, den 17. Dec. 1797. S. 1.

Der große Belt. Ueberfahrt über den kleinen Belt. Reise durch Holstein. Lüneburg. Anbau der Heide. Celle. Hannover. Die Hufe. Göttingen.

### II. Brief.

An Herrn Etatsrath Brun in Kopenhagen.

Frankfurt, den 23. Dec. 1797. S. 28.

Verschönerung von Cassel. Die sogenannte Bastille. Ungerechte Urtheile über Fürsten. Das hessische Militär. Ueber den Frieden zwischen Frankreich und Hessen. Volksstimmung. Der weiße Stein. Museum Fridericianum. Hessische Berge. Marburg. Französische Vorposten. Gießen. Der böse Weg bei Butzbach. Friedberg. Frankfurter Chaussee.

### III. Brief.

An Herrn Professor Sander in Kopenhagen.

Rastadt, den 28. Dec. 1797. S. 57.

Frankfurt. Ein alter Bekannter. Aussicht von dem Thurm der Kreuzkirche. Leiden der Stadt im Kriege. Eroberung durch die Hessen. Verschiedene Wege nach Rastadt. Höchst. Bolongaro's Hotel. Hatters-

heim. Der Rhein. Gegenden nahe vor Mainz. Aufforderung von Mainz durch die Franzosen. Abneigung der Menge. Glücklicher Zustand des Landes vor der Revolution. Haß gegen die Klubbisten. Georg Forster. Verheerungen des Kriegs. Aussicht von dem Stephansthurm. Clairfaye's Eroberung des französischen Lagers. Kreuzkirche. Weg nach Mannheim. Der Rhein. Rheintürkheim. Worms. Zwiespalt durch die Revolution. Frankenthal. Letzte französische Schildwache. Rheinschanze. Mannheim. Aussicht vom Observatorio. Anstalten für die Künste. Verschiedene Wege nach Rastadt. Schwetzingen. Philippsburg. Carlsruhe. Rastadt.

IV. Brief.

An Herrn Kanzelleirath von Eggers, deutschen Secretär des Generalpostamts in Kopenhagen.

Rastadt, den 31. Dec. 1797. S. 118.

Einrichtung des Reisewagens. Bedürfnisse, die man mit sich führen muß. Postgebrechen. Mangel an Stundenzetteln. Anzahl der Vorspannpferde. Sorge für gutes Geschirr. Anhalten der Postillione. Tauglichkeit der Postillione. Posthörner. Mittel zur Controlle der Wegebesserung. Zeitige Vorbereitung dazu. Gewärmte Zimmer des Nachts. Bestimmung der Trinkgelder. Kostbarkeit des Reisens. Umfang des Reichspostwesens. Recommendiren der Briefe. Reisekarten.

V. Brief.

An den Herrn Regierungsrath von Eggers zu Glückstadt.

Rastadt, den 9. Jan. 1798. S. 139.

Erwartung von Buonaparte. Melzi d'Erile. Gesellschaftlicher Ton überhaupt. Lage der Geschäfte bis zu Buonaparte's Zurückkunft. Reichsvollmachten. Weitläuftigkeiten der Form.

VI. Brief.

An den Herrn Obergerichtsrath von Eggers zu Schleswig.

Rastadt, den 20. Jan. 1798. S. 155.

Gegenden um Rastadt. Markgraf Ludwig Wilhelm, Erbauer des Schlosses. Der erste rastadter Friede. Aussicht von dem Schlosse. Die Stadt. Das Schloß. Spatziergänge im Winter. Fabrik. Wasserleitung. Bauart. Einwohner. Nahrungszweige. Handel. Häusliche Einrichtungen. Circulation durch den Kongreß. Lebensmittel. Polizei. Emigranten. Krankenanstalt für gesandschaftliche Subalternen. Theater. Cassino. Deckerscher Buchladen. Gelehrter Umgang. Religion.

VII. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Rastadt, den 8. Febr. 1798. S. 201.

Verschiedene Quellen von Nachrichten über die Revolution. Werth gleichzeitiger Anekdoten. Anfang der Revolution. Stimmung des Volks bei Zusammenberufung der Reichsstände. Majorität in einer Revolution. Fehler der Minister, daß sie keinen Plan hatten. Orleans. Mirabeau. Redner in den Nationalversammlungen. Der 10. August. Todesurtheil des Königs. Verschwörungen. Girondisten. Das Schreckenssystem. Unwissenheit derer, die

man als Maschinen brauchte. Wirkung der Einführung der Vernunftreligion. Robespierre.

VIII. Brief.

An eben denselben. Fortsetzung.

Rastadt, den 12. Febr. 1798. S. 249.

Robespierre's Fall.

IX. Brief.

An eben denselben. Fortsetzung.

Rastadt, den 16. Febr. 1798. S. 263.

Direktorialregierung. Der 18. Fructidor. Stimmung des Volks. Conscription. Innerer Zustand von Frankreich. Feldbau. Hungersnoth. Unterhaltung der Armeen auf feindlichem Boden. Fabriken und Handel. Bevölkerung.

X. Brief.

An den Herrn von Eggers in Meldorf.

Rastadt, den 20. Febr. 1798. S. 296.

Revolutions-Propaganda. Versuche, das südliche Deutschland zu revolutionniren. Diplomatische Sprache des Directoriums seit dem 18. Fructidor. Circulär des Ministers an alle auswärtige Agenten Frankreichs vom 2. Jan. 1798. Vergleichung mit der französischen Diplomatie unter Ludwig XIV. Anwendung auf die Confiskation aller neutralen Schiffe, die englische Waaren haben.

XI. Brief.

An den Herrn Professor Ehlers in Kiel.

Rastadt, den 24. Febr. 1798. S. 318.

Verdienste des Markgrafen von Baden. Ton des Hofes. Ordnung in den Regierungsgeschäften.

Beispiel des Markgrafen. Finanzen. Wohlthätigkeit der fürstlichen Familie. Aufmunterung des Kunstfleißes in Carlsruhe. Lage von Carlsruhe. Das Schloß. Der Park. Die Steinschleiferei. Putz aus isländischer Lava. Der botanische Garten. Die Bibliothek. Kabinette. Gymnasium. Wissenschaftliche Anstalten. Durlach. Ettlingen.

## XII. Brief.

An die Frau Etatsräthin Brun in Kopenhagen.

Rastadt, den 1. März 1798. S. 347.

Allgemeines Interesse für die Schweiz. Wichtigkeit der Neutralität der Schweiz. Freistätte für Verfolgte. Beweggründe des französischen Fructidors, die Schweiz zu revolutionniren. Einfluß des 18. Fructidors. Petitionnäre des Waadtlandes. Erste Schritte des französischen Direktoriums. Zaghaftigkeit der berner Regierung. Fehler des Obrist Weiß. Verlust des Waadtlandes. Tagsatzung zu Aarau. Erneuerung des helvetischen Bundes. Revolutionnirung von Basel. Regierungsveränderung in Luzern. Aufruhr in Aarau. Regierungsveränderung in Bern. Unterhandlungen der berner Regierung mit dem französischen Direktorium. Veränderung der Regierung in Zürch, Schafhausen, Freiburg, Solothurn, und in den Unterthanen-Landen.

## XIII. Brief.

An den Hrn. Professor Münter in Kopenhagen

Rastadt, den 5. März 1798. S. 402.

Römische Republik. Triebfeder der Revolution. Absichten der französischen Regierung. Revolution

von Genua. Venedigs Fall. Buonaparte's verminderter Einfluß. Erste Schritte zum Umsturz der Lage von Italien. Grundlage einer neuen Republik. Stimmung des Volks. Vollendete Stiftung der cisalpinischen Republik. Erpressungen der Franzosen in Italien. Summen, die sie aus andern Ländern zogen. Beutemachen. Schnelles Vorrücken ihrer Armeen. Französische Officiere. Armee der Oesterreicher. Ursachen des Unglücks der Alliirten. Politische Fehler. Verlust der Niederlande. Stimmung der Deutschen.

XIV. Brief.

An die Frau Etatsräthin Brun in Kopenhagen.

Rastadt, den 10. März 1798. S. 439.

Anzeigen der bestimmten Absichten des französischen Direktoriums gegen die Schweiz. Fruchtlose Unterhandlungen. Schwanken der berner Regierung. Verwerfung der Vermittelung von Basel und Schafhausen. Uneingeschränkte Vollmacht an den General Erlach. Zweite Unterhandlung mit dem General Brüne. Brüne's Ursachen, eine Schlacht zu vermeiden. Maaßregeln zur Verführung der berner Soldaten. Abdankung des Raths. Einführung einer provisorischen Regierung. Deputation an Brüne. Zurücknahme der Vollmacht an Erlach. Erneuerung derselben. Abermalige Zurücknahme. Einnahme von Solothurn und Freiburg. Gefechte vor Bern. Uebergabe der Stadt.

# I.

Göttingen, den 17. Dec. 1797.

Ich eile, Ihnen, lieber Münter, Nachrichten von meiner Reise, von dem ersten Ort aus zu geben, wo ich eigentlich eine Nacht geruhet habe — von dem Orte, wo wir vor achtzehn Jahren beide, als Jünglinge, zuerst das Band der Freundschaft knüpften. Wie wenige Freundschaften überstehen eine solche Periode, zumal bei einem täglichen Umgange, der so leicht eine oder die andere Collision herbeiführt!

Sie wissen, daß ich meine Reise nicht unter günstigen Auspizen antrat: dennoch ist sie im Ganzen glücklich gewesen — aber sehr langsam, ungeachtet ich eilte, was ich konnte. Eilf Tage von Kopenhagen nach Göttingen, ohne eine Nacht auszuruhen! Man sollte es kaum glauben; aber man kann sich auch nicht vorstellen, wie abscheulich die Wege sind.

Weil sich die Abreise aus Kopenhagen von 4 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends verzog, so kam ich in Corsöer erst des Nachmittags um 2 Uhr an. Das Schiff zur Ueberfahrt über den großen Belt war schon am Morgen bestellt gewesen. Diese wenigen Stunden haben mir über drei Tage gekostet: so viel ist daran gelegen, auch keine Stunde zu verlieren, wenn man zumal über das Wasser muß. Am Morgen wäre ich, wenn gleich mit widrigem Winde, doch übergegangen: denn die Post ging über. Als ich aber in Corsöer ankam, war der Sturm so heftig, daß durchaus kein Schiff auslaufen konnte. Man hatte alle Mühe, sich auf der Brücke, die nach dem Hafen führt, aufrecht zu halten; verschiedene Menschen wurden sogar wirklich umgeworfen. Ich mußte also unmuthig dem Wirthshause wieder zuwandern. Nicht einmal meinen Wagen konnte ich an Bord bringen lassen.

Der ganze folgende Tag verging auf eben die Weise. So erwünscht uns sonst das wohlbestellte Haus der Madam Bagger ist, wenn wir aus dem Schiffe steigen und Seelands Ufer begrüßen: so traurig ist es, wenn man durch

Wind und Wetter darin eingesperrt wird. Ich erinnere mich nicht, ob Sie sich je in diesem Falle befanden: ich weiß also auch nicht, ob Sie meine Ungeduld ganz mit mir theilen können. Vergebens zürnte ich mit mir selbst, und suchte dann diese, dann jene Beschäftigung hervor, und machte von einer Stunde zur andern meine Plane, wie ich die folgende zubringen wollte: ich hatte keine Aufmerksamkeit zum Lesen oder zum Schreiben, ich mogte zu niemand gehen, mogte fast nicht mich von dem Fenster trennen, aus dem ich den Sturm und die aufgebrachte See nur zu nahe beobachten konnte. Selbst die früh einbrechende Nacht setzte der Unruhe kein Ziel, ob sie gleich die Abreise vollends unmöglich machte, und noch im Schlaf fuhr ich oft auf, weil ich die sehnlich erwartete Stimme des Schiffers zu hören glaubte, der mich an Bord rief.

Früh mit der ersten Morgendämmerung eilte ich wieder an den Hafen. Der Wind war entgegen, aber das Wetter gut. Wir konnten segeln; das genügte mir. Gerne vertauschte ich meinen bequemeren Aufenthalt mit dem ungemächlichen auf dem Schiffe. Dann hörte doch

Wenigstens scheinbar, die gänzliche Unthätigkeit auf, wozu ich in Corsöer mich verurtheilt sah. Ich war doch in Bewegung, war wieder auf der Reise, wenn sie gleich mich dem Ziel wenig näher brachte.

Aber mein Schiffer dachte anders. Aeußerst unlustig darüber, daß ich ihn weckte, versicherte er, es könne uns wenig helfen, abzusegeln, weil wir doch nicht weit kämen. Er rieth, einige Stunden zu warten, da sich der Wind leicht ändern könne. Sie können glauben, daß seine Gründe keinen Eindruck auf mich machten. Wirklich schienen sie so zusammenhängend aus dem obersten Prinzip seiner Gemächlichkeit zu fließen, daß er mich, auch bei geringerer Ungeduld, nicht überzeugt hätte. Ich bestand daher auf meiner Meinung, daß man die gehoffte Aenderung des Windes besser und schneller nutzen könne, wenn das Anker schon gelichtet wäre, als wenn wir dann erst die langwierigen Zubereitungen zur Reise machen sollten. Zum Glück traten alle die verschiedenen Parthieen, die auch schon den gestrigen Tag in Corsöer geharrt hatten, auf meine Seite. Ich hatte, unserer Abrede nach, sie wecken lassen, und auch sie kamen

nun nach und nach, in Person oder durch Repräsentanten, an den Hafen, und erklärten ihren Schiffern, daß sie abreisen wollten. So vielfachen Zudringlichkeiten konnten die Schiffer doch nicht länger widerstehen. Zwei Stunden, nachdem die Schiffsleute an Bord gekommen waren — so lange dauerte es noch, ehe mein Schiff, das letzte in der Reihe, abfahren konnte, verließ ich die Rhede von Corsöer.

Die vier Schiffe, die fast zugleich in See stachen, wurden bald von einander getrennt. Mein Schiffer sagte mir, jeder von ihnen pflegte so gewöhnlich seinen Cours zu nehmen, und da entschiede denn oft ein blitzschneller Windstoß, welcher dem andern zuvorkäme. Der Himmel weiß, wie innig ich an den Vorzug seines Cour-ses zu glauben suchte. Wirklich ward mein Glaube auch nicht wenig gestärkt, als ich Mittags eines von unsern Wettschiffen hinter uns sah, das in der Ordnung das zweite gewesen war. Auch dem dritten noch segelten wir vorbei; aber der Schiffer, der zuerst ausgelaufen war, behauptete seinen Vorrang. Mit neidischem Auge verfolgte ich seinen Lauf, so lange

das stark abnehmende Tageslicht es zuließ; und in Nyborg war auf meine erste Frage die Antwort, daß er schon seit zwei Stunden angekommen wäre.

Wir hatten, alle Reisende, die Abrede genommen, einer für den andern die Pferde zu bestellen. Ich fand also die meinigen schon bereit, und fuhr, ohne den mindesten Aufenthalt, nach Assens. Es war ein schreckliches Wetter: aber freilich fühlte ich unmittelbar nur wenig Beschwerde davon. Meine schwerfällige Reisekutsche ging so bequem, daß man vortreflich darin ruhen konnte, und für die äußere Luft war sie fast unzugänglich. Diese Vorsicht kam mir auf einer so weiten Reise, in dieser Jahrszeit, sehr zu statten. Ich danke es ihr hauptsächlich, daß ich mich so wohl befinde, und nicht einmal über große Ermüdung zu klagen brauche.

Aber meiner Geduld stand wieder eine harte Prüfung bevor. Als ich um zehn Uhr Morgens in Assens ankam, wüthete der Sturm so schrecklich, daß ich mich, wie in Corsöer, darein fügen mußte, von der Schiffbrücke umzukehren. Indeß ließ ich meinen Wagen gleich auf das

Schiff bringen, weil man mir Hoffnung machte, der Wind würde sich den Nachmittag legen. Zwei Hamburger Kaufleute, die von Nyborg aus mit mir gereiset waren, wollten es darauf nicht ankommen lassen. Sie gingen Mittags nach Middelfahrt, wo man über das sehr schmale Wasser zu jeder Zeit kommen kann, und von da über Colding nach Hadersleben. Dieser Weg ist freilich der sicherste, aber man macht erstlich einen Umweg nach Middelfahrt von fünf bösen Meilen, und dann hat man von Middelfahrt bis Hadersleben noch vier Meilen weiter, als von Arroesund aus. Neun Meilen bei diesen Wegen umzureisen! — Nein, das war mir zu arg: ich beschloß, mich lieber dem Neptun noch einmal in die Arme zu werfen, so unfreundlich er mich auch bisher behandelt hatte.

—

Wirklich schien sich der Wind Nachmittags zu legen. Nun bestand ich mit Ungestüm auf die Abfahrt. Man holte den Schiffer. Ich verschwendete umsonst alle Mittel, ihn zu überreden: selbst das Mittel, wodurch der böse Geist meistens seine Absichten erreicht, war bei ihm fruchtlos. Zuletzt schalt ich ihn mit zorniger

Miene feigherzig. Ich sagte ihm, da ich doch eben so viel wagte, als er, so sey es schimpflich, daß er sich weigerte, abzusegeln, ohne behaupten zu können, daß eine bestimmte Gefahr vorhanden sey. Mein Mann ließ sich auch das Ehrgefühl nicht anfechten. Er erwiederte mit dem größten Phlegma: „Ein jeder könne es damit „halten, wie es ihm beliebe. Ihm sey sein Le„ben viel zu lieb, um es irgend in Gefahr zu „geben.“ War das Argument in der That unwiderleglich, oder ermüdete mich seine unerschütterliche Gleichgültigkeit? — ich begnügte mich mit dem Versprechen, daß er mich unverzüglich, auch in der Nacht rufen wolle, so bald es möglich wäre, unter Segel zu gehen.

Indeß gab ich die Controlle keinesweges auf: es schien mir ausgemacht, daß er nicht große Neigung habe, seine Zusage zu erfüllen. Ohnehin war ich viel zu ungeduldig, um zu schlafen. Ich horchte ängstlich dem Sturm bis Mitternacht zu. Plötzlich ward es stille. Nun brachte ich das Haus in Bewegung. Sollten Sie es glauben? Nur mit Mühe konnte ich es erhalten, daß man den Schiffer wieder herbeirief. Und wer weiß,

ob er nicht auch jetzt meine Erwartung getäuscht, und bis an den Morgen mich hingehalten hätte, wo vielleicht wieder, wie die vorigen Tage, ein Sturm mich gefesselt hätte — wenn mir nicht unvermuthete Hülfe erschienen wäre.

Ein Dutzend versuchter Matrosen, die von ihrer weiten Fahrt auf Island und Grönland jetzt in ihre Heimath zurückkehrten, warteten gerade auch auf die Ueberfahrt. Sie wissen, lieber Münter, daß diese Schifffahrt eine der besten Pflanzschulen für unsere Marine ist. Die Leute werden darin mehr, als leicht auf einer andern Fahrt, abgehärtet gegen Gefahr und alle Beschwerden des nördlichen Klima. So auch meine Reisegefährten. Man brauchte sie nur zu sehen, um sich mit ihnen getrost in die Wellen zu wagen. Wirklich traten sie alle auf meine Seite, als sie hörten, daß ich abfahren wollte. Ihr Zureden mogte mehr auf den Schiffer wirken, als meine Vorstellungen. Wir gingen Nachts um 1 Uhr unter Segel.

Der Wind war halb; die Nacht eine der schönsten Winternächte, die Sie sich denken können. Wir hatten treflichen Mondschein, und es

war so wenig kalt, daß ich während der Ueber-
fahrt immer in der freien Luft blieb. Sie
dauerte nur drei Stunden. Diese Zeit verstrich
mir sehr schnell unter mancherlei Gesprächen mit
den Matrosen. Ich hatte von jeher eine Vor-
liebe zunächst für Soldaten, und dann für alle,
die ihr Leben unmittelbar bei ihrem Berufsge-
schäft wagen. Darum unterhalte ich mich so
gern mit solchen Leuten über ihre Lebensweise.
Meine jetzigen Gefährten hatten, bis auf einen,
alle die Eigenschaft, welche ein Laie auch unter
dieser Klasse bei weitem nicht immer antrifft,
daß sie gesetzt und fern von aller Prahlerei wa-
ren. Sie belehrten mich, mit Zuziehung des
Schiffers, der nun wirklich seine Ehre dabei in-
teressirt glaubte, Rechenschaft von seinem Thun
zu geben, über die Gefahr, welche die Ueber-
fahrt zur Nachtzeit haben könnte. Sie besteht
besonders in den seichten Gründen, welche man
an gewissen, in der Nacht nie vollkommen be-
merkbaren, Zeichen erkennt. Allein die frem-
den Matrosen behaupteten, daß ein der Gewäs-
ser kundiger Schiffer, bei einem so hellen Mond-
schein die Gründe nicht zu fürchten habe, zumal
wenn sein Schiff so stark, wie das unsrige, be-

mannt wäre. Dem widersprach zwar der Schiffer nicht; er erzählte aber doch, daß in sechs Jahren keine Schmacke zur Nachtzeit übergegangen wäre. Zu desto größerer Vorsicht hatte der Stadtvoigt zu Assens das Leuchtfeuer anzünden lassen, sobald es dunkel ward. Dieß Signal hätte man auf der Insel Baagöe, auf dem halben Wege zwischen Assens und Arroesund, beantworten sollen, weil es allemal eine ungewöhnliche Ueberfahrt bedeutet, die man von Baagöe aus durch eine gleiche Beleuchtung unterstützen soll. Allein es unterblieb, vielleicht aus Unachtsamkeit, weil dergleichen Fälle an Tagen, wo die Post nicht übergeht, zu den Seltenheiten gehören. Wir litten nun zufällig nicht darunter; der Mond ersetzte uns reichlich das Baagöer Feuer.

Innig erfreuet darüber, daß ich nun kein Wasser mehr vor mir hatte, kam ich am Sonntag Morgen, den 10ten December, früh um vier Uhr in Arroesund an. Sie erinnern sich noch, daß dieß Posthaus, das erste im Schleswigschen, ein einzelnes Gehöft ist. Man wird schnell befördert, wie überall in den Herzogthü-

mern. Mein Postillion blies ein munteres Morgenlied. Dadurch erneuerte ich meine Bekanntschaft mit ihm, die ich vor zehn Jahren durch eben dieß Vehikel errichtet hatte. So pflanzt sich oft der Eindruck von Kleinigkeiten mit einer Lebhaftigkeit fort, die unerklärbar seyn würde, wenn wir nicht auf die besondern Umstände Rücksicht nehmen, welche dem, was an sich geringfügig scheint, in dem Augenblick Wichtigkeit geben.

Von Hadersleben bis Glückstadt brachte ich 41 Stunden zu. Dieß ist auf 30 Meilen nach der Holsteinischen Posteinrichtung unerhört. Denn die Extraposten sollen nicht blos, nach der Vorschrift der Gesetze, eine Meile in einer Stunde fahren: es wird auch über die Nachlebung dieser Vorschrift wirklich gehalten, und jedem Reisenden muß sein Postillion auf der Station einen Stundenzettel vorlegen. Auf diesem Zettel soll nicht nur bemerkt werden, ob der Postillion die Station in der vorgeschriebenen Zeit zurückgelegt hat; der Reisende wird auch überdieß aufgefordert, anzuzeigen, ob er sonst irgend eine Beschwerde habe. Alle Postmeister sind angewiesen, auf diese Zettel mit der größten

Sorgfalt Acht zu haben; sie kommen sogar zur endlichen Revision an das Generalpostamt. So oft ich sonst durch Holstein und Schleswig reisete, habe ich immer es so gefunden, wie die Postordnung es hoffen läßt: nur auf dieser Reise, wo mir gerade am meisten an schneller Beförderung lag, fand ich es nicht so. Sie sehen, daß auf jede Meile im Durchschnitt 1½ Stunde kommt; sonst nur 1 Stunde und zehn Minuten. Freilich waren die Wege so schlecht, daß ich den Postillions, zumal denen, die bei Nacht fuhren, schon etwas darauf anrechnen muß.

Indessen brachte mich diese neue Zögerung vollends um die wenigen Stunden, die ich auf dieser Reise meinen nächsten Verwandten widmen konnte. Ich hatte mir, wie Sie wissen, einen einzigen Tag ausgebeten, um meinen Vater zu besuchen, und auch dieser Tag ward mir über die Hälfte abgekürzt. In Glückstadt kam ich Nachts um 1 Uhr an, und, nachdem ich wenige Stunden mit zwei von meinen Brüdern dort zugebracht hatte, reiseten wir zusammen nach Ranzau, wo mein Vater, als Administrator, das herrschaftliche Schloß bewohnt.

Diese Reise war mir so angenehm, daß ich nicht bemerkte, wie lange sie dauerte. Ich war mit meinen Brüdern größtentheils in den Gegenden, wo tausend Erinnerungen uns die frohe Kindheit und Jugend zurückriefen. Bis zu dem schönen Dorf Nienbrock ist der Weg nach Ranzau auch die Landstraße nach Hamburg, und eben der Weg, den wir so oft nach unserm Gut Sarlhusen fuhren. Bei Nienbrock geht er seitwärts durch Moore und durch ein ziemlich großes Holz, worin angenehme Fußstiege sind. Im Ganzen ist der Weg gut genug; dennoch brachten wir auf die vier Meilen von Glückstadt bis Ranzau sechs Stunden zu.

Was soll ich Ihnen von der Zusammenkunft mit meinem Vater sagen? So viele Umstände kamen zusammen, die mich in eine innig gerührte Stimmung versetzten. Der alte Mann, der dem Könige 38 Jahre gedient hatte, die letzten 15 Jahre als Vicekanzler und Landkanzler des Herzogthums Holstein, wählte sich seinen jetzigen, ruhigern Posten, als die letzte Station seiner irdischen Laufbahn. Hier wird er nun sterben, dein guter Vater — dachte ich, als er

noch des Abends froh mit drei seiner Söhne speiſete. Wer weiß, wie bald — dieß war mein zweiter Gedanke, der sich pfeilschnell an den ersten reihete. Eine Thräne zitterte in meinem Auge — aber der Gedanke hielt sie zurück, daß er selbst nicht jenen Gedanken theilte. Wirklich schien er nicht zu wissen, was mir sehr auffallend war, daß er in dem letzten Jahre sehr abgenommen hatte, und er war diesen Abend so heiter in unserer Gesellschaft, daß ich fast nicht an unserm Wiedersehen zweifle. *)

In der ersten Morgendämmerung verließen wir Ranzau, ich und meine Brüder, die mich noch bis Pinneberg, vier Meilen weit, begleiteten. Ich suchte mir die Erinnerung der Gegend aus meinen Kinderjahren zurückzurufen: aber vergebens. Als Knabe von sechs bis neun Jahren war ich oft auf diesem Schlosse gewesen, bei dem damaligen Administrator, dem Freiherrn

*) Ich habe ihn nicht wieder gesehen, meinen guten Vater. Er starb am 27sten Aug. 1798, als ich noch in Rastadt war, plötzlich und wahrscheinlich sehr sanft an einem schnell zurückgetretenen Podagra.

von Schlenthal. Das Andenken an die Personen, die ich dort sah, besonders an eine Gespielin von meinem Alter, ist mir immer gegenwärtig geblieben. Allein von der Gegend hatte ich auch nicht die mindeste Erinnerung. Das Schloß liegt recht angenehm auf einer Insel, zu welcher nach der alten Bauart Zugbrücken führen. Auf einer andern Insel liegt der große Garten: in der Nähe treffliche Wiesen, deren Benutzung einen Theil der Diensteinkünfte des Administrators ausmacht.

Meine Reise von Kopenhagen her war zu schnell, um genaue Beobachtungen über die Zunahme des Wohlstandes anzustellen, die in den Herzogthümern seit den acht Jahren, da ich sie nicht gesehen habe, eingetreten ist. Nur im Vorbeigehen schloß ich, insonderheit aus den neuen und verschönerten Gebäuden in den Städten des Herzogthums Schleswig, auf ihren Gewinn durch Handel und Schifffahrt. Auch schien es mir, wo ich Gelegenheit hatte, auf den Zustand des Landmanns zu achten, daß der Einfluß des vortheilhafteren Verkaufs der Produkte in den Häusern und Geräthschaften, wie

in

in dem Viehstand sich allenthalben zeigte. Dieß mußten auch nothwendig die Folgen der glücklichen Neutralität seyn, deren sich diese Länder durch die Vorsicht unserer weisen Regierung stets erfreueten, und die sie vermittelst ihrer Lage in vollem Umfange benutzen konnten. Mag immerhin auch ein beträchtlicher Theil des Gewinns dem hamburger Kaufmann zugeflossen seyn, durch dessen Hände diese Geschäfte großentheils gingen: bei weitem das meiste ist doch in dem Lande geblieben, das die Produkte hergab.

In Hamburg und Altona brachte ich jetzt nur einen halben Tag zu, zum Theil um einige nothwendige Geschäfte zu besorgen. Doch sah ich, wenn gleich nur auf Augenblicke, die meisten unserer Freunde *); auch machte ich eine neue interessante Bekanntschaft an dem französischen Minister Reinhardt, dem Schwiegersohn unsers würdigen Reimarus **). Wie gerne

*) Einer von ihnen, Herr Sieveking, dessen früher Tod mit Recht so allgemein betrauert ist, starb während meiner Abwesenheit.

**) Ich hatte nachher das Vergnügen, Herrn Reinhardt und seine Frau auf ihrer Reise nach Paris in Rastadt zu sehen.

wäre ich in Hamburg wenigstens noch einen Tag geblieben, der mir selbst für die Geschäfte gewiß nicht verloren gewesen wäre. Aber die unerwartete Nachricht, die ich hier erfuhr, daß Buonaparte Rastadt am 2. December wieder verlassen habe, schien mir die Beschleunigung meiner Reise noch mehr zur Pflicht zu machen.

Schon am 14. setzte ich meinen Weg nach Lüneburg fort. Ich zog diesen dem über Haarburg vor. Theils fürchtete ich nun bei dem breiteren Wasser wieder Zögerungen, theils schilderten mir alle Nachrichten den Weg von Haarburg nach Celle gefährlicher, als jeden andern Weg über die Heide.

Die Fruchtbarkeit des ganzen Landstrichs bis Zollenspicker *), und der hohe Wohlstand der Einwohner fielen mir auch jetzt wieder auf: aber ich bemerkte auch in den Wirthshäusern einen Ton und eine Stimmung für die Art Wohlleben, die uns leider fürchten läßt, daß der gemeine Mann nicht immer den möglichsten Wohl-

*) Von Hamburg bis Zollenspicker 4 Meilen. Derter: Hamm und Horn 1 Meile, Bergedorf 2 Meilen.

stand tragen kann. Ich sage, der gemeine Mann — weil jetzt nur von diesem die Rede ist. Sonst kennen Sie mich zu gut, um nicht zu wissen, daß ich eben diese Bemerkung auch auf die gebildeteren Stände anwendbar glaube.

Bei Zollenspicker geht es über die Elbe nach Hoop, eine kleine Viertelmeile. Man sieht hier eine hannöverische Schanze, die aber nicht sehr bedeutend scheint. Hoop ist ein einzelnes Haus, wo man Postpferde bekömmt. Es sind 3 Meilen bis Lüneburg. Der Weg geht anfangs durch niedriges Land; allein bald fängt die sandigte Gegend an, die fast bis Lüneburg dauert. Nur bei Winsen, das zur Linken liegen bleibt, ist wieder etwas Marsch.

Von Lüneburg, wo ich mit dem nach Ratstadt bestimmten Legationssekretair, Kammerjunker von Eyben, zusammentraf, setzte ich meine Reise ununterbrochen bis Nordheim fort. Das Wetter ward freundlicher; aber die Wege sind, zumal bis Celle, sehr schlecht. Wenn man dieß bedenkt, so kann ich nicht über die sonst so verschrieenen hannöverischen Postillions klagen. Sie bringen, es ist wahr, auf eine Meile im Durchschnitt 2 Stunden zu, und man muß bei

dieser Jahrszeit mit dem nothwendigen Aufenthalt auf den Stationen fast $2\frac{1}{2}$ Stunden auf die Meile rechnen. Allein die hannöverischen Meilen sind wirklich größer, als die holsteinischen, und der Weg auf der Heide ist weit tiefer ausgefahren, ja an einigen Stellen fast grundlos. Wenn ich am Tage eine solche Spur sah, so konnte ich oft nicht begreifen, daß ich nicht in der Nacht umgeworfen wäre. Dennoch wagte ich mich eben so getrost in der folgenden Nacht, und zürnte, wenn man auf den Stationen hie und da eine Stunde warten wollte, bis die Morgendämmerung anbräche. Aber so geht es ja mit allen Gefahren. Man wird mit ihnen vertraut; jedes Beispiel einer überstandenen Gefahr hat eine magische Kraft, uns gegen die bevorstehende zu stärken.

Die Heide zwischen Lüneburg und Celle fand ich merklich mehr angebauet, als vor funfzehn Jahren, da ich sie zuletzt sah: die Hölzungen, die damals im ersten Anwuchs waren, haben schon beträchtlich zugenommen *). Um Celle

*) Von Lüneburg bis Celle sind $10\frac{1}{2}$ Meilen. Oerter: Bardenhagen, Wallbrik, Ellgen, Ebs

schien mir die Gegend verschönert; besonders bemerkte ich die Erweiterung der Gärten vor den Thoren.

Von Celle bis Hannover ist jetzt eine so genannte Sand-Chaussee gemacht. Sie hat darin einen großen Vorzug vor den Heidewegen, daß der Boden fest ist; sonst schneidet der Wagen eben so tief in den Sand ein. Die Poststation zwischen beiden Städten ist zu Schillerslage, einem einzelnen großen Pachtstück auf der Hälfte des Weges. So viel ich während eines kurzen Aufenthalts von einer Stunde bemerken konnte, schien mir die Oekonomie auf diesem Hofe für diese Gegenden sehr vorzüglich.

Auf die Chaussee von Hannover nach Göttingen, die so vortreflich war, als wir den Weg mit einander machten, hatte ich mich recht gefreuet. Ich fuhr Nachts um 11 Uhr aus Hannover, und dachte nun doch den andern Nachdorf, Station 3 Meilen; Grotenhus, Dreiling, Lohe, Eschen, Station 4 Meilen, eine ziemlich große Stadt mit einem Stift, das freundlich an einem kleinen Fluß liegt; Goschen. Celle $3\frac{1}{2}$ Meilen.

mittag bei guter Zeit in Göttingen zu seyn. Aber die Rechnung schlug fehl. Sie war für den Sommer, nicht für den Winter; wenigstens nicht jetzt, da der Regen auch die Chaussee sehr verderbt hatte. Ich brauchte, auch bei doppelten Trinkgeldern, wenigstens 20 Stunden, um die 11 Meilen zurückzulegen. *)

Nachdem man so viele Meilen durch Heide gekommen ist, thut es doppelt wohl, wieder durchaus angebauetes Land zu finden; man freuet sich desto mehr darüber, da der Boden nicht be-

*) Gleich hinter Hannover geht es über die Leine, die immer zur Linken bleibt, bis Salz der Helden, wo man wieder über eine Brücke kömmt, und sie dann rechts hat. Oerter: Die Landwehrsschenke ½ M., Amuin 1 M., Pattensen 1½ M., Tiedenwiese, Station 2 M.; Wulfingen, Elze, Banteln, Brüggen 2 M., ein großes Posthaus, wo die Station ist; Amensen, Einbeck, Station 3 M.; Salz der Helden, das zur Seite liegen bleibt, Hohnstedt, Edesheim, wo man über die Rume kömmt, Nordheim, Station 2 M., Nörten, Angerstein, Bovden, Weende, wo wieder über die Leine eine Brücke führt, Göttingen 2 M.

sonders gut ist. Der menschliche Fleiß hat ihm also die Produkte abgezwungen; dieß giebt auch für die Heide Hoffnung.

Etwa zwei Meilen diesseits Einbeck liegt zur Linken das hildesheimische Städtchen Alsfeld sehr angenehm im Thale. Es zeichnet sich vor den übrigen Oertern aus durch einen stumpfen Thurm, und die rothen Dächer scheinen, so wie die größeren Häuser, einen gewissen Wohlstand zu verrathen. So ist es auch in der That; denn der Ort ist seiner Fabriken wegen in der ganzen Gegend bekannt. Hätte ich nicht so eilen müssen, so würden ein paar Stunden hingereicht haben, den kleinen Umweg zu machen, um den es sich allerdings der Mühe lohnte.

In dieser Gegend sieht man hier und da zur Linken im Hildesheimischen weit entfernt einzelne Berge liegen, die alle die äußersten Zweige des Brocken sind. Vielleicht gehört auch die Hufe bei Einbeck zu dieser Familie, ob er gleich jetzt isolirt in einer Ebene liegt; wir finden wenigstens manche ähnliche Phänomene in dem weiten Bergbezirk des Brockens.

Die Hufe schien mir auch jetzt, eben wie das erste mal, da ich ihn sah, ein sehr hoher Berg zu seyn. Das Auge, das lange an Ebenen gewöhnt ist, muß ihn auch hoch finden im Vergleich mit den Hügeln, die man etwa hie und da auf dem ganzen Wege von Kopenhagen aus antrifft. Ein heiterer Himmel begünstigte dießmal meinen Wunsch, nach einer so langen Entwöhnung wieder einmal einer Bergaussicht zu genießen. Ich verließ den Wagen am Fuße des Berges, und wanderte durch das Holz, womit er ganz bewachsen ist, und worin noch hin und wieder ein grüner Baum durchschimmerte, dem Kreuze zu, das durch eine lange Inschrift vor der Stelle warnt, wo ein Fuhrmann mit Pferden und Wagen verunglückte. Auf der Höhe liegt das Zollhaus. Hier ist zugleich eine Wirthschaft; eine Idee, die ich sehr liebe, an Stellen, die sich durch eine schöne Lage auszeichnen, die Menschen auch beiläufig zur Beschauung der Natur einzuladen. Wirklich ist die Aussicht von der Höhe sehr weit. Man übersieht das ganze Thal bis zum Brocken, der sich in der Ferne erhebt, und hier den Horizont schließt. Unten im Thale liegt die Stadt Einbeck, an den

Berg gelehnt. Die Leine, welche durch das Thal mit einigen Krümmungen fließt, belebt die ganze Gegend. Bei dem allen sind die Umrisse des Horizonts nicht sehr bestimmt, weil die Gegend nicht vorzüglich angebauet ist.

Als ich Abends um 7 Uhr aus Nordheim abfahren wollte, zeigte sich, daß mein Wagen einer vorläufigen Reparatur bedurfte. Er war zu schwer beladen gewesen; ein Fehler, dessen sehr nachtheilige Folgen ich nun erst durch Erfahrung kennen lernte. Die Bequemlichkeit, alle Effekten bei sich zu haben, verleitete mich; aber ich fand nun, daß die öftern Reparaturen und der Zeitverlust, der daraus entsteht, ein weit größeres Uebel sind.

Man hoffte, ihn bis zum folgenden Morgen wieder fahrbar zu machen: diese Zeit, die in Nordheim verloren gewesen wäre, beschloß ich zu nützen, um einige Stunden in Göttingen zuzubringen. Herr von Eyben war so gütig, die Aufsicht über Wagen und Effekten zu übernehmen, und ich setzte mich allein in eine Courierchaise. Schnell genug fuhr ich nach Göttingen; aber auf dieser Courierchaise ward ich so jäm-

merlich gerüttelt, daß es gerade einer so hohen Spannung bedurfte, als der, worin ich war, um der Ermüdung nicht unterzuliegen, da ich in der Krone ankam. Sie fragen gewiß nicht, woher diese Spannung? Die Gegend um Nörten, ob es gleich so finster war, daß ich nichts unterscheiden konnte, rief meiner Phantasie jenen Tag zurück, wo wir die Eltern einholten *). Der ganze Gang meines Lebens in diesen funfzehn Jahren entfaltete sich nun. Ich verlor mich in ein Forschen, das für uns Sterbliche nicht bestimmt ist, und dem wir uns doch selten entziehen können. In dieser Stimmung kam ich in Göttingen an. Der Stoß, den eine solche äußere Begebenheit unsern Empfindungen immer giebt, that auch bei mir volle Wirkung. Nun verdrängten die Erinnerungen von Göttingen, die Erwartung von den Unterredungen, die ich mit einigen, mir vorzüglich interessanten Männern haben würde, jede andere Idee. Ich fühlte keine Ermüdung und keinen Hunger;

*) Meine verewigte Gattin war damals mit ihren Eltern, als ein neunjähriges Kind. Sie gab schon damals die schönsten Hoffnungen von dem, was sie einst werden würde.

ich eilte nur, um die einzige Abendstunde, die schicklicher Weise noch übrig war, so gut ich konnte, zu nutzen. Es war freilich unmöglich, alle meine ehemaligen Lehrer zu sprechen, wenn ich ihnen auch nichts hätte sagen wollen, als daß ich ihnen stets die dankbarste Erinnerung widmen werde. Aber einige konnte ich doch sehen, konnte sie bitten, mein Andenken bei den übrigen zu erneuern. Daß ich Pütter sah, dessen Verdienste ich stets so vorzüglich ehrte, errathen Sie leicht; auch dieß, daß ich nicht die Gelegenheit versäumte, eine, wenn gleich noch so kurze, persönliche Bekanntschaft mit Runde und Schlözer zu machen.

## II.

Frankfurt, den 23. Dec.

Meine große Eile, lieber Brun, wäre nicht nöthig gewesen. Ich erfahre hier, daß man in Rastadt noch von der Eröffnung eigentlicher Unterhandlungen ziemlich entfernt scheint. Aber andere beunruhigende Gerüchte lassen mich doch wünschen, bald an Ort und Stelle zu seyn. Ich werde daher für dießmal von Ihren Addressen keinen Gebrauch machen: man kann von solchen Bekanntschaften eigentlich nur bei einem etwas längern Aufenthalt den vollen Gewinn ziehen. Dagegen werde ich die zwei oder drei Respit-Tage, die ich mir nehmen kann, lieber anwenden, um über Mainz und Mannheim zu gehen. Nun kann ich es schon wagen, einen kleinen Umweg zu machen; denn man versichert mich, daß ich von jetzt an bessere Wege habe, zumal, wenn ich über Mainz gehe.

In der That, ich kann mich glücklich schätzen, daß ich bis hieher gekommen bin, ohne umgeworfen zu seyn, oder zwischen Gießen und Frank-

furt den Wagen zerbrochen zu haben. Sehr viele gesandtschaftliche Reisende sollen dieß Schicksal erfahren haben; einige sogar zu mehreren malen. So muß ich wohl noch über meine kleinern Unglücksfälle froh seyn, weil ich dadurch vielleicht grössern entgangen bin. Ich will wünschen, daß mir diese vernünftige Möglichkeit einfalle, wenn mich etwa wieder ein Unstern trifft; allein ich bitte doch den Himmel, daß die Prüfung nicht zu schwer seyn möge.

Die letzte war in der That sehr empfindlich. Denken Sie nur — wie wir eben aus Göttingen abfahren wollen, wo der Herr von Eyben zur bestimmten Zeit mit dem reparirten Wagen zu mir gekommen war — wendet der Postillion nahe vor dem Thore zu scharf um die Gosse — und beide Bäume brechen durch den Stoß.

Nun war es unmöglich, ohne eine Reparatur, die einige Tage wegnehmen konnte, den Wagen weiter zu bringen. Meine Briefe waren schon nach Frankfurt bestellt; ich konnte mich also nicht noch einige Tage in Göttingen aufhalten. In dieser Verlegenheit half mir wieder Herr von Eyben, da er sich erbot, für uns

sere Effekten Sorge zu tragen, und mich mit dem Wagen in Frankfurt einzuholen, wo ich seine Ankunft abwarten wollte.

Ich fuhr unterdeß mit einer Courierchaise voraus nach Cassel, wo ich sie mit einer Art Cabriolet vertauschte, die ich von dem Hofsattler Braun für einen billigen Preis kaufte. Dieser Braun hat eine durch ganz Deutschland berühmte Kutschenfabrik. In dem nördlichen Deutschland ist sie gewiß eine der besten; und er behauptet, daß er den berliner Wagen den Rang streitig mache. Dieß Kaufgeschäft gab mir zufällig eine Veranlassung, mich etwas bei ihm umzusehen. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welcher Sorgfalt er die einzelnen Stücke bearbeitet; zumal schien mir alles Eisenwerk vortrefflich. Auch sah ich einige neue Wagen bei ihm, sowohl Staatswagen als Reisewagen, die in hohem Grade Eleganz und Bequemlichkeit verbanden. Dabei versicherte er mir, daß er für seine Wagen auf eine gewisse Zeit einstünde, und sie auf diese Bedingung auswärts nach Bestellung verkaufte. Dieß war auch bei meinem Cabriolet der Fall; er erbot sich sogar, mir es

bei meiner Zurückkunft um denselben Preis wieder abzunehmen.

Wirklich habe ich große Ursache, damit zufrieden zu seyn, daß ich mir diesen leichten Wagen anschaffte. Ich wäre mit meiner Kutsche, völlig beladen, nimmermehr durch die bösen Wege bis Frankfurt gekommen; aber nun, da der kleine Wagen auch zwei Personen und einige von den Effekten aufnahm, haben wir keinen weiteren Unfall, auch nicht einmal eine Reparatur weiter gehabt.

In Cassel habe ich einen ganzen Tag sehr unterhaltend zugebracht. Der vorige ging auf die Reise von Göttingen, ob es gleich nur fünf Meilen sind, und weit bessere Chaussee, als die nach Hannover *). Und dabei kam ich noch so spät aus Münden, daß die schöne Aussicht von dem hohen Berge gleich hinter Münden ganz für mich verloren ging.

*) Oerter: Warnsen, Oberschede, die Werra mit einer Brücke, Münden $2\frac{1}{2}$ M. Station; Lutterberg, Landwehrhagen, Sandershausen. Auf dem halben Wege zwischen Landwehrhagen und Cassel geht das Hessische an.

Cassel ist eine der schönsten Städte in Deutschland. Sie hat sich in den letztern Jahren ungemein verschönert. Eigentlich besteht sie aus drei Städten: der Altstadt, und der alten und neuen Neustadt. Zusammen enthalten sie etwa 30000 Menschen. Die Neustadt ist ohne Vergleich schöner; der Landgraf will aber jetzt die Altstadt eben so gebauet wissen. Zu dem Ende hat er schon angefangen, Häuser und Straßen einzureißen, und einen schönen Platz dicht an der Brücke gemacht. Diese Brücke über den Fluß zwischen der Alt- und Neustadt ist vortreflich gebauet, zugleich schön und dauerhaft. Der Bau dauerte vier Jahre. Sie hat die einfache Inschrift: Zum Besten des Handels und zur Zierde der Stadt 1794. Unter der Brücke gehen die Flösse durch, die Weser entlangs, besonders mit Holz.

Die vielen freien Plätze machen die Luft rein, und tragen ungemein zur Gesundheit bei. In der Neustadt sind drei solcher Plätze. Der Königsplatz, an welchem das Hotel royal liegt, und in dessen Mitte König Friedrich von Schweden eine Statüe errichtet wird; der Friedrichsplatz, wo die von Nagel vortreflich ge-

gearbeitete Statüe Friedrichs ist; der Paradeplatz in der Nähe des alten Schlosses. Auf dem Paradeplatz ist eine schöne Colonade.

Den Friedrichsplatz halte ich für einen der vorzüglichsten in Deutschland. Man hat hier eine der treflichsten amphitheatralischen Aussichten auf Cassel, alle umliegende Gegenden und die Weinberge, die sich in einem Kreise umher ziehen. In weiterer Ferne übersieht man eine weite Landstrecke, bis auf acht Meilen im Umkreise, die der Natur Mannigfaltigkeit, und dem menschlichen Fleiß hohe Kultur verdankt.

An diesen Platz stößt an dem äußersten Ende die Bellevüe, eine von den schönsten Straßen in Deutschland. An der einen Seite ist eine Reihe pallastmäßiger Häuser: an der andern die Promenade, von der man die eben beschriebene Aussicht hat. Dieser Theil der Stadt ist in Rücksicht auf die Lage der angenehmste und gesündeste. Hier wohnt der Landgraf in seinem Pallast. Etwas weiterhin ließ man mich das Haus der Gräfin Schlotheim bemerken.

Um das alte Schloß sind Graben und Festungswerke jetzt geschleift und in Spatziergänge

verwandelt. Ehedem war in diesen Werken ein Gefängniß für Standespersonen. Da das Gefängniß niedergebrochen ward, so bauete man ein anderes wieder auf, um der Unbequemlichkeit zu entgehen, in solchen Fällen den einzelnen Arrestanten Stubenarrest zu geben. Das neue Arresthaus liegt an der Brücke auf der Straße nach Leipzig und Berlin. Es enthält in der großen Etage ein sehr anständiges Gefängniß. Unten sind unterirdische Gefängnisse. Dieß ist die sogenannte Bastille, von der die französischen Zeitungen, und nach ihnen die deutschen so viel Ungereimtes gefabelt haben. An der ganzen Sache ist nichts Auffallendes, als etwa der militärische Schein. Denn wahr ist es, man hat für die Sicherheit des Gefängnisses mehr als gewöhnliche Sorgfalt bewiesen. Die eine Seite des Gebäudes stößt ans Wasser, die drei andern sind mit Wällen, Gräben, Zugbrücken umgeben, und mit Kanonen umpflanzt. Auch liegt dort beständig eine Wache von einem Officier und 30 Mann.

Ueberhaupt begreife ich nicht, warum der Landgraf so oft angefeindet ist. Er besitzt persönliche Eigenschaften, die ihn vor manchen ent-

schieden auszeichnen, und der Zustand des Lan-
des — das Kennzeichen, nach welchem ich ge-
wöhnlich die Regierung beurtheile — scheint
vielmehr für ihn zu reden. Man kann ihm we-
der Scharfsinn, noch Arbeitsamkeit streitig ma-
chen: er sucht sich von allen Geschäften zu unter-
richten, und will allenthalben selbst wirken. Er
spricht jeden selbst, der ein Anliegen hat; hört
den Antrag mit Geduld an, und entscheidet mei-
stens, wo er unmittelbar entscheiden kann, mit
vieler Billigkeit. Ist er auf der einen Seite ein
erbitterter Feind von Freiheits-Neuerungen, wie
man hier die Bemühungen der angeblichen De-
mokraten nennt, so widersteht er auf der andern
nicht minder der Erbaristokratie. Erbadel und
Ahnen gelten ihm in Regierungsangelegenheiten
nichts, und dieß dürfte vielleicht ihm eben so
viele harte Urtheile zugezogen haben, als seine
Härte gegen einige unbesonnene Deklamateurs.
Freilich ist es des Fürsten Pflicht, mehr als an-
dere auf der Hut zu seyn, um sich nicht übereilen
zu lassen: aber man bedenke doch auch, daß ein
Fürst immer Mensch bleibt, und nicht minder,
als andere Menschen, Gefahr läuft, durch man-
che offenbar ungerechte Urtheile erbittert zu wer-

den. Ich bin wahrlich weit davon entfernt, der Selbstsucht, dem Eigenwillen und den gebieterischen Launen der Fürsten das Wort zu reden: allein ich will auch nicht, daß man ihre Fehler übertreibe, und ihnen nicht die gemeine Gerechtigkeit wiederfahren lasse, da man doch von ihnen mehr als von andern fordert.

Ich habe in Cassel vielen und dabei ziemlich allgemeinen Wohlstand bemerkt; auch herrscht hier sichtbar viel Geschmack und Kunstliebhaberei. Das könnte nicht der Fall seyn unter einem Regenten, wie manche den Landgrafen schildern. Ebenfalls scheint mir das Land im ganzen sich sehr erholt zu haben, ob es gleich viele Menschen in den Krieg abgegeben hat. Der Bauer ist sehr fleißig; die Häuser zeugen von einer gewissen Wohlhabenheit; das Vieh sieht gut aus. Hierin und in dem Zustand der Felder selbst scheint es sich sehr verbessert zu haben, seit ich im Jahre 1782 eine Strecke durchreisete. Freilich ist der Boden in einem so großen Gebiet natürlich verschieden. Er ist nirgends unfruchtbar; er erfordert aber, um ergiebig zu seyn, viel Arbeit. Selbst die Berge sieht man mit Vergnü-

gen bis auf die Spitze bearbeitet. An der Südseite wächst schon etwas Wein: er ist aber von geringerer Güte.

Das hessische Militär ist vortreflich und brav, wie die alten Katten. Das Corps, das Frankfurt einnahm, hatte gerade die Wache. Mein Begleiter machte mich darauf aufmerksam, indem wir vor der Hauptwache vorübergingen. Er fragte einen der Soldaten, ob nicht er von dem Corps wäre, das er nannte. „Ja," sagte der ehrwürdige Veteran mit wahrem kriegerischen Stolz, „wir haben Frankfurt genommen." Die Expedition war wirklich sehr gewagt. Hätten die Franzosen Kanonen auf den Wällen gehabt, so wäre der Ausfall schrecklich gewesen. Mir versicherten daher einsichtsvolle Militärpersonen, Cüstine habe nicht so gar Unrecht gehabt, zu glauben, die Stadt könne sich halten. In dieser Ueberzeugung rückte er wirklich den andern Tag bis Hadersheim vor. Hier erhielt er aber die Nachricht von der Einnahme Frankfurts, und nun mußte er sich zurückziehen. Hätte hingegen der König von Preußen damals den Vortheil schnell genug benutzt, so wäre Mainz weg gewesen, ehe die Franzosen sich recht befestigen

konnten. Es ist kaum glaublich, wie viel besser die Franzosen sich darauf verstehen, die jedesmalige Stimmung des Heeres zu ihrem Vortheil zu gebrauchen. Die Einnahme von Frankfurt war seit langer Zeit der erste Unfall der Franzosen: auf Seiten der Deutschen war es eine entschiedene Heldenthat. Man hätte damals mit der deutschen Armee alles wagen können, und die Franzosen fürchteten sich wirklich in Mainz. Die Folgen eines solchen Schlags für den ganzen Krieg lassen sich nicht berechnen. Aber es ist nur zu wahr, daß man selten, sehr selten bei einer solchen Allianz das Glück des Augenblicks auf seiner Seite hat. Der Feind, der allein gegen über steht, hat oft, bei einer weit geringeren Maße von Kraft, mehr Stärke durch die Einheit der Wirkung.

Bei dem allen gewann Frankreich erstaunend durch den Frieden mit Preußen und Hessen. Bis zu diesem Frieden war es nie sicher vor einem Einfalle in die Provinzen jenseits des Rheins, der das Reich bei der damaligen Stimmung bis in das innerste erschüttern konnte, wenn er irgend weise geleitet ward. Hingegen war der

Erfolg der französischen Waffen gegen die preußischen und hessischen Staaten sehr ungewiß. Zwar bedroheten sie damals Hessen; oder vielmehr sie gaben sich die Miene, es vernichten zu wollen, um dadurch den Frieden zu erzwingen. Allein die Gefahr war wirklich nicht groß. Die Defilees von Gießen und der Fuldischen Seite sind fast unzugänglich, wenn die Höhen mit Kanonen besetzt und durch so brave Truppen vertheidigt wurden. Und der Landgraf hatte damals wirklich 20000 Mann im Felde. Es war ein treffliches Corps, das die Franzosen selbst unter allen Truppen am meisten fürchteten. Dabei ist in Hessen der ganze Geist des Volks so kriegerisch, daß der Landgraf sicher auf kräftige Unterstützung rechnen konnte, wo es die Vertheidigung des Landes galt. — Aber es stand nun einmal im Buch des Schicksals anders geschrieben.

Indeß will ich damit nicht leugnen, daß nicht der Friede für Hessen sehr glückliche Folgen gehabt habe: es ist vielmehr gewiß, daß alle Länder, die zunächst hinter der Demarcationslinie liegen, seitdem bei dem Kriege nichts gelitten haben, sondern vielmehr noch Vortheil davon

ziehen. Um desto weniger kann ich es mir erklären, daß ich so wenig im Hannöverischen, als im Hessischen die Stimmung des Unterthans so durchaus gut gefunden habe, als ich es wünschte und erwartete. Selbst in Holstein ist sie nicht so gut, als in Dänemark. Von Holstein und Mecklenburg, vorzüglich von Holstein, mögte ich sagen, daß ein gewisses, zu hohes Gefühl von Wohlseyn jene Tadelsucht gegen die Regierung erzeuge, die mehr Unzufriedenheit zu enthalten scheint, als sie wirklich enthält. Aber einen so großen Wohlstand kann man nicht allenthalben für die Ursache annehmen. Fast fürchte ich daher, daß unbesonnene Schriften unserer Freiheitsprediger, die in den letztern Jahren unglücklicher Weise populärer geworden sind, ausgebreiteter gewirkt haben, als ich es selbst bisher glaubte. Auch scheint es mir, als wenn das Band des gemeinen Mannes gegen den Landesherrn durch die Religion beträchtlich nachgelassen hätte. Dieß wäre allerdings eine sehr nachtheilige Wirkung der Bemühung, wahre Aufklärung allgemeiner zu verbreiten. Aber zum Glück ist sie nicht wesentlich damit verbunden; sie fließt vielmehr nur aus einem Mißverstand, über den

eigentlichen Gegenstand und Umfang der Aufklärung, der sich leicht heben läßt, wenn man nur guten Willen hat, und nicht durch leidenschaftliches Vorurtheil eingenommen ist.

Diese und ähnliche Beobachtungen haben mich in Cassel mehr beschäftigt, als die Sehenswürdigkeiten, die sonst mit Recht der erste Gegenstand der Aufmerksamkeit der Reisenden sind.

Nicht einmal den weißen Stein habe ich wieder gesehen. Zwar ist die Jahrszeit nicht die günstigste; aber es wäre doch interessant gewesen, eine Vergleichung anzustellen. Er soll sich nicht mehr gleich sehen, wie er vor funfzehn Jahren war. Der jetzige Landgraf hat die Anlagen ungemein verschönert und ausgebildet. So ist er vielleicht jetzt der erste englische Garten in Deutschland: denn die bergigte Lage giebt ihm große Vorzüge vor Wörlitz und Weimar. Selbst die Wasserkunst, die schon ehedem so berühmt war, ist noch sehr vervollkommnet. Es ist auch ein neues herrschaftliches Haus gebauet, und eine Burg in ächtgothischem Geschmack.

Ein anderer schöner englischer Garten ist bei Bellevüe angelegt. Ueberhaupt soll die Garten-

kunst in den letztern Jahren viel höher gestiegen seyn. Mehrere Privatgärten um Cassel und auf benachbarten Landsitzen zeugen davon; und man muß gestehen, daß die Natur durch die reizende Lage sehr dazu einladet.

In dem Museum Fridericianum sind jetzt Bibliothek, Kunstkabinet, Antikensammlung und Observatorium vereinigt. Die Oberaufsicht darüber hat der Hofmarschall von Veltheim, ein Mann von vielen Kenntnissen und Geschmack.

Der gesellige Ton in Cassel ist fein und sehr gebildet. Cassel macht gewissermaßen die Grenze zwischen dem südlichen und nördlichen Deutschland. Es scheint mir, daß sich die Lebensweise der sogenannten höheren Stände mehr den Süd-Deutschen nähere; so wie die des gemeinen Mannes mehr den Nord-Deutschen.

Die Sprache des gemeinen Mannes ist beinahe wie im Hannöverischen. Sie wird aber geschwinder und uns Schriftgelehrten unverständlicher, so wie man sich dem Rhein mehr nähert.

Hinter Cassel wird der Unterschied im Klima, selbst im Vergleich mit Hamburg schon sehr merk-

lich. Aber freilich bringen die Berge wieder eine große Ungleichheit hervor. In den Ebenen ist die Luft viel milder, und dabei, wegen des Zuges zwischen den Bergen und der Entfernung von der See, doch trocken und rein. Die bergigten Gegenden sind kälter, und nach der verschiedenen Lage gegen Osten oder Westen mehr oder weniger rauh.

Sagen Sie Ihrem Karl, daß ich ihm sehr empfehle, die hessischen Berge einst sorgfältig zu bereisen. Sie sind in manchem Betracht für den Naturforscher überaus merkwürdig. Wir besitzen verschiedene wichtige Schriften darüber; aber die neuesten Beobachtungen sind bei weitem noch nicht hinlänglich benutzt. So ist man erst jetzt zur Gewißheit gelangt, daß der weiße Stein ein wahrer Vulkan ist; er hat vollkommen dieselben Produkte, als der Vesuv. Sagen Sie ihm auch von einem beiläufig gefundenen neuen Beweis der Entstehung des Basalts durch das Feuer. Man hat nemlich bemerkt, daß bei den hessischen Eisenöfen das Gestell, worin das Feuer gelegt wird, und die Blasebälge gehen, wenn es zerspringt, in fünfeckigte Säulen bricht, eben wie der Basalt.

Wie gerne hätte ich die gute Gelegenheit genutzt, auch diesen Gegenständen eine anhaltendere Aufmerksamkeit zu widmen, wenn ich nicht so schnell reisen müßte, daß ich nur im Fluge diese oder jene Bemerkung haschen kann. Das war besonders der Fall mit der Reise von Cassel bis Frankfurt, die mir sonst so manches Merkwürdige darbot.

Ich reisete in der Nacht von Cassel ab; aber die ganze Nacht brachte ich auf zwei Stationen von fünf Meilen zu. Zwar ist Chaussee von Cassel bis Marburg, allein sie ist an sich nicht so gut, wie die auf jener Seite von Cassel, und jetzt hatte der anhaltende Regen die Wege vollends verdorben. Hinter Cassel bleibt die Fulda rechts liegen, und in der südwestlichen Richtung kömmt man eine kleine Höhe heran; nachher ist das Land flach, und es geht bis Jesberg eher etwas bergab. Bei Zwesten, eine halbe Meile von Jesberg, fängt die Gegend wieder an, bergigt zu werden, und weitere Aussichten zu geben. Hinter Gilsenberg besonders geht es bergan. Diese Berge sind mit Holz bewachsen; die Gegend ist aber nicht besonders schön. Die beste Aussicht ist von einem ziemlich hohen Berge,

hinter Schönstadt; man übersieht eine weite Landstrecke, und die Lahn, welche die Ebne erheitert *). Seit Cassel sieht man keine Strohdächer mehr; nur Schindeldächer. Die Häuser sind hoch und bestehen fast alle aus zwei Stock. Uebrigens wird viel mit Ochsen gepflügt; zum Theil sind sogar Wagen und Karren damit bespannt.

Marburg hat eine besondere Lage. Die Stadt ist stufenweise auf den Absätzen eines Ber-

*) Oerter: Nieverzwern, ein Kirchdorf $\frac{1}{2}$ M., Knalhütte, Baume, die Neuherberg, Dussen, Kirchdorf $1\frac{1}{2}$ M., Niederverschützen, Kirchdorf $2\frac{1}{4}$ M., über die Eder auf einer Brücke, Niedermölrich $2\frac{3}{4}$ M., Wabern Station 3 M.; Groß Englis, Kirchdorf $\frac{1}{2}$ M., Klein Englis, Kirchdorf $\frac{3}{4}$ M., Kerstenhausen, Kirchdorf $1\frac{1}{4}$ M., Zwesten $1\frac{1}{2}$ M., Oberurf $1\frac{3}{4}$ M., Jesberg Station 2 M.; Recherode $\frac{1}{4}$ M., Sexterode $\frac{1}{2}$ M., Gilsenberg, Kirchdorf 1 M., Lischheit, Kirchdorf $1\frac{1}{2}$ M., Josbach, Kirchdorf $1\frac{3}{4}$ M., Niederling, ein Hof, Holzdorf Station 2 M.; Albshausen, Kirchdorf $\frac{1}{4}$ M., Schwarzenbärn $\frac{3}{4}$ M., Schönstadt, Kirchdorf 1 M., Ciebe $1\frac{1}{2}$ M., über die Lahn auf einer Brücke nach Marburg 2 M.

ges gebauet. Also laufen die Gassen zum Theil horizontal über einander, und man steigt auf Treppen zu den öbern. Die Gebäude sind größtentheils alt; man sieht wenig neue Häuser, auch wenig äußere Verschönerungen. Das Schloß oben auf dem Berge an dem einen Ende der Stadt hat eine trefliche Aussicht von dem Altan, und noch schöner von dem Thurm. Man übersieht eine ziemlich weite, mannigfaltige Gegend, in deren Mittelpunkt die Stadt sich längs dem Berge malerisch herabzieht. Im ganzen scheint die Gegend sehr fruchtbar zu seyn: ich fand an keinem Orte, wodurch ich bisher gekommen war, die Lebensmittel so wohlfeil, als in Marburg. In der Nähe wächst auch Wein, doch nicht von vorzüglicher Güte.

In Marburg wartete ich den Herrn von Eyben ab: denn auf die Nachricht von den abscheulichen Wegen, die uns bevorständen, hatten wir schriftlich Abrede genommen, uns hier zu treffen. Er kam auch gegen Abend mit unserer Equipage an; und der Wagen hat seit der Reparation in Göttingen die Reise bis hieher ohne weiteren Unfall glücklich überstanden. Freilich trug es viel dazu bei, daß er nun nicht mehr

so schwer beladen war, weil wir von hieraus auch meinen kleinen Wagen zu Hülfe nahmen.

Wir reiseten noch denselben Abend nach Gießen. Es sind drei Meilen, meistens waldig, zum Theil sehr bergigt. *) So weit das darmstädtsche Gebiet geht, hat man auch noch, wie im Casselschen, Chaussee. Allein hinter Marburg hören leider die geschlossenen Länder auf; man weiß nun nie, in welches Fürsten Lande man reiset, weil die Länder beständig unter einander laufen. Die Wege gewinnen nicht dabei. Man muß fast allenthalben starke Chausseegelder zahlen; aber die Chausseen sind schlecht. Besonders erinnere ich mich noch mit Schmerzen des Gebiets eines kleinen Fürsten oder Grafen, das mitten in dem Darmstädtischen liegt. Der Wagen hatte eben gehalten, um Chausseegelder zu bezahlen, als ich auf die unsanfteste Weise aus dem Schlummer geweckt ward. So ging es eine gute halbe Stunde fort. Nachher

*) Oerter: Kisselberg $\frac{1}{2}$ M., über die Nehr auf einer Brücke, Wolfshausen 1 M., Bellnhausen 1 M., Sichertshausen $1\frac{1}{2}$ M., Kirchberg, Kollar, Gießen.

erfuhr ich, daß Seine Durchlaucht den Weg nicht bessern wollen. Die darmstädtische Regierung glaubte, daß Hochdieselben es nicht vermögten, und erbot sich, die Chaussee machen zu lassen, und sie nachher für das eingeführte Chausseegeld zu unterhalten; allein Seine Durchlaucht sind zu stark in der Kameralwissenschaft, um einen solchen Vorschlag anzunehmen. Sie finden es besser, den Weg sich selbst zu überlassen, und gleichwohl die rechtmäßig hergebrachten Chausseegelder zu erheben. Ein Beispiel von den tausenden von dem großen Nachtheil dieser kleinen Gebiete, deren Fürsten selten Kraft genug haben, um irgend eine gemeinnützige Anstalt zu befördern.

In Gießen trafen wir die ersten französischen Soldaten. Man hatte mir gerathen, meine Päße in Cassel von dem französischen Charge d'Affaires visiren zu lassen. Ich that es, weil ich gerne auch überflüssige Vorsicht nicht verabsäume, um nicht auf der Reise aufgehalten zu werden. Indeß war es nicht nothwendig. Denn die Commandanten der französischen Truppen machten nicht die mindeste Schwierigkeit, Göt-

tinger

linger Reisende durchzulassen, denen der Charge d'Affaires in Cassel ihre Pässe nicht unterzeichnen wollte, welches er doch aus keinem vernünftigen Grunde verweigern konnte.

Unerachtet wir während der Nacht nur Pferde in Gießen wechselten, sollten die Pässe dennoch dem Commandanten vorgezeigt werden. Ich bin aber gewiß, daß es nicht geschah, sondern daß es nur auf das Vierundzwanziger-Stück *) angesehen war. Das hätte ich denn auch gerne daran gewandt, um nur die Citoyens Soldats sogleich zu sehen, als ich sie in meiner Nähe wußte. Wer wäre nicht neugierig darauf gewesen, diese Soldaten zu sehen, deren Thaten ganz Europa in Erstaunen gesetzt hatten, und von denen man sich immer noch mit den seltsamsten Beschreibungen herum trug? Aber in Gießen ward meine Neugier nicht befriedigt. Ein Schreiber in dem Gasthof, wo wir abstiegen, nahm den Vierundzwanziger, und besorgte die Pässe unterschrieben.

Jetzt waren wir denn an der Grenze der berühmten Demarcationslinie, welche die

*) 24 Kreuzer, etwa 6 ggr. Reichsgeld.

Neutralität des nördlichen Deutschlands sicherte, und von dem südlichen Deutschland so oft für das Wahrzeichen eines inneren Schisma ausgegeben ward *). Ich will für jetzt nicht untersuchen, in wie fern eine solche Convention mit dem deutschen Reichsverbande übereinstimmt, weil diese Untersuchung von der vorläufigen Frage abhängt, ob der Reichskrieg gegen Frankreich gültig durch Mehrheit der Stimmen beschlossen werden konnte. Aber das scheint mir doch unleugbar, daß bei der damaligen Lage das offenbar verschiedene Interesse des nördlichen Deutschlands, nach dem baseler Frieden, Maaßregeln nöthig machte, die auf die unmittelbare Sicherheit dieser Provinzen abzielten. Auch muß man der französischen Regierung die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie diesen Vertrag stets gewissenhaft beobachtete. Wenn ja zuwei-

*) Von der Demarcationslinie hat man eine ziemlich genaue, von Haas in Basel gesetzte Karte: Ligne de demarcation et de Neutralisation arretée entre la Republique Françoise et Sa Majesté le Roi de Prusse, a Bâle le 28. Floréal. An 3 de la Rep. Franç. (17. Mai 1795) auf einem Folio-Bogen.

len unvorsätzlich die Neutralitätslinie überschritten ward, so bewirkte schon die erste Anzeige der Beschwerde ihre Abstellung.

Von Gießen wäre ich gerne über Wetzlar gegangen, um diesen berühmten Sitz des Kammergerichts wenigstens zu sehen. Allein ich hätte einen Umweg von zwei Meilen gemacht *), und überdieß eine ganze Station, nemlich von Wetzlar nach Butzbach, sehr bösen Weg gehabt. Diesem Zeitverlust durfte ich mich nicht aussetzen; ich ging also in der Nacht gerade nach Butzbach. Diese zwei Meilen sind ziemlich gute Chaussee **).

Mich dünkt, Sie haben mir auch von ehemaligen Leiden in Butzbach erzählt; und auf der ganzen Reise von Cassel aus hatte man mir von dem Weg hinter Butzbach die fürchterlichste Schilderung gemacht. Wirklich wollten die Postillione, als wir Morgens um drei Uhr ankamen, nicht einspannen. Ich erfuhr nun, daß man auch auf dem festen Lande, und noch dazu auf

*) Von Gießen nach Wetzlar sind zwei Meilen, und von dort bis Butzbach auch zwei Meilen.

**) Oerter: Großen Linden, Langgäns, Kirchgäns, Pohlgäns, Butzbach Station 2 Meilen.

dem flachen Lande, des Nachts nicht immer fort-kommen kann. Die Fuhrleute waren auf keine Weise zu bewegen. Erst in der Morgendämmerung, um 6 Uhr konnten wir unsere Reise fortsetzen. Man bespannte die Kutsche mit 8 Pferden, und den kleinen Wagen mit 4 Pferden. Meine Protestationen halfen nichts: aber ich fand auch, als ich den Weg sah, daß die Leute vollkommen Recht hatten. Wenn Sie jemals nach Butzbach kommen, zu einer Zeit, wo die Wege schlecht sind, so bestehen Sie ja nicht darauf, des Nachts zu fahren, und nehmen Sie immerhin so viel Pferde, als man nöthig findet.

Bei Butzbach öffnet sich eine unübersehbare Ebene, die bis Frankfurt und nachher seitwärts den Rhein entlangs, bis an den Odenwald geht. Zu diesem nemlich gehören die Berge bei Mannheim und in der Pfalz, die nachher die Bergstraße machen.

Eine kurze Strecke hinter Butzbach ist noch Chaussee. Dann folgt der böse Weg. Die Landstraße war völlig grundlos. Man mußte also quer über das Feld fahren. Hier konnte keine Spur gehalten werden, weil der Weg sonst

wie die Landstraße geworden wäre. Der Wagen ward vielmehr beständig geworfen, bald zu der einen Seite, bald zu der andern; und mit jeder Ungleichheit des Ackers ging es höher oder tiefer. Dabei wadeten die Pferde immer bis an den Bauch. Man bedauerte die treuen Thiere, die ihre äußersten Kräfte anstrengten: und dann fürchtete man wieder jeden Augenblick, sie mögten unterliegen.

Diese peinliche Lage dauerte von Morgens um sieben Uhr bis Nachmittags um drei. So lange brachten wir auf $2\frac{3}{4}$ Meilen zu, die bei trockenen Wegen kaum drei Stunden erfordert hätten. Indeß wäre es besser gewesen, über Nauheim zu gehen. Der Weg von Butzbach nach Nauheim kann nicht schlechter seyn, als der nach Friedberg; und von Nauheim aus ist er besser, als der letztere. Die Entfernung ist gleich; es sind immer fünf Meilen. Dabei hat man Gelegenheit, die Nauheimer Salzwerke zu sehen, die sehr merkwürdig sind. Wir ließen Nauheim bis auf eine halbe Stunde weit zur rechten liegen.

In Burg Friedberg wechselten wir Pferde. Es ist ein lebhaftes Städtchen, mit einer Ritter-

burg auf einem kleinen Hügel, woher der Ort seinen Namen hat. Hier sah ich dann französische Soldaten. Sie entsprachen, wie es gewöhnlich der Fall ist, meiner gespannten Erwartung nicht. Ich fand weder das äußerlich kriegerische, was ich erwartet hatte; noch das winzige, was ihnen Reisende so oft beilegen. Nach denen zu urtheilen, die ich hier sah — es mogten etwa hundert Mann seyn — muß ihre Tapferkeit im Felde mehr auf das Ganze beruhen, als auf die einzelnen. Sie sind kleiner, dem Ansehen nach schwächer und minder abgehärtet, als deutsche Soldaten. Dabei macht ihre buntscheckige Kleidung eine sonderbare Wirkung auf unser Auge, das an strenge militärische Ordnung gewöhnt ist. Zwar hatten sie alle blaue Röcke an. Allein weder die Farbe war dieselbe, noch Rabatten, Knöpfe, Aufschläge, kurz alles, was sonst zur Uniform gehört. Mit den Unterkleidern hielt es vollends jeder, wie er wollte, oder wie ihm der Zufall es bescheerte. Welch ein Unterschied in dem Soldatischen zwischen diesen Truppen und denen, die ich zuletzt gesehen hatte — den hessischen Grenadieren! Dreißig von diesen, sollte man denken, müßten unfehlbar

hundert solcher Franzmänner werfen. Allein die Erfahrung hat uns eines andern belehrt; ein neuer Beweis, daß in unserer Welt Verstand und Geschicklichkeit hauptsächlich unser Schicksal bestimmen. Von der Seite erregten die Franzosen, die ich hier sah, keinesweges eine unvortheilhafte Erwartung. Freilich war weder Zeit noch Gelegenheit zu sorgfältigen Beobachtungen. Allein an allen, die ich während der Stunde sah, die wir in der Gaststube zubringen mußten — und sie machten gewiß die Hälfte des Corps aus — fiel mir eine Lebhaftigkeit, eine Thätigkeit, eine Intelligenz, wenn ich so sagen darf, auf, die noch meine Erwartung überstieg. Diese Eigenschaften führen dann allerdings den Schluß herbei, daß geschickte Anführer solche Truppen leichter in einen Enthusiasmus versetzen können, welcher der größeren physischen Kraft des gegenüber stehenden Feindes das Gleichgewicht hält.

Hinter Friedberg hatten wir noch eine starke Meile einen eben so abscheulichen Weg, als den vorigen. Desto froher waren wir, als wir bei dem Dorfe Okarben auf die Chaussee kamen. Sie ist noch dazu die beste auf dem ganzen Wege. Nun ging es rasch durch die Friedberger Warth

nach Frankfurt hinein *). Sie erinnern sich wohl noch, daß das frankfurter Gebiet ringsum mit solchen Wachthürmern umgeben ist; es erstreckt sich aber nach andern Seiten viel weiter, und wohl auf zwei Stunden.

Ich bedauerte es sehr, daß die Abenddämmerung schon einbrach, als wir in Frankfurt ankamen. Man konnte die Gegend nicht mehr so übersehen, als ich es wünschte. Indeß bemerkte ich auf der letzten Hälfte des Weges schon mehrere Verschiedenheiten des Bodens und der Kultur, die auch im Winter das südliche Deutschland bezeichneten. In freiem Felde sah ich Fruchtbäume in ziemlicher Menge; auch hie und da Weinstöcke in der Ebene. Beides war mir neu; desto mehr ward die Aufmerksamkeit auf die Gegenden gespannt, denen ich mich jetzt nähere.

*) Oerter: Niederweisel, Nauheimer Salzwerk, Friedberg Station 2 Meilen; Oberwilstedt $\frac{1}{2}$ M., Niederwilstedt $\frac{3}{4}$ M., Okarben 1 M., Kloppenheim $1\frac{1}{2}$ M., Tattenweil $1\frac{3}{4}$ M., die Niedbrücke, Vilbel 2 M., Heiligenstadt $2\frac{1}{4}$ M., Frankfurt 3 M.

## III.

Rastadt, den 28. Dec. 1797.

Ich habe paradiesische Gegenden gesehen, lieber Sander; selbst jetzt in der rauhen Wintergestalt fiel mir ihre Schönheit auf. Mögte ich doch bei meiner Rückreise in einer glücklicheren Jahrszeit mehr Muße haben, sie zu genießen.

Bei der Einfahrt in Frankfurt bemerkte ich vor dem Thor zur Linken die Säule zum Andenken der tapfern Hessen, die bei der Eroberung von Frankfurt im December 1792 fielen. So gering war ihre Zahl nicht, wie man sie anfangs machte. Aber sie wäre weit größer gewesen, wenn nicht die Handwerkspursche die Parthie der Belagerer genommen hätten. Unter ihnen befanden sich viele Hessen und Preußen, die ihre Landsleute nicht wollten todtschlagen lassen. Sie hinderten das Auffahren der Kanonen auf die Wälle, schnitten die Stränge ab, und entschieden dadurch wirklich den Kampf. Aber die Stadt selbst, als Republik, und die Bürgerschaft war unschuldig. Die französische Regie-

rung wußte dieß auch recht gut; aber die Gelegenheit zur Brandschatzung war zu schön, um sie ungenutzt zu lassen. Die Stadt sollte in der Folge zusammen 16 Millionen Gulden bezahlen. So viel hat sie auch dem Zahlwerth nach wirklich entrichtet; aber durch Anticipationen und andere geschickte Abhandlungsmittel wußte der verständige Magistrat den Geldwerth beträchtlich zu vermindern.

In Frankfurt brachte ich nur einen Vormittag zu; ich konnte also nicht viel sehen. Die Stadt ist überhaupt im alten Stil gebauet; doch giebt es einige breite Gassen und in diesen, so wie an den großen Plätzen, prächtige Häuser. Sehr volkreich schien sie mir zu seyn. Sie soll mit dem Stadtgebiet über 45000 Einwohner haben.

Die Judengasse, in welche ehedem, nach einem barbarischen Vorurtheil des ungebildeten Zeitalters, die zahlreiche Judenschaft eingesperrt war — ist nicht mehr. Sie ward bei dem letzten Bombardement, als die Franzosen sich wieder der Stadt bemächtigten, ganz eingeäschert. Seitdem wohnen die Juden in der Stadt, wie

sie können; aber wie eng sie auch wohnen, so ist doch ihr Wohnplatz nicht mehr, wie ehemals, ein Vereinigungspunkt für Noth und Elend. Sie erinnern sich vielleicht noch, mein geliebter Freund, unsrer Unterredungen vor achtzehn Jahren in Dessau, eben über diesen Gegenstand. Manches freilich ist seitdem besser geworden; aber es fehlt noch viel, sehr viel daran, daß die Juden das nicht als Menschen sind, was sie seyn könnten. Und daran ist großentheils ihre bürgerliche Lage Schuld. Dieß fällt nirgends mehr auf, als in solchen Städten, wo sie zum Theil im Besitz großer Reichthümer und selbst eines gewissen Ansehens sind. Hier finden sie neben einigen sehr reichen eine Schaar von Armen, welche vielleicht nur durch ihre Glaubensgenossen von dem Hungertode gerettet werden. Aber ihre Glaubensgenossen können sie nicht in nützliche Arbeit und Thätigkeit setzen, wodurch sie bald aus ihrem Elend befreiet würden: sie sind vielmehr auf gewisse Weise zu dem armseligen, oft betrügerischen Nahrungszweigen gezwungen, wodurch sie sich der Verachtung und dem Haß der Menge immer mehr Preis geben. So ist es auch der Fall mit Frankfurt. Man

versichert mich, daß man diese Stadt das Paradies der Juden in Rücksicht auf den Handel nennen könne; aber man hat mir zugleich eine ekelhafte Beschreibung von dem Elend aller Art gemacht, das bisher in der Judengasse herrschte. Man sollte es also beinahe für eine gute Folge des Bombardements halten, daß diese Gasse zerstört ward; denn daß sie gerade so wieder aufgebauet werde, als Judenkerker — das kann ich doch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht für möglich halten *).

*) Im Namen der Juden oder für sie, ließ der bekannte Cranz in Berlin nachmals bei dem Kongreß zu Rastadt, eine Schrift austheilen, worin die Verbesserung ihrer bürgerlichen Lage durch ganz Deutschland als eine Angelegenheit der Menschheit bei dem Friedensgeschäft dem Kongreß empfohlen ward. Allerdings hätte sich für diese Idee manches sagen lassen, aber jeder Gedanke an die Ausführung derselben ward mit anderen, die dem Frieden und der Ruhe Deutschlands noch näher lagen, durch den Gang, welchen die Verhandlungen nahmen, so kurz abgeschnitten, daß sie vernünftiger Weise nie in einige Betrachtung kommen konnten.

Diese Betrachtungen, lieber Sander, so wie ich sie Ihnen jetzt niederschreibe, theilte ich des Abends in Frankfurt in meinem Gasthofe mit einem französischen Officier, in dem ich unerwartet einen alten Bekannten wieder fand. Ich hatte vor zwanzig Jahren in Leipzig ihm einen Dienst geleistet, dessen er sich noch erinnerte, da er mich, wie er versicherte, an meinen Gesichtszügen und meiner Sprache wieder erkannte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich über dieß Wiederfinden, zumal unter diesen Umständen, freuete. Mein guter Freund, ein Elsaßer, der damals etwas leichtsinnig war, hatte sich jetzt auf alle Weise ausgebildet. Er hatte durch die Revolution, und in der Revolution viel gelitten: aber er glaubte sich schadlos durch einen Schatz von Erfahrungen. Seinen Stand liebte er mit Enthusiasmus, und in diesem Punkte war er nicht frei von Vorurtheilen. Indeß sprach er doch über manche Gegenstände mit vieler Freimüthigkeit. Insonderheit sagte er mir viel Interessantes über die Disciplin, und über die Art, mit den Officieren umzugehen, was mir vielleicht sehr nützlich werden kann. Er reisete jetzt zu der Armee, die von dem Direk-

torium gegen England bestimmt ist. Allein er glaubt nicht an diese Bestimmung; und wenn sie die wirkliche wäre, will er den Dienst verlassen, weil er diesen Zug für abentheuerlich und zugleich für verderblich hält.

Wir besahen am folgenden Morgen die Gegend um Frankfurt von dem Wall aus; den Mainstrom von der Brücke nach Sachsenhausen; und insonderheit die weite Aussicht von dem Thurm der Kreuzkirche. Er hielt die Besteigung der Kirchthürme in der Regel für das beste Mittel, sich von der Gegend einen vollständigen Begriff zu machen. So habe ich es auch in Frankfurt, in Mainz und Mannheim in der That gefunden; und ich denke mich eben dieses Mittels so oft zu bedienen, als mich eine Gegend durch ihren Umfang und Mannigfaltigkeit dazu einladet. Es ist ohnehin die bequemste und auch die kürzeste Art. Die Punkte hingegen, welche Reisenden gewöhnlich als die merkwürdigsten empfohlen werden, sind mehr einzelne Schönheiten, die noch dazu oft durch Nebenumstände zu ihrem Ruhm gelangten.

Als wir die Kirche verließen, trennten wir uns. Mein Freund wollte nach Offenbach,

ein freundliches Städtchen jenseits des Mains. Ich hätte ihn gerne begleitet; allein die Zeit erlaubte es nicht. Wir nahmen Abschied — wahrscheinlich, um uns nie wieder zu sehen. Es liegt etwas widriges in dieser Ungewißheit des Wiedersehens, das mir jede Trennung von einem Freunde doppelt empfindlich macht. Aber auf einer weiten Reise muß man sich freilich daran gewöhnen, und der stete Wechsel der Gegenstände, die uns anziehen, führt bald auch unwillkührliche Zerstreuung herbei.

So ging es auch mir jetzt. Die Erinnerung an meinen abreisenden Freund beschäftigte mich so sehr, daß ich wenig Acht gab auf die Gassen, durch die ich ging, und auf die Reden des Lohnbedienten, der mir sorgfältig alle merkwürdigen Häuser anzeigte, und insonderheit auf dem Platze vor dem Römer jeden actum der Kaiserkrönung umständlich erklärte. Allein als wir nun in den Saal traten, gaben mir die Bildnisse aller der Kaiser, die hier der Zeitfolge nach neben einander aufgestellet waren, bald Stoff zu andern Betrachtungen. Meine Phantasie durchstreifte schnell die Geschichte der Vorzeit: es war sehr unterhaltend, bei den Gesichtern derer zu ver-

weilen, die sich vor andern ausgezeichnet haben. Freilich war diese Wahl nicht die meines Führers. Er wollte immer nur mich auf die letztern aufmerksam machen, und konnte es nicht einmal verzeihen, daß ich lieber Joseph II. als Leopold betrachtete. Besonders aber ließ er es sich angelegen seyn, mich zu überzeugen, daß in dem Saal noch für viele Bildnisse Raum wäre. Sie wissen, daß man bemerkt haben will, in dieser Gallerie, wie in jener der Päbste, fände nur ein Kopf noch seinen Platz. Es war also sehr natürlich, daß er, ein guter deutscher Reichsunterthan, ein frankfurter Bürger, und der rechtmäßige Vorzeiger des Römers, sich der ewigen Dauer des deutsch-römischen Kaiserthums aus allen Kräften annahm.

Vielleicht hätte ich auch die Insignien gesehen. Es giebt gewisse Merkwürdigkeiten, die man oft nur sieht, damit man in vorkommenden Fällen sagen könne, man habe sie gesehen. Zwar nimmt nach dem Geschmack unserer Zeiten ihre Zahl sehr ab, allein einige wird man doch an jedem großen Ort finden. Die Insignien dürften vielleicht in diese Klasse gehören. Ich war aber für jetzt der Versuchung überhoben,

der gemeinen Meinung hierin zu huldigen, weil sie noch von der Zeit her eingepackt waren, wo man fürchtete, daß sich die Franzosen ihrer bemächtigen mögten.

Dafür sah ich auf dem Rückwege nach dem Gasthofe eine schreckliche Merkwürdigkeit, die mich, wenigstens für jetzt, mehr interessirte. Der Banquier, bei dem ich Geld erhob, hatte eine Sammlung von Bomben und Kugeln von allem Caliber, die bei dem letzten Bombardement in sein Haus flogen, das dem Feuer vorzüglich mit ausgesetzt war. Ferner hatte er verschiedene in diesem Kriege von den Franzosen neu erfundene Werkzeuge der Zerstörung aufbewahrt, die man nicht ohne eine schauderhafte Empfindung über diese schreckliche Anwendung der Industrie sehen konnte. Unter andern bemerkte ich kleine eiserne Dreizacke, welche sie ausstreueten, wo man einen Angriff der Kavallerie fürchtete, um die Pferdehufen zu spießen. Wenn man nun dabei den guten Mann erzählen hörte, welche Angst er und so manche seiner Mitbürger wiederholt ausstanden, so mußte man gewiß die arme Stadt innig bedauern, welche, so wie der größte Theil von Deutschland, unver-

schuldet in diesen unseligen Krieg verflochten ward. Zwar sagt man, Frankfurt und die ganze umliegende Gegend sey durch das viele baare Geld sehr bereichert, was der Krieg hier in Umlauf gebracht habe. Aber Sie, mein Freund, brauche ich nicht zu fragen, was dieser Gewinn, wenn er auch nicht mehr scheinbar als wirklich wäre, gegen die Verheerung der Felder ist, gegen die Zerstörung der Gärten und der Spatziergänge, gegen die Stockung und den Untergang der Fabriken und mancher anderer Künste des Friedens, gegen die Störung der Geselligkeit und der Ruhe friedlicher Bürger, ja gegen die Verarmung und das gänzliche Unglück vieler einzelnen und ganzen Familien, welche dem Kriege mit Recht fluchen, ob sie gleich nicht unmittelbar zu den Kriegführenden gehören.

Diese Betrachtungen drängten sich mir noch weit öfterer bei der Fortsetzung meiner Reise auf. Denn sie ging zum Theil eben durch die Gegenden, die in den letztern Jahren so oft der Schauplatz des Blutvergießens gewesen waren. Sie fühlen es mit mir, mein Freund, wie diese Empfindung, auch bei dem Anblick der schönsten Gegend, eine überwiegende Wehmuth

in mir erregen mußte, und wie dennoch, selbst durch diese traurige Stimmung, mein Interesse für die Schönheiten der Natur noch erhöhet ward.

Von Frankfurt aus hatte ich die Wahl zwischen zwei Wegen, den über die Bergstraße, und den über Mainz und Mannheim. Jener geht über Darmstadt, Heppenheim, Weinheim, Heidelberg, Wiesloch, Bruchsal, Durlach und Ettlingen. Der ganze Weg ist als einer der angenehmsten in Deutschland berühmt; man fährt in beständigen Alleen, durch fruchtbare Gefilde und lachende Weinberge. Allein vorzüglich genießt man diese Schönheiten doch nur im Sommer; ich zog daher für jetzt den andern Weg vor, der auch angenehm ist, und durch Oerter führt, die in der Geschichte der letzten Jahre so vorzüglich interessant geworden sind. Auch soll der Weg an sich besser seyn, und der Umweg, den ich machte, beträgt nur einige Meilen. Sonst hat man noch drei andere Wege von Frankfurt nach Mannheim. Der eine über Darmstadt und Heppenheim beträgt $9\frac{1}{2}$ Meile, der zweite über Großgerau, Oppenheim und Worms eben so viel, und der dritte

durch den Odenwald 11 Meilen. Der letztere hat verschiedene gefährliche Stellen; doch würde ich bei einer besseren Jahrszeit, und wenn ich mich länger hätte aufhalten können, vielleicht diesen Weg wählen, weil Sitten und Charakter der Bewohner dieser Gegenden sich in mehr als einem Betracht auszeichnen sollen *).

Der Weg nach Mainz geht in einer schönen Ebne, die nur selten durch kleine Hügel unterbrochen wird, längs dem Main, der zur Linken fast immer im Gesicht bleibt. In dem Flecken Höchst waren wieder Franzosen; für dießmal bedurfte es aber keiner Unterzeichnung der Pässe. Dieser Flecken ist vorzüglich gut gebauet. Besonders zeichnet sich das prächtige Hotel von Bolongaro aus. Der Besitzer kam als ein armer Tabuletkrämer aus Savoyen. Er erwarb sich allmählig ein kleines Kapital. Nun legte er eine Tabacksfabrik an in Frankfurt, und ward bald ein vermögender Mann. Man sagt, vielleicht nicht mit Unrecht, daß sich nichts schneller vermehre, als ein Kapital im Handel,

*) Sie haben sich seit der Erneuerung des Kriegs in den Gefechten mit den französischen Armeen sehr tapfer gehalten.

wenn einmal der Grund gelegt ist. Bolongaro trieb in der Folge Handelsgeschäfte im Großen, und erwarb ein unermeßliches Vermögen. Die wichtigsten Geldgeschäfte gingen durch seine Hände. Nur wenige Menschen können, so vom Glück begünstigt, das Gefühl ihrer vermeinten Größe mäßigen; daher die Launen der reichgewordenen Kaufleute und Fabrikanten. Eine solche Laune schuf dieses Hotel. Der Magistrat in Frankfurt beleidigte Bolongaro — ich weiß nicht wodurch? Er verließ die Stadt und bauete das prächtige Hotel in dem mainzischen Flecken, so nahe als möglich bei Frankfurt. Er soll es mit der äußersten Pracht meublirt haben; jedes Zimmer in einem verschiedenen Geschmack, und mehrere nach dem Geschmack der uns bekannten orientalischen Nationen. Es hat auch eine eigene Kapelle. Nach seinem Tode theilte sich die Familie. Sie ist noch immer sehr reich, aber nicht mehr so, wie der alte Bolongaro. Das Hotel ist noch in ihren Händen; auch wird die Fabrik noch fortgesetzt. Jetzt dient es zum Theil zu Niederlagen. Die französischen Generale haben hier verschiedentlich ihr Hauptquartier gehabt. Bei dieser Gelegenheit soll vieles an dem Ameu-

klement verdorben seyn; mehr, wie es scheint, aus Muthwillen und Mißbilligung dieser Anwendung des Reichthums, als aus Vorsatz, zu schaden.

In Hattersheim wechselten wir Pferde. Nahe bei diesem Ort liegt ein höchst merkwürdiger vulkanischer Berg. Man findet hier Basalte mit dem sogenannten Müllerschen Glas umgeben, das ein ganz vulkanisches Produkt ist. Denken Sie, lieber Sander, Vulkane so nahe am Rhein; so nahe den sanften Bergrücken, wo der köstlichste Wein Deutschlands wächst! Was würde Freund Claudius dazu sagen, wenn er wüßte, daß die Hügel des Rheins, die uns diesen Labetrunk geben, einst noch mit größerem Recht dürre Berge heißen konnten, als das Erzgebirge?

Hinter Hattersheim ward die Gegend noch reizender. Gleich rechts liegt die Festung Königstein auf einem hohen Berge. Mag sie ehemals immerhin ein Raubschloß gewesen seyn; jetzt scheint es natürlich, daß sie da liege, um von der Höhe aus die friedlichen Bewohner des reichen Thals zu schützen. Dennoch konnte sie den Franzosen nicht widerstehen: aber vor ihnen

fielen so manche Festungen, die nicht der Macht des Geschützes unterlagen.

Nachher bleibt rechts das Dorf Wickert liegen, und nun geht es den Berg herunter, linker Hand näher dem Rhein zu. Hier sah ich ihn zuerst, wenn gleich noch in der Ferne, den vielbesungenen Fluß der Deutschen, dessen Herrschaft ihnen jetzt die Gallier entreißen wollen. Hier fangen auch die Weinberge an, welche den hochheimer Wein geben, einen von den allervorzüglichsten Rheinweinen. Man kömmt durch Hochheim, einen wohlgebaueten Flecken!, mit Mauern umgeben. Dann geht es allmählig herab. Der Rhein liegt gerade vor Ihnen: zur Linken sehen Sie etwas entfernter den Main. Eine trefliche, angebauete Gegend, die auch im Winter große Fruchtbarkeit verkündigt, liegt vor Ihnen ausgebreitet bis an den Rhein und jenseits, so weit das Auge reicht. Ihr Blick verliert sich in sanften Umrissen eines lieblichen Waldes oder eines mäßigen, noch jetzt grünen Hügels. Ringsumher ragen, nahe und entfernter, Kirchthürme und Flecken hervor; das Kennzeichen der Kultur und der Geselligkeit. Diese Aussicht, bei weitem die schönste in diesem

Geschmack auf meiner ganzen Reise, rief mir aber auch unwillkührlich das Andenken aller Verheerungen des Kriegs zu. Dort zur Linken, etwa auf eine halbe Stunde vom Wege, lag Kostheim, das so viel Blut kostete. Ich kam nun an den Rhein. Ich sah die Bleiau, die große Rheinau, und es war mir, als hörte ich noch das letzte Röcheln der Deutschen und der Franzosen, die wechselsweise diese Flecken Landes durch ihr Blut erkauften. Mein Auge suchte die köstlichen Alleen, von denen so viele Reisende uns erzählten; die Versammlungsplätze zum gemeinschaftlichen Genuß der schönen Natur, wozu Hier alles so stark einladet. Ich sah nichts. Alle Bäume waren umgehauen: die Gegend zunächst um die Stadt war zur Einöde gemacht. Aber auf dem Felde sah ich Menschenknochen haufenweise durch die leichteste Berührung der Pflugschaar aufgewühlt. Denn so groß ist die Zahl der Schlachtopfer, die in diesen Gefilden fielen, daß nur wenig Erde ihre Ueberbleibsel bedeckt. Es ist wahr geworden, was das wilde Kriegslied der Franzosen vorhersagte, daß Feindesblut die Erde tränken sollte. Welch ein Gedanke! O! mein Freund, was müssen die

Menschen für ein Herz haben, die einen Krieg anrathen, aus einer andern Ursache, als um den friedlichen Bürger bei seinem Heerde zu schützen.

Bald kam ich durch Cassel, das noch ganz zerschossen ist, mit seinem dreifachen Burggraben und den weiten Außenwerken. Hier sah ich einige der Wolfsgruben, welche die Franzosen aufwarfen, um sich vor der österreichischen Kavallerie zu sichern. Mit noch größerer Sorgfalt hatten sie ihre Postirungen an jener Seite des Rheins befestigt, als sie im Spätjahr 1795 Mainz so hartnäckig belagerten. Dennoch überfiel Clairfaye sie in ihrem verschanzten Lager, wo sie sich unüberwindlich glaubten. Es war eine kühne Unternehmung; aber auch, durch die Ausführung, eine der glänzendsten Thaten im ganzen Lauf des Krieges. Ich hörte mit Enthusiasmus die Erzählung von mehreren Augenzeugen. Sie kennen, lieber Sander, meine alte Vorliebe für den Kriegsstand: aber Sie wissen doch auch, daß Ihr Freund nie in einem Kriege hätte dienen können, den er nicht gerecht glaubte. Hier war meine Phantasie recht geschäftig, mir die große That an Ort und Stelle

zu malen. Ich sah das Thor, aus welchem Clairfaye, an der Spitze der braven Soldaten, mit gezogenem Degen, in der Stille der Nacht gegen die fürchterlichen Verschanzungen anrückte. So geheim hielt er sein Vorhaben, daß außer ihm nur zwei Menschen darum wußten. Man hat mich versichert, daß die Officiere fast nicht eher davon unterrichtet waren, als bis sich die Thore öffneten. Die Truppen zogen durch die Stadt, und kamen auf den Sammelplätzen an, die zum Angriff bestimmt waren, ehe die Franzosen die mindeste Bewegung merkten. So wurden ihre Vorposten Morgens um fünf Uhr allenthalben schnell zurückgeworfen. Die Oesterreicher drangen auf allen Punkten an die Verschanzungen der Hauptlinie. Sie erstiegen sie unter dem schrecklichsten Feuer von Kanonen und Kartätschen. Mancher tapfere Officier, eine Menge braver Soldaten ließ hier ihr Leben. General Wolkenstein blieb, auf der Spitze der feindlichen Brustwehr der Hauptschanze bei Laubenheim, an der Spitze seiner Brigade. Aber der Endzweck der schrecklichen Schlacht ward erreicht. Die Franzosen wurden völlig geschlagen. Sie verloren alles Geschütz und Mu-

nition. Ihre zahlreiche Armee war aufgelöset, und die Truppen suchten in einzelnen Haufen ihr Heil in einer übereilten, unordentlichen Flucht, bis Pichegrü sie wieder an sich zog.

Seit dieser Zeit war Mainz nicht wieder förmlich belagert, ob es gleich durch eine abermalige Wendung des Kriegsglücks auf das neue eingeschlossen war, als in den Friedenspräliminarien zu Leoben am 19. April 1797 der Waffenstillstand auch für diese Gegenden geschlossen ward. Allein man fürchtet, daß die Franzosen jetzt durch Unterhandlungen das erreicht haben, was sie nicht durch die Gewalt der Waffen erstreiten konnten. Die Stadt ist, mitten in dem bestehenden Waffenstillstande, von dem französischen General Hatry vor einigen Tagen aufgefordert, sich zu ergeben. Dieß, meint man, hat nicht geschehen können, ohne Zustimmung des Kaisers: und der Rückzug der österreichischen Truppen aus Mainz wird als ein Beweis davon angesehen *). Ich kann Ihnen nicht sagen,

*) Bekanntlich ward Mainz wenige Tage nachher von den Franzosen wirklich in Besitz genommen, und nach den von den Franzosen in der Folge bekannt gemachten Artikeln der zu Rastadt am

welche traurige, ängstliche Stimmung diese Nachricht in Mainz erregt hat. Man fürchtet nun, daß die Stadt französisch werde, und jetzt ist es gewiß der innigste Wunsch der bei weitem überwiegenden Mehrheit der Einwohner, daß sie ihre bisherige Verfassung behalte. Doch was sage ich — jetzt? Im Grunde hat die Mehrheit immer so gedacht, und die französische Parthei war nie weder zahlreich, noch an sich mächtig. Ohnehin scheinen Sprache und Sitten, und alle Privatverbindungen entschieden dafür zu seyn, daß Mainz bei dem deutschen Reiche bleibe.

Auch litt die arme Stadt so viel durch den französischen Krieg, daß sie wohl nicht sich über

1sten December geschlossenen Militair-Convention, geschah es auch mit Zulassung des Kaisers. M. s. übrigens die in mehr als einer Rücksicht merkwürdige Schrift: Die Occupation der Stadt und Festung Mainz durch die Truppen der französischen Republik am 30. December 1797 in Verbindung mit den darüber gepflogenen Verhandlungen der Reichsfriedensdeputation in Rastadt. Germanien 1798. gr. 8.

die Revolution zu erfreuen Ursache hat. Viele Häuser und öffentliche Gebäude sind während der Belagerungen abgebrannt; noch mehrere sind beschädigt oder zerstört. Wenn einige Einwohner durch den Krieg, oder vielmehr durch den Aufenthalt begüterter Emigranten vor Ausbruch des Krieges gewannen: so ist die Zahl derer weit größer, die während des nachherigen Krieges verarmten oder doch den größten Theil ihres Vermögens verloren. Und wie viele Familien sind dann durch die eine, dann durch die andere der siegenden Partheien aus ihrer Vaterstadt vertrieben? wie viele sind nicht durch den Einfall der Franzosen mit einander entzweiet, und so, mehr oder minder, auf immer unglücklich gemacht?

Mainz war sonst eine der schönsten Städte Deutschlands. Durch ihre Lage, 4 Meilen von Frankfurt *), 6 von Mannheim, 20 von Würz-

*) Oerter von Frankfurt aus: durch die Gallenwarth nach Nied, über die Nied auf einer Brücke, Höchst, Hattersheim, 2 Meilen Station; Weilbach, Kirchdorf ½ M., Wickert 2 M., Hochheim 1½ M., Cassel, Mainz 4 Meilen.

burg, 21 von Cölln, ist sie zu einem der wichtigsten Stapelplätze zum Verkehr des nördlichen und südlichen Deutschlands geeignet. Freilich hat ihr Frankfurt hierin bisher den Rang abgelaufen; allein der Rhein giebt Mainz Vorzüge, welche bei übrigens günstigen Umständen mit dem besten Erfolg genützt werden können. Die Stadt hatte auch, als der Sitz einer der grösten deutschen Regierungen, eine groſse Anzahl vermögender Einwohner, die allgemeinen Wohlstand verbreiteten, und auf Künste und Fabriken den glücklichsten Einfluß hatten. Ich darf hinzusetzen, daß Mainz unter der jetzigen Regierung sich vor manchen Städten des südlichen Deutschlands durch wissenschaftliche Kultur und Aufklärung auszeichnete. Manche auf diesen Zweck gerichtete Anstalten der Regierung sind allgemein bekannt und gepriesen. Das Beispiel erzeugte ähnliche Privatanstalten. So führte mich ein Freund in eine Lesegesellschaft, die nach einem sehr guten Plan angelegt war. Sie lief aber durch das politische Ungemach Gefahr, schon in ihrem ersten Anfange erstickt zu werden.

Ueberhaupt scheinen mir die Mainzer ihre Leiden während des Kriegs um desto tiefer zu

fühlen, je mehr sie vorher auf ihre Stadt stolz waren. Ich gestehe Ihnen, ich liebe dieß Gefühl. Es bewirkt eine Anhänglichkeit an das engere Vaterland, die viel zu unserer Glückseligkeit in dem häuslichen Leben beiträgt. Sie wird auch sicherlich öfterer die Quelle guter Handlungen, als sie durch Beschränkung unseres Wirkungskreises nachtheilige Folgen hat. Ohnehin ist ja die große Mehrheit der Menschen an sich beschränkt. Die wenigen, welche die Natur über die gewöhnlichen Grenzen hinaus hob, werden auch durch solche Neigungen nicht in ihrer Laufbahn zurückgehalten.

Ohne selbst Mainzer zu seyn, versetzte ich mich recht lebhaft in das Gefühl für Mainz, als ich am folgenden Morgen, nach der gestrigen Regel meines wiedergefundenen Freundes den Stephansthurm bestieg. Ich wanderte dahin in der Gesellschaft eines Lohnbedienten, dessen Reden sehr geschickt dazu waren, jene Gefühle zu unterhalten. Er erzählte mir mit tiefer Empfindung die Drangsale der Stadt während der Belagerung von dem vereinigten österreichischen und preußischen Heer. Oft hieß er mich stille stehen, um dieses oder jenes merkwür-

dige Gebäude zu betrachten, das in den Grund geschossen oder durch Kugeln verwüstet war. Die Aufmerksamkeit, womit ich ihm zuhörte, ließ ihn auf das schließen, was er bei andern Ehrlichkeit und Gottesfurcht nannte. Er entdeckte mir nun treuherzig alles, was er von der Bosheit der Klubbisten zu wissen glaubte, die, mehr als die Franzosen, Schuld an dem Unglück der schönen Stadt wären. Vergebens suchte ich seine Urtheile zu mildern: er blieb dabei, sie anzuklagen. Ach! er wußte nicht, daß er eine Wunde aufriß, die mich schon wieder zu schmerzen anfing, als ich die Thürme von Mainz erblickte. Da dachte ich Dein, guter Forster! Er war einer der Freunde meiner Jugend, und durch einen, noch in Kopenhagen fortgesetzten, Briefwechsel blieb ich mit ihm in Verbindung, bis zu den letzten Jahren, da ihn ein unglückliches politisches Phantom täuschte, und in einen Strudel stürzte, wo er die meisten seiner ältern Freunde aus den Augen verlor. Nie fiel wohl unter den Opfern der Revolution jemals mehr als er eines durch seinen irre geleiteten Eifer für das Wahre und Gute. Forsters Verstand konnte fehlen, seine Phantasie konnte sich

ver:

verirren; aber sein Herz hatte keinen Theil an den Mißgriffen, die man so bitter auslegte. Vielmehr, ich bin es überzeugt, war es eben der innige Kummer darüber, daß er sein Ideal so weit entfernt, seine Erwartungen von der französischen Revolution so sehr getäuscht sah, der an seiner Lebenskraft nagte, und seinen frühen Tod vorzüglich mit beförderte. So sollte doch wenigstens dieß Unglück, das herbeste, welches ihn treffen konnte, seine Irrthümer vergessen machen, und seine Feinde mit ihm im Grabe versöhnen: aber so wüthend ist der Haß, den die Verschiedenheit der politischen Meinungen während der Revolution angezündet hat, daß ihn nichts besänftigen kann, daß man an dem verfolgten Gegenstande weiter kein Gutes, nicht das mindeste Verdienst erkennt.

Mein Begleiter, ohne selbst leidenschaftlich zu seyn, schien mir so ganz in den gemeinen Ton zu stimmen, daß ich schon daraus auf die Erbitterung der Partheien gegen einander schließen konnte. Zwar wüßte ich nicht mit einem der so genannten französischen Klubbisten in Mainz gesprochen zu haben; allein diese kennt man ja schon aus den Acten ihrer Versammlungen, aus

ihren, zum Theil gedruckten Reden und Procla: mationen — kurz aus ihren Werken. Auch wußten sie sehr gut, was sie von ihren Gegnern zu erwarten hätten. Wer unter ihnen einen ge: wissen Einfluß gehabt hatte, eilte mit den Fran: zosen abzuziehen, theils unter den sonderbarsten Verkleidungen und durch Hülfe mannigfaltiger Kunstgriffe. Die Parthei, welche jetzt die Ober: hand hat, legt ihnen dieß aus, als eine Wir: kung des bösen Gewissens. Wirft man nun je: nen Härte vor, so antworten sie, es würde ganz etwas anders geben, wenn die Franzosen die Stadt erobert und ihre Feinde wieder eingeführt hätten. Dabei berufen sie sich darauf, daß die Franzosen ohne ihre Hülfe nimmermehr Mainz eingenommen hätten, und daß dann ihre schöne Stadt nicht verwüstet wäre.

Wirklich macht diese Verheerung des Krieges einen tiefen Eindruck, wenn man auch nur durch die Gassen wandert. Für mich hatte der An: blick noch desto mehr schreckliches, weil er mir neu war: denn der Schaden, den Frankfurt litt, ist mit diesem nicht zu vergleichen. Man nannte mir sieben abgebrannte Kirchen und Klöster: die liebe Frauenkirche, eine prächtige Kirche im

alten Geschmack, den Dohm, die Dominikaner, Franziskaner, Jesuiten und Johannisberger. Das letztere Kloster, bei der Citadelle, war von einer eigenen Confession und war sehr reich. Die Dominikaner sind nach dem Untergange ihres Klosters in andere Klöster vertheilt. Unter den übrigen abgebrannten Gebäuden bedauert man besonders das prächtige Dohmprobsteihaus. Es hatte einen schönen gewölbten Saal, der von oben erleuchtet ward. Aber eine Merkwürdigkeit darf ich vor allen nicht vergessen: sie wird Ihnen, wie mir, ungeachtet ich sie mitten unter schreckvollen Erinnerungen erfuhr, ein unwillkührliches Lächeln ablocken. Ein ganzes Haus ward zerschossen, aber ein Muttergottesbild mit dem Christuskinde auf dem Arm blieb an der Mauer unversehrt. Mein ehrlicher Führer erzählte mir diese unleugbare Thatsache, um deren willen er mich durch eine ganze Straße gehen ließ, mit einer Wichtigkeit, die mich beinahe zum Lachen gebracht hätte. Aber als ich aufsah, als ich seine fromme, gottergebene Miene bemerkte — da weiß ich nicht, ob ich nicht in dem Augenblick alles um seinen Glauben gegeben hätte.

Auch auf den Stephansthurm waren viele Kugeln gerichtet. Sie zündeten aber nicht, weil hier eine starke Wache war, die immer löschte. Die Belagerten bedienten sich nemlich dieses Thurms als einer Warte. Wirklich ist er der höchste Punkt in Mainz. Die Stephanskirche liegt auf dem so genannten Berge, einem mäßigen Hügel, an dessen Fuß noch einige Häuser der Stadt stehen. Oben, auf der Höhe, ist eine ziemlich große Ebene, die Eisgrube genannt, welche jetzt zum Exercirplatz dient. Hier liegt auch die Citadelle, die sehr fest ist. Sie enthält außer der Wohnung für den Kommandanten nur noch einige andere Gebäude. Die Preußen errichteten hier, der gesunden, reinen Luft wegen, ihre Lazarethe. Jetzt werden die Gebäude zu Kornmagazinen gebraucht. Bei der Citadelle lag das Johannisberger Kloster, das im Jahre 1792 ganz zerschossen ward.

Der Stephansthurm ist 180 Stufen hoch, wovon die letzten steil genug hinan gehen. Die Aussicht ist unbeschreiblich schön. Sie trägt etwa 6 Meilen weit rings herum. Die ganze Gegend ist fruchtbar, mannigfaltig, perspectivisch, belebt durch zwei große Flüsse und eine

fast zahllose Menge von Oertern und Dorfschaften. Hier übersieht man vollständig die Anlage der Werke, welche die Oesterreicher und die Preußen gegen die Festung aufführten. Wenn Sie sich nach der Seite von Hochheim wenden, so sehen Sie Kostheim reizend am Main hingestreckt. Dicht unterhalb dieses Dorfs fließt der Main in den Rhein, um die Insel herum, welche man die Mainspitze nennt; ein erhabener Anblick, den man hier in seiner ganzen Fülle genießt. In der Ferne verliert sich das Auge rechts in den Gebirgen vom Darmstädtischen her, links in denen vom Rheingau. An der andern Seite verfolgen Sie am linken Rheinufer, in einer weiten Ebene, die doch häufig mit Hügeln und kleinen Bergrücken bedeckt ist, die ganze Belagerungslinie der Preußen von Kreuznach bis Mombach, an welche sich die österreichische anschloß. Hier sehen Sie auch eine halbe Stunde von Mainz das Kloster Dalheim, wo eine berühmte römische Wasserleitung ist. Eine halbe Stunde von Dalheim ab zur Linken sehen Sie Gensenheim; von dort bis Mombach stand im Jahre 1795 der linke Flügel der Franzosen. Ihr Mittelpunkt umfaßte die Oerter Findheim,

Drais, Bretlenheim und Marienborn; der rechte Flügel in einem Dreieck die Höhen von der Kirche zum heiligen Kreuz, Hechtsheim und Laubenheim. Allenthalben waren nicht nur die Höhen und Dörfer stark befestigt; sie hatten auch ringsum weite Außenwerke angelegt. Diese ganze Linie war das Schlachtfeld, auf welchem Clairfaye den fürchterlichen Kampf bestand. Seine Armee sammelte sich während der Nacht in drei Kolonnen bei Zahlbach, hinter Brezenheim und bei Weißenau. Diese Kolonnen griffen zu gleicher Zeit auf beiden Flanken und in dem Mittelpunkt an; auch landete Major Williams mit seiner Flotille weiter unterwärts bei Nackenheim und Bodenheim, und kam so dem rechten Flügel der Franzosen bei Laubenheim in den Rücken.

Wundern Sie sich nicht, mein Freund, daß ich Ihnen sogar einen militärischen Operationsplan abzeichne. Man kann diese reizende Gegend nicht sehen, ohne jetzt, da das Andenken an jene Begebenheiten noch so neu ist, sich den ganzen Hergang zurückzurufen. Indem ich, von der Höhe des Stephansthurms, diese Oerter rund herum liegen sah, ergriff mich selbst un-

willkührlich die Erinnerung, daß jede Fußbreite Landes hier innerhalb weniger Jahre wiederholt von Blut triefte. Und warum, mögte man dann fragen, wurden so viele tausende geopfert? Die Stadt, die den Franzosen treulos in die Hände gespielt, ihnen darauf durch eine blutige Belagerung entrissen, und mit eben so vielem Blutvergießen nachher gegen sie vertheidigt ward — diese Stadt, eine der wichtigsten Deutschlands, wird ihnen nun übergeben wider den entschiedenen Willen des Regenten und der Einwohner, und ohne Zuthun des deutschen Reichs.

Als ich unter diesen Betrachtungen den Stephansthurm verließ, schlug mir mein Begleiter einen Spatziergang nach der Kreuzkirche vor. Jetzt ist sie zur Ruine geworden; ehedem war sie ein berühmter Wallfahrtsort für die Mainzer. Auf dem kurzen Wege dahin waren für die Wallfahrer fünf Kapellen, welche man die fünf Wunden-Kapellen nannte. Nur die letzte von ihnen steht noch; mein Führer klagte mit thränendem Auge über die Zerstörung der übrigen. Wie gerne hätte ich ihn damit getröstet, daß der Anblick dieser schönen, gesegneten Ge-

gend bei einem Spatziergange das Herz gewiß stärker rührt und mehr zu Gott erhebt, als sinnlose Gebete in einer finstern Kapelle. Allein seine andächtige Miene machte die Worte auf meinen Lippen erstarren. Ich konnte es nicht über mein Herz bringen, ihn in dem irre zu machen, was ich seine Täuschung nannte, und was er ohne Zweifel für seinen seligsten Zustand hielt.

Die Kreuzkirche ist in der That einer der schönsten Standpunkte, um die Gegend von Mainz zu übersehen. So weit ist die Aussicht nicht, wie die von dem Stephansthurm; auch nicht so mannigfaltig. Aber man sieht hier einige Gegenstände in einem noch schöneren Lichte. Den Rhein haben Sie in der ganzen Länge, die Ihr Auge abmißt, gerade vor sich. Längs dem Fluß streckt sich Mainz mit seinen Festungswerken bis Weissenau. Jenseits sehen Sie Cassel, die lange Schiffbrücke, Kostheim, den Zusammenfluß des Rheins und des Mains mehr von vorne. Weiterhin zur rechten verfolgen Sie die Landstraße bis Hochheim. Die Gebirge der Wetterau, welche die lachende Ebne vor dem Nordwind schützen, zeigen sich hier in einem

wahrhaft mahlerischen Prospect. Hie und da liegt in dem Gebirge ein Städtchen, das Sie überzeugt, daß der Fleiß auch die Berge fruchtbar machte. Nur der Altkönig scheint ihm zu trotzen; der höchste von den Bergen der Wetterau, der hinter Königstein hoch hervorragt. In dieser Strecke, von Frankfurt bis Mainz, und vom Main bis an das nahe Gebirge gegen Norden, zählen Sie auf vier Meilen in der Länge und etwa zwei in der Breite, 8 Städtchen, 5 große Marktflecken und gegen 80 Dörfer, worunter wenige unter 60 Familien enthalten. Welcher Genuß muß es nicht seyn, diese fruchtbaren Gefilde in der schönsten Blüthe zu sehen *)!

Meine beiden Spatziergänge hatten von meinem Vormittage so viel Zeit weggenommen, daß ich nur noch einiges im Vorbeigehen sehen konnte. Ich sah nur in die Ignatius- und Peters-

*) Man hat von dieser Gegend, von der Kreuzkirche bis zu dem Städtchen Kronenburg, drei Stunden von Frankfurt, einen sehr richtigen Prospekt, von dem ersteren Standpunkt aus gezeichnet. Dieser Prospekt ist nebst einem Pendant, dem von der Stadt Coblenz und der

Kirche hinein; beide schienen mir vorzügliche Gemälde zu haben. Aber die trefliche Schiffbrücke hatte ich am vorigen Nachmittage, als ich ankam, genauer betrachtet. Es ist ein majestätisches Werk, das für mich auch den Reiz der Neuheit hatte. Der Rhein fließt hier in seiner vollen Pracht gegen 1400 Fuß breit, nachdem er den Main aufgenommen hat, nach Holland dem Nordmeer zu. Die Gebirge, die man in der Ferne erblickt, scheinen seinem Lauf eine andere Richtung zu geben: denn er fließt nun gegen Westen, da er von Basel her immer gegen Norden ging.

Bei meiner Abreise nach Mannheim ward mein Paß noch von einem österreichischen Obristlieutenant unterzeichnet. Aber etwa zwei Stunden von Mainz fand ich schon wieder französische Vorposten. Jenseits standen sie bis nahe vor

Festung Ehrenbreitstein, in Kupfer gestochen, mit einer kurzen Erklärung auf einem Bogen, unter dem Titel: Ansichten vom Rhein, Main und Moselstrom, zu Frankfurt in der Behrensschen Buchhandlung herausgekommen.

Cassel. So eng hatten sie Mainz von allen Seiten eingeschlossen.

Von Mainz nach Mannheim sind $6\frac{1}{2}$ Meile oder vielmehr 13 Stunden *); denn schon von Frankfurt aus rechnet man nicht mehr nach Meilen, sondern nach Stunden, zwei auf eine Meile. Der Weg geht längs dem Rhein, der nun immer zur linken bleibt. An der Rheinseite nach Mannheim zu liegt eine Anzahl kleiner Häuser, die man Köstrich nennt. Es dauert ziemlich lange, ehe man aus den Festungswerken kömmt. Sie haben einen ungeheuren Umfang, und erstrecken sich von der linken Rheinseite fast auf fünf Viertelstunden längs dem Rhein. Eben diese Größe der Festung macht es schwer, sie zu vertheidigen, wenn die Zufuhr

*) Oerter: Weißenau $\frac{1}{4}$ St., Laubenheim 1 St., Bodenheim, Kirchdorf 2 St., Nackenheim, Kirchdorf $2\frac{1}{2}$ St., Nierstein, Kirchdorf $3\frac{1}{2}$ St., Oppenheim Station 4 St.; Dienheim $\frac{1}{4}$ St., Guntersblum 1 St., Rheintürckheim 3 St., Worms Station 5 St., die für 6 bezahlt werden; Bobenheim 1 St., Frankenthal 2 St., Oggersheim 3 St., Mannheim 4 Stunden, nachdem man zuvor wieder über die Rheinbrücke gekommen ist.

ganz abgeschnitten ist, weil sie eine sehr zahlreiche Besatzung erfordert. Inzwischen versicherten mich verschiedene verständige Männer, Mainz hätte sich noch länger halten können, als die Franzosen es übergaben. Einige wollen daher behaupten, der goldne Regen habe die Festung von innen untergraben: allein es läßt sich eben so gut annehmen, daß der französische Kommandant, bei der Unmöglichkeit oder der überwiegenden Unwahrscheinlichkeit des Entsatzes, nicht länger ohne Noth seine brave Garnison schwächen wollte.

Die Verheerungen des Krieges sind fast noch sichtbarer auf diesem Wege, als jenseits des Rheins. Hier stand einst das churfürstliche Schloß, die Favorite, durch Lage und Spatziergänge eins der schönsten Lustschlösser Deutschlands. Jetzt ist alles, alles, bis auf den Boden geschleift: keine Baumgruppe bezeichnet mehr den Ort, wo sich das Schloß erhob. Kommen Sie weiter, so sehen Sie das vielfach zerschossene Weißenau, Laubenheim, dessen Kirche und Kloster völlig abgebrannt sind, Bodenheim; die drei Oerter, die in der letzten Belagerungsgeschichte durch die

blutigen Angriffe von beiden Seiten so berühmt wurden. Hier hat man noch häufiger, als auf jener Seite, den schrecklichen Anblick der aufgepflügten Menschenknochen. Aber wie schmerzhaft auch diese Erinnerung ist, so findet man dennoch Trost in der ungemeinen Fruchtbarkeit dieser Gegend. Der Gedanke ist so natürlich, daß die Bewohner eher wieder zu ihrem vorigen Wohlstand gelangen; leichter die Leiden des Kriegs vergessen. Wirklich, lieber Sander, eine solche Fruchtbarkeit haben wir nie gesehen. Das Land ist eben so angebauet, als unsere Marschen. Vielleicht geben die Marschen dem Ackersmann einen noch reichlicheren Ertrag. Aber welcher Unterschied im Klima und in den Producten! In unseren Marschen ist Korn, und nur Korn der Reichthum des Landes, der nicht ohne schwere Arbeit erworben wird: hier sind es Früchte und Wein, die Sie in freiem, ebenen Felde sehen. Jetzt sind die kürzesten Wintertage: dennoch ist es hier, bei einem heiteren Horizont, in der freien Luft angenehm. Diese Heiterkeit der Luft soll diesen Gegenden vorzüglich eigen seyn: ein großer Vortheil, der auf den Geist mächtig wirken muß. Indeß hat die Nähe des

Rheins ähnliche Wirkungen, als die unserer vaterländischen Elbe. In der Ebne längs dem Flusse ist die Luft verhältnißmäßig feuchter und neblichter: erst etwas weiter in das Land hinein muß man den paradiesischen Horizont aufsuchen.

Jetzt floß der Rhein mir still und dennoch majestätisch zur Seite. Aber so ist es nicht immer. Er richtet, ungeachtet der ziemlich hohen Ufer, oft fürchterliche Verwüstungen an. Ich sah auch verschiedene Anstalten, um die Gewalt der Wellen abzuwehren. Sie bestehen aber nur in Ausbauen, die auf mannigfaltig unter einander verbundenen Faschinen beruhen. Solche Deiche, wodurch wir unsere Marschländer selbst gegen kleinere Flüsse, wie die Stör, schützen müssen, dürfen Sie hier nicht erwarten. Auch weiterhin giebt es dergleichen nicht, wo der Rhein noch ungleich breiter ist. Theils ist das Land hier nicht so flach, als in Holstein und im Hannöverschen, oder in Holland: theils können die Flüsse, wegen ihrer ungleich größeren Entfernung vom Meere, durch den Wind nie in dem Maaße anschwellen, daß allgemeine Ueberschwemmungen zu befürchten wären.

Der Weg bis Mannheim ist ganz Chaussee, größtentheils an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, und bis auf eine kleine Strecke sehr gut. Man hat den Rhein bald näher, bald weiter: diese Abwechslung giebt eine sehr angenehme Verschiedenheit der Aussichten. Hinter Nackenheim geht es einen Berg hinan, wieder ganz nahe an dem Rhein. Hier sah ich eine Schiffmühle von einem sehr einfachen Mechanismus. Auf dem halben Wege zwischen Nackenheim und Nierstein fängt das pfälzische Gebiet an. Der Niersteiner ist einer der vorzüglichsten Rheinweine. Weiterhin hat man von der Höhe von Guntersblum eine schöne Aussicht. Dieser Flecken hat ein herrschaftliches Schloß und Garten, die nicht sehr litten, obgleich hier verschiedentlich das Hauptquartier war. Ueberhaupt nehmen die Spuren des Kriegs ab, so wie man in das Pfälzische kömmt. So gefährlich ist im Kriege die Nachbarschaft einer Festung. Auch schonten die Franzosen jetzt das pfälzische Gebiet verhältnißmäßig mehr, als das mainzische; vielleicht, daß in den ersten Jahren der Revolution der blinde Eifer gegen die christlichen Regierungen dazu beitrug.

Zwei kleine Stunden von Guntersblum liegt in einer kleinen Entfernung vom Wege Rheinzürckheim dicht am Rhein. Die Lage schien mir so vorzüglich, daß sie eine kleine Abschweifung vollkommen rechtfertigen könnte, wenn ich nicht noch denselben Abend Mannheim hätte erreichen wollen. Dieser Ort ist sonst auch Ihnen, lieber Sander, aus der Geschichte der Philanthropine bekannt. Hier brachte Bahrdt einst einige Jahre zu. Sie wissen, daß ich ihn in Halle bei unserm Freunde Trapp oft sah. Ich dachte jetzt an ihn mit einer gewissen Wehmuth. Bei seinen großen Fehlern und Schwächen hatte er treffliche Talente, die unter glücklichern Umständen sich zu ausgezeichnetem Verdienst ausbilden ließen. Ach, mein Freund! wie niederschlagend ist der Gedanke, daß selbst von den wenigen Köpfen, welchen die Natur hervorstechende Anlagen gab, die größere Hälfte hienieden nicht das Ziel erreicht, was ihnen bestimmt zu seyn scheint. Etwas mögen dazu, ich gestehe es, fehlerhafte bürgerliche Einrichtungen beitragen, die noch immer der Philosophie trotzen: aber hauptsächlich liegt doch die Schuld an der Erziehung und an der Unmoralität der großen

Mehrheit der Menschen. Jene hemmt mehr oder weniger die angemessenste Entwicklung der Anlagen: diese reißt selbst den edlen Mann in den Strudel blinder Leidenschaft mit sich fort, weil sie seinen Schwächen, vorzüglich der Sinnlichkeit, das Uebergewicht giebt.

Diese Betrachtungen über die Immoralität finden auch nur zu sehr ihre Anwendung bei den letztern Schicksalen von Worms. Diese große, ehemals wohlhabende Stadt litt während des Revolutionskrieges vor manchen andern; und sie litt besonders durch wilden Partheigeist. Mehr als einmal war sie der Schauplatz der gewaltsamsten Auftritte. So übte die Parthei, welche nach dem ersten Abzug der Franzosen wieder die Herrschaft bekam, an ihren Gegnern jene bittere Rache, welche der bürgerlichen Eintracht unheilbare Wunden schlägt, und durch ihre auffallende Ungerechtigkeit selbst gute Menschen so erbittert, daß auch sie ähnliche Frevel verüben, sobald das Glück ihnen günstiger wird.

So kurz ich mich in Worms aufhielt, so hatte ich doch Gelegenheit, die Spuren dieser Gesinnung deutlich genug zu bemerken. Jetzt hoben die Anhänger der Franzosen wieder das



Bayerische Staatsbibliothek München

Haupt empor, weil man sich allgemein mit der Meinung trug, das linke Rheinufer werde der französischen Republik anheim fallen. Ich fand bei einigen, mit denen ich mich unterhielt, die heftigste Erbitterung: aber ihre Gegner gaben ihnen, nach den Reden eines übrigens wohl unterrichteten Mannes zu urtheilen, nichts nach. Die große Frage mag nun entschieden werden, wie sie will, so verfließen gewiß viele Jahre, ehe die Bewohner einer Gegend, und zumal einer Stadt, welche durch die Franzosen revolutionirt ward, wieder so mit einander leben, wie zuvor. In dieser Rücksicht hat die Revolution der innern Glückseligkeit der Familien weit mehr Abbruch gethan, als man bisher noch zu erkennen scheint: Bei der jetzt lebenden Generation erlöscht das Andenken gewiß nicht: kaum bei der folgenden.

Ich mußte die Nacht in Worms zubringen. Die Postillione weigerten sich zu fahren, weil die letzte halbe Meile vor Mannheim an einem finsteren Abend lebensgefährlich wäre. Jetzt fügte ich mich schon eher in diesen Ausspruch: der Weg von Butzbach war noch in frischem Andenken. Die Zeit verging dann auch schnell

genug, weil ich Gelegenheit hatte, verschiedene Menschen zu sprechen. Aber von den Merkwürdigkeiten von Worms hatte ich nicht Gelegenheit, etwas zu sehen. Ueber die Eilfertigkeit der Zurüstungen zur Reise verabsäumte ich sogar am andern Morgen die lutherische Kirche zu sehen, welche vortrefliche Gemälde haben soll.

Hinter Worms ist die Gegend größtentheils eben. Wir kamen durch die blühende Fabrikstadt Frankenthal, deren äußeres Ansehen schon von der Wohlhabenheit und dem Fleiß der Einwohner zeugte. In Oggersheim waren die letzten französischen Posten. Wir hatten schon das andere Ende des Fleckens erreicht, als die letzte Schildwache den ersten Wagen anrief, und die Päße verlangte, um sie dem Kommandanten zu zeigen. Ich ging neben dem Postillon des zweiten Wagens, und befahl ihm, zu halten. Allein zu meinem Erstaunen antwortete er mir, daß es sich nicht der Mühe lohne, vielleicht eine halbe Stunde mit der Prellerei — dieß war sein Ausdruck — zu verlieren. „Ich „kenne die Burschen schon: geben Sie mir Ihren „Wagen und lassen sie mich machen.“ Zweifelhaft gab ich ihm die Münze, und ging voller

Erwartung neben dem Wagen. Er eilte voraus zu seinem Kameraden, der noch mit dem Soldaten im Gespräch war. Und wirklich — der Soldat auf seinem Posten steckte das Geld ein, ohne weiter zu fragen. „Allés, allés toujours,“ sagte er dem Postillon mit lachender Miene, als ob er bitten wollte, bald wieder so zu kommen. Das hätte freilich kein deutscher Soldat gethan, und ich muß gestehen, daß ich mir daraus eben keinen günstigen Begriff von der französischen Disciplin mache.

Hinter Oggersheim kommt man näher an den Rhein. Die Gegend wird nun durchaus flach und sogar niedrig. So wie wir der Rheinschanze uns näherten, sahen wir auch wieder die Verheerungen des Krieges. Die Wege waren nicht nur von dem schweren Geschütz so ausgefahren, daß die sonst so gute Chaussee jenen Sand-Chausseen auf der Heyde glich. Die kleinen Brücken, über die man hie und da kömmt, waren so voller Löcher, daß ich dem Postillon danken mußte, mich den Weg nicht bei Nacht geführt zu haben. Ringsum war die Gegend öde und verwüstet. Dagegen kamen wir durch erstaunend weite Außenwerke. Von

dem ersten Ravelin an bis zur Brücke brauchten wir eine gute halbe Stunde. An dem ersten Ravelin trafen wir österreichische Pikete. Ich dachte an meinen Vierundzwanziger: aber hier ward überall nicht gefragt. Weiterhin sah ich eine von den Erdhütten, in welchen sich die Franzosen bei ihren Winterfeldzügen vor der Witterung schützten. Geräumig freilich und behaglich scheinen diese Wohnungen nicht: allein ihrem Endzweck entsprechen sie ohne Zweifel. Sie sind von dicken Wällen aufgeworfen, inwendig sorgfältig verzimmert, und die Fugen noch mit Moos ausgestopft. In jeder konnten 2 bis 3 Menschen, auch wohl mehrere, ihre Schlafstelle haben und Feuer machen. Sie sind nur etwa einen Fuß bis eine Elle unter der Oberfläche; selbst in dieser Jahrszeit schien mir der Boden nicht feucht zu seyn.

Die Rheinschanze ist nur klein, aber sehr fest; doch schienen die Wälle durch die letzte Belagerung sehr gelitten zu haben. Vor Mannheim kömmt man über die breite Rheinbrücke: doch ist der Rhein hier bei weitem nicht so breit, als bei Mainz. Die Brücke führt gerade an das Rheinthor. Von dieser Seite ist Mann-

heim nur durch eine Mauer geschützt; aber nach der andern Seite ist es stark befestigt. Dieß hat eben die Aufführung der Rheinschanze veranlaßt, um die Stadt auch gegen einen Feind zu decken, der Meister des linken Rheinufers wäre.

Mannheim liegt in einer köstlichen Ebne zwischen zwei großen Flüssen. Zur rechten ist der Rhein; zur linken der Neckar, der dicht oberhalb der Stadt noch an ihren Feldern in den Rhein fließt. Diese Felder zwischen dem Rhein und dem Neckar, die noch wieder durch zwei schmale Arme durchschnitten werden, enthielten ehedem die schönsten Gärten, Alleen und engli: sche Parthien. Das alles ist durch die Belage: rungen zerstört. Jetzt sind Flechen hie und da angelegt; auch noch jenseits des Neckars ist eine kleine Schanze. Die Einwohner von Mann: heim klagen also mit eben so vielem Recht um ihre Stadt, und die Verminderung ihres Lebens: genusses, als die von Mainz. Nur darin hal: ten sie sich glücklicher, daß sie nicht fürchten, wie jene, von dem deutschen Reich abgerissen zu werden.

Auch die Stadt hat hie und da durch das Bombardement gelitten. Das Schloß, dessen

einer Flügel ganz abgebrannt ist, zeigt nun an der einen Seite eine prächtige Ruine, die neben dem, was noch steht, einen auffallenden Kontrast macht. Zugleich wurden das physikalische Kabinet, der prächtige Opernsaal und mehrere geschmackvolle Einrichtungen, ein Raub der Flammen. So schreckliche Folgen hatte das Bombardement, das General Wurmser im Jahre 1795 an dem rechten Rheinufer vom 15. November an, und General Kollowrath an dem linken Rheinufer am 21. November gegen die Stadt richten mußte, weil der französische Kommandant sie, obgleich von allen Seiten eingeschlossen, nicht übergeben wollte. Nun ergab sich der Kommandant, General Montaigü; die Besatzung von 10000 Mann ward Kriegsgefangen. Seitdem blieb die Stadt von den Oesterreichern stark besetzt: aber beständig noch durch Kriegsereignisse bedroht, hat man nicht angefangen, die erlittenen Schäden wieder herzustellen.

Mannheim ist eine der schönsten Städte von Deutschland. Sie ist nicht groß, aber durchaus schön gebauet, und hat fast nur regelmäßige, breite Straßen. Von dem Observatorium hat

man eine trefliche Aussicht; nicht so weit, als von dem Mainzer Thurm, aber über eine Gegend, die jene an Fruchtbarkeit fast noch übertrifft. Sie sehen hier vor sich die weite Ebne, die sich von Mannheim ab gleichsam in einem Kegel zwischen dem Rhein und Neckar allmählig gegen das Gebirg zieht. Auch rückwärts haben Sie eine schöne Aussicht auf die Gefilde zu beiden Seiten des Rheins nach Worms hin. Hie und da liegen Wälder, gleich Baumgruppen in einem Lustgarten. In der Ferne verliert sich ihr Auge links in die Bergstraße, rechts in die nassauischen und zweibrückschen Gebirge.

Für die Kunst ist Mannheim, wie Sie wissen, ein sehr wichtiger Ort. Die Akademie hat überaus viel Gutes gewirkt, beides für die schöne Litteratur und die bildenden Künste. Mit welcher Freude hörte ich den würdigen, liberalen Klein darüber reden. Wenige Männer haben diesen so lebhaften und doch von allen Auswüchsen fernen Enthusiasmus, bei dem feinen kritischen Geschmack, der aus seinen Urtheilen hervorleuchtet. Auch von Ihnen redeten wir, mein geliebter Freund: er verbreitete sich in Lobsprüchen über Ihre von der Akademie gekrönte

Preisschrift über die Synonymen der deutschen Sprache, die mir desto angenehmer waren, weil er erst nachher unsere genauere Verbindung erfuhr.

Eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von Mannheim konnte ich jetzt nicht sehen. Die Bildergallerie war aus Furcht vor dem französischen Gemälderaub nach München gebracht. Zwar sollte der Churfürst nach einem der Artikel des Friedens, den Moreau ihm kurz vor seinem Rückzug im Winter 1796 abzwang, 20 Gemälde aus seinen Gallerien von München, Mannheim und Düsseldorf, nach Wahl der Franzosen, abliefern. Allein dieser Friede ward nicht ratificirt, und jetzt wird hoffentlich diese Bedingung unerfüllt bleiben.

Auch außer der churfürstlichen Gallerie sollen in Mannheim mehrere schätzbare Sammlungen seyn. Klein selbst besitzt einige Meisterstücke vom ersten Range.

Die Antikensammlung besah ich in seiner Gesellschaft. Sie ist einzig in ihrer Art. Man findet hier gegen 400 größere und kleinere Abgüsse der schönsten ächten Antiken. Und der Gebrauch derselben steht jedem Künstler frei,

welche in diesem Saale nach ihrem Gefallen arbeiten können.

Das Mannheimer Theater sah ich nicht, weil ich nicht noch einen ganzen Tag bleiben konnte. Sie können denken, wie leid es mir darum war. Zwar soll das mannheimer Theater nicht mehr ganz das seyn, was es ehemals war: aber noch immer gehört es zu den vorzüglichsten von Deutschland. Und dann behält es stets das Verdienst, die Pflanzschule gewesen zu seyn. Mehrere Schauspieler, die jetzt an großen Schaubühnen als Sterne der ersten Größe glänzen, leuchteten hier nur im zweiten Range. So auch auf gewisse Weise das hamburger Theater, als wir es vor fünf und zwanzig Jahren kannten. Schröder, seine Schwägerin, Brockmann, Reinike, Madame Reinike, alle in einem Stück auftreten zu sehen, welch ein Genuß! Und doch fehlte damals schon die jüngste Ackermann, die ich einige Jahre früher sah. Nein, lieber Sander! ein solches Schauspiel giebt es nicht mehr in Deutschland: wenigstens habe ich bisher niemand gesprochen, der ein anderes Theater jenem Schröderschen an die Seite zu setzen wagte.

Ich würde es noch weit mehr bedauert haben, mich von Mannheim so früh trennen zu müssen, wenn nicht Rastadt so nahe wäre. Aber, denken Sie, nur zehn Meilen! diese Reise wird sich doch wohl noch öfterer machen lassen.

Eine der schönsten Gegenden um Mannheim sah ich auf meinem Wege nach Rastadt; nur freilich nicht in der günstigsten Jahrszeit. Der nächste Weg nach Rastadt über Bruchsal und Durlach ist nur zehn Meilen; man rieth mir aber, über Carlsruhe zu gehen, zwar mit einem Umweg von 1 Meile und nach den Postpreisen von 2 Meilen, aber auf besseren Wegen *). Auf jenem Wege wäre ich entweder über Schwetzingen und Waghäusel, oder über Heidelberg und Wiesloch, nach Bruchsal gegangen. Schwetzingen und Heidelberg sind beide, wiewohl in verschiedener Rücksicht, interessant: und Bruchsal soll auch angenehm

*) Man kann auch an der linken Seite des Rheins gehen, über Rundenheim, Rheingenheim, Rehhütte nach Speyer 2 M., von dort über den Rhein nach Waghäusel 3 Stunden oder postmäßig 2 Meilen, und dann über Bruchsal 2 M. u. s. w.

liegen. Ich glaubte also am besten zu wählen, wenn ich den Weg über Heidelberg und Bruchsal einer künftigen Reise vorbehielte, und für jetzt Schwetzingen besähe.

Von Mannheim nach Schwetzingen sind nur anderthalb Meilen; sie werden aber für zwei bezahlt *). Der Weg ist vortreflich; eine einzige, gar schöne Allee. Zu beiden Seiten fruchtbare Felder; an der rechten hie und da den Rhein, an der linken eine ziemliche Strecke lang Wald, worin eine Allee nach dem schwetzinger Garten gehauen ist.

Dieser Garten gehört mit Recht zu den berühmtesten von Deutschland. Die Stadt an sich ist unbedeutend: das Schloß nicht groß, aber bequem. Durch die Stadt fließt die Leimbach, welche sich etwa anderthalb Stunden von Schwetzingen in den Rhein ergießt. Obgleich die Stadt nicht groß ist, so hat sie doch drei Kirchen, und zwar, wenn ich mich nicht irre, für zwei verschiedene Religionspartheien.

Von dem Garten findet sich ein kleiner Grundriß in dem Schulzischen Kalender vom

*) Ort: Neckeran 1 St.

Jahre 1779. Ich nenne Ihnen diesen, weil mir gerade kein anderer bekannt ist; seitdem aber hat sich freilich vieles verändert. Jetzt ist das Ganze ein englischer Garten, der mit denen von Dessau und Wörlitz wetteifern kann. Er hat mehrere trefliche Parthien; besonders ist das Wasser sehr gut benutzt. Und dann giebt das mildere Klima Schwetzingen einen unverkennbaren Vorzug, und mehreren Gruppirungen einen doppelten Reiz.

Die Parthie, die ich unter allen am meisten liebe, ist die der türkischen Moscheen. Ich wüßte nicht leicht eine Anlage, die so wie diese, zum Selbstdenken einladet. Tief im Gehölz, entfernt von allen menschlichen Wohnungen, und wie es scheint, von aller menschlichen Arbeit, erhebt sich das Hauptgebäude der Moschee, geschmackvoll, im einfachen, edlen Stil. Ringsum ist ein mäßig großer Rasenplatz mit Stakitten eingefaßt.

In diese Einfassung sind zwei Thürmer und mehrere Kabinette eingeschlossen. Jedes der Kabinette hat einen verschiedenen, eigenthümlichen Gesichtspunkt: aber in allen ist der Charakter der Einsamkeit treu befolgt. Hier herrscht

die größte Stille in der ganzen Natur. Heftigeren Winden ist der Platz unzugänglich: ein sanftes Rauschen der Blätter, oder der Gesang einzelner Vögel, ist der einzige Laut, den Sie vernehmen. Aber zugleich ist bei dieser Stille nicht das mindeste Wilde. Sie nahen sich der Moschee, wie jedem einsamen Kabinet, mit dem Gedanken, daß Menschen diesen Ort dazu bereiteten, um in der vollkommensten Ruhe in sich selbst zurück zu gehen, und das Herz zur Gottheit zu erheben.

In der gewölbten Decke der Moschee sind folgende Inschriften:

Unten: Erwirb dir Geld, so viel du brauchst, und Weisheit, so viel du kannst.

Der Thor hat das Herz im Munde; der Weise die Zunge im Herzen.

Wissenschaft ist eine Krone; Verstand eine goldene Halszierde.

Reichthum und die Welt vergehen; gute Handlungen bleiben ewig.

Verschwiegenheit erwirbt Liebe.

Liebe den Fleiß; er ist ein großer Schatz.

Der Thor hält Warnung für Feindschaft.

Wer alles begehrt, geht leer aus.

Der Neid schläft niemals.
Ohne Hoffnung geben ist kein Werk.
Fliehe die Faulheit; sie bringt Schaden.
Horche dem Rath der Klugen.

Oben: Wechsel in der Freundschaft bringt Verderben.

Ein Laster des Weisen gilt für tausend.
Reden ist Silber; Schweigen Gold.
Einsamkeit ist besser, denn böse Gesellschaft.
Wegen der Rose begießt man die Dornen.
In den Sommertagen sey der Ameise gleich.

Sie errathen leicht, lieber Sander, daß ich Ihnen diese Inschriften nicht hersetze, weil sie mir alle gleich treffend und angemessen scheinen. Einige sind, wie mich dünkt, in der That vortreflich ausgedrückt; andere aber theile ich Ihnen vielmehr mit, um Ihr Urtheil darüber zu erfahren. Im Ganzen scheint es mir, daß man nicht sparsam und strenge genug Inschriften aufnimmt. Selten angebracht, und nur da, wo sie dem Nachdenken einen Gesichtspunkt aufstellen, auf den man nicht schon von selbst gefallen wäre, thun sie viele Wirkung, wenn anders der Gedanke an sich wahr, mit dem Eindruck des

Lokalen verwandt, und angemessen ausgedrückt ist. Aber zu häufig gebraucht und zur Erinnerung an gemeine Gedanken, sind sie wie überladene Verzierungen an Gebäuden und Geräth: sie fallen in eine lästige Spielerei.

Die Moscheen-Thürmer sind schmale, ziemlich hohe Schneckentreppen. Von der öberen, offenen Gallerie haben Sie eine schöne, überaus angenehme Aussicht auf die ganze fruchtbare Gegend bis an die heidelberger Berge, die Bergstraße und die Höhen nach Mainz und Frankfurt zu; auf der andern Seite nach Rastadt hin eine weite Ebne, die, wie in dunkeln Umrissen, durch die Wälder und Berge des Schwarzwaldes umgrenzt wird.

Aus Schwetzingen und dem Garten laufen von einem Mittelpunkt vier breite, an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzte Chausseen. Die eine nach Mannheim zu; die zweite, eine Fortsetzung von jener, herabwärts in den Wald gegen Waghäusel; die dritte an den Rhein, der nur etwa eine Stunde entfernt ist; die vierte, eine Fortsetzung von der dritten, nach Heidelberg, drei Stunden von Schwetzingen. Ueber den Rhein geht man am nächsten bei Ketsch,

eine

eine starke Stunde von Schwetzingen, zur Linken von der Allee, die gerade auf den Rhein zu führt, an dessen jenseitigem Ufer ein lieblicher Wald einen schönen Gesichtspunkt macht.

Der Weg von Schwetzingen nach Rastadt bleibt immer auf der weiten Ebene, die sich von Mannheim ab zur Rechten des Rheins bis nach Strasburg und Offenburg zieht, in einer Länge von 20 Meilen und einer Breite von 2 bis 4 Meilen *). Man hat beständig Chaussee, die aber durch den Regen zum Theil sehr verdorben ist; nur im Badenschen fand ich den Weg mit auffallender Sorgfalt wieder gebessert.

Waghäusel, wo wir Pferde wechselten, ist ein Kapuzinerkloster und ein fürstlich-speyerisches Jagdschloß. Zu dem letzteren Zweck liegt

*) Oerter: Hockenheim 2 St., Neuloßheim 3 St., Waghäusel 4 St. Station; Wiesenthal $\frac{3}{4}$ St., wo der Weg links über Hambrück und Forst nach Bruchsal abgeht, Neudorf 2 St., Gräbe 3 St. oder postmäßig 2 Meilen, Station; Linkenheim 2 St., Erlenheim 3 St., Carlsruhe 5 Stunden oder postmäßig 3 Meilen; Mühlberg 1 St., Grewinkel $2\frac{1}{2}$ St., Rastadt 5 Stunden und postmäßig 3 Meilen.

es sehr bequem, an einem großen mit weiten Gängen durchschnittenen Walde. Etwa eine halbe Stunde hinter Waghäusel bleibt ganz nahe zur Rechten hart am Rhein Philipps-burg liegen. Diese berühmte Festung ist für die belagerte Besatzung in jeder Rücksicht ein unangenehmer Aufenthalt. Die Stadt ist klein und liegt in einer morastigen, ungesunden Gegend. Der Rhein, welcher hier sehr viele Krümmungen macht, richtet oft große Verwüstungen an. Man verdankt es aber auch dieser Lage, daß die ganze Gegend um Philippsburg unter Wasser gesetzt werden kann. Philippsburg ist daher von der rechten Rheinseite fast unüberwindlich. Von dem linken Rheinufer aus ward es in diesem Kriege verschiedentlich beschossen *). Hier liegt der Festung gerade gegenüber im Norden eine beträchtliche Schanze am Rhein. Schräg über gegen Westen liegt am Rhein das stark befestigte Germersheim. In Germersheim fällt die Queich in den Rhein. Sie kömmt von

*) Bekanntlich erlitt Philippsburg, seitdem der Krieg wieder ausbrach, zweimal eine harte Belagerung und einmal ein schreckliches Bombardement; doch ohne sich zu ergeben.

Landau, welches vier Stunden entfernt fast in einer Linie mit Germersheim liegt, doch etwas mehr gegen Süden. Von diesem Fluß haben die bekannten Linien zwischen Germersheim und Landau ihren Namen, welche die Alliirten in diesem Kriege besetzt hielten. Hieher zog sich zuletzt Pichegrü zurück, nachdem Mannheim und nachher Kaiserslautern von den Oesterreichern erobert war.

Gräbe, die nächste Station, ist ein badensches Städtchen an der Pfinz. Hier fängt der große Wald an, der zwei Meilen weit nach Carlsruhe geht. Die Landstraße geht aber von Gräbe mit einem Umwege über Linkenheim wieder näher an den Rhein. In dieser Richtung bleibt man bis Erlenheim; von dort fährt man schräg durch den Wald zwei Stunden weit nach Carlsruhe.

Carlsruhe liegt von dieser Seite am Ende des Waldes überaus angenehm. Wir kamen aber so spät am Abend daselbst an, daß ich nichts mehr von der Stadt sehen konnte. Jetzt, meinem Ziel so nahe, wollte ich mich auch nicht mehr aufhalten. Dennoch gingen mir am folgenden Morgen zwei Stunden verloren, weil ich nach Dur-

sach mußte, meine Briefe zu holen, die ich da: hin bestellt hatte. Die Erwartung dieser Brie: fe — ich konnte seit Göttingen mit Gewißheit mir früher keine nachsenden lassen — beschäf: tigte mich so sehr, daß ich nur halb Acht auf die schöne Allee gab, durch die ich nach Durlach hin und zurück fuhr.

Endlich machten wir uns gegen Mittag auf den Weg nach Rastadt. Ich fuhr jetzt bei Tage durch die Hauptstraße von Carlsruhe. Die Stadt ist regelmäßig angelegt, und die Haupt: straße ist eine der schönsten von Deutschland. Nach Rastadt zu liegt sie in einer fruchtbaren Ebne, durch die eine große Aue läuft, die zwei Stunden von Carlsruhe seitwärts in den Rhein fließt. Man bleibt dem Rhein immer bis auf eine Stunde nahe: aber man kann ihn von dem Wege aus nicht sehen. Die Gegend ist sehr an: gebauet, hie und da sieht man zu beiden Seiten in einiger Entfernung Gehölze. In der Nähe von Rastadt geht es, da wo die größere Land: straße von Ettlingen einfällt, durch ein kleines Gehölz. Nun sieht man die Stadt; zur Linken nahe bei derselben ein großes Gebäude, die Stahl: und Wagenfabrik der Gebrüder Schlaff;

zur Rechten das Schloß mit dem Garten. Nach dem Garten geht ein Weg linker Hand ab. Die Stadt hat ein heiteres, freundliches Ansehen, und eben so der Gasthof, die Sonne, wo ich einige Tage bleiben werde, bis ich meine Einrichtungen machen kann.

## IV.

Rastadt, den 31. Dec. 1799.

Unsere Freunde, lieber Bruder, werden Dir Nachricht gegeben haben von meiner Reise und meiner glücklichen Ankunft. Ich eile nun, mein Versprechen zu erfüllen, einige das Reisen betreffende Bemerkungen für Dich aufzusetzen, so lange mir die Erinnerungen noch in frischem Andenken sind. Vielleicht scheinen Dir einige geringfügig, andere wohl auch ohnehin bekannt genug. Aber ich bitte Dich, zu bedenken, daß sie alle aus einer ganz neuen Erfahrung niedergeschrieben werden; die Gegenstände hatten also für jetzt doch eine gewisse Wichtigkeit. Ja, ich wage es, zu hoffen, daß manche derselben einige Aufmerksamkeit bei denen verdienen, in deren Macht es steht, die Beschwerden der Reisenden zu vermindern.

Ueber die bequemste Einrichtung der Reisewagen habe ich nicht Gelegenheit gehabt, selbst viele Erfahrungen zu machen. Im Winter würde ich eine Kutsche, im Sommer einen so

genannten Wiener Wagen vorziehen. Einen eigenen Wagen zu haben, ist nicht blos Bequemlichkeit, sondern Nothwendigkeit, wenn man selbst nur wenig Gepäck bei sich führt. Daß der Wagen dem Rücken eine bequeme Stütze gebe, geräumig genug sey, um die Beine ausstrecken zu können, und wo möglich, nicht zu niedrig — ist auf einer langen Reise ungemein wichtig zur Verminderung der Beschwerlichkeiten der Reise und selbst zur Erhaltung der Gesundheit. Ich habe Einrichtungen gesehen, um in dem Wagen, wie in einem Bette, zu liegen; aber dergleichen Behelfe haben so viele andere Unbequemlichkeiten, daß man wohl nur im unbedingten Nothfall dazu greifen muß.

Die Räder sollen billig zwischen hohen und niedrigen das Mittel halten. Jene machen den Wagen allerdings leichter; aber diese sichern mehr gegen das Umwerfen. So ist es auch mit der engen und breiten Spur. Am besten ist es freilich, wenn man die Spur verändern kann. Ist indeß diese Verrichtung nicht vollkommen sicher, so würde ich doch der breiten Spur den Vorzug geben.

Ueberhaupt ist bei einem Wagen auf weiten Reisen, wo es darum zu thun ist, die Zeit mit Bestimmtheit zu berechnen, immer mehr auf Stärke zu sehen, als auf Leichtigkeit. Der Gewinn an Zeit mit einem leichten Wagen ist nicht so beträchtlich, daß er im Verhältniß stände mit der Gefahr, durch öftere Unglücksfälle, wenigstens durch öftere Reparationen, aufgehalten zu werden. Nur muß der Wagen nie zu schwer bepackt seyn. Mehr als einen mäßigen Koffer würde ich niemand rathen, mitzunehmen; die Unfälle, die ich mit meinem Wagen hatte, rührten alle daher, daß ich diese Vorsicht aus der Acht ließ. Am besten ist es, wenn der Koffer nach dem Wagen abgepaßt und hinten mittelst sicherer Schrauben befestigt wird. Für kleine Bedürfnisse sind die verschlossenen Kasten, die man in dem Sitz anbringen und ganz herausnehmen kann, eine große Bequemlichkeit. Ich habe gelernt, mich ihrer auch als Reisechatulle zu bedienen, um desto mehr Platz im Wagen zu gewinnen.

Sich gegen Beschädigungen des Wagens möglichst zu verwahren, ist eine Regel von eben so großer Wichtigkeit für die Schnelligkeit, als

die Wohlfeilheit der Reise. Es ist nothwendig, daß man an allen Orten, wo man sich aufhält, nachdem man eine gewisse Strecke zurückgelegt hat, den Wagen sorgfältig nachsehen lasse, ob er auch einen Schaden gelitten habe, der vielleicht erst später sichtbar wird. Während der Reise muß man sich mit allen Bedürfnissen versehen, wodurch man sich in einem plötzlichen Unglücksfall auf der Stelle helfen kann. Hammer, Kneipzange, Feil, Schrauben, Nägel von verschiedener Größe, doppelte Schlußnagel oder Wagenbolze, Stricke und Werg muß man immer bei sich führen. Auch ein paar kleine Handlaternen würde ich rathen mitzunehmen, und Feuerzeug und Licht so zu legen, daß man immer leicht dazu kommen kann. Mich dünkt, die fahrenden Posten sollten ebenfalls mit diesen Bedürfnissen sich versehen. Und dann ist es sehr wichtig, sorgfältig darauf zu sehen, daß der Wagen fleißig geschmiert werde. Man muß seiner Bedienten sehr gewiß seyn, wenn man sich auf sie verlassen will, ohne selbst nachzusehen. Am besten ist es, wenn man selbst Wagenschmier bei sich führt; denn an den meisten Orten wird man nicht gut damit bedient. In der That,

man muß es erfahren haben, wie viel auf diesen gering scheinenden Umstand ankömmt, um ihn für wichtig anzusehen: aber ich versichere Dich, daß nicht nur das schnelle und leichte Fahren zum Theil darauf beruhet, sondern daß auch in schlimmen Wegen, bei Wendungen, bei unvorhergesehenen Stößen der Wagen oft wegen einer Versäumniß hierin leidet.

Ueber die Posten hatte ich an allen Orten Ursache zu klagen; bald diese, bald jene. Ich will Dir die erheblichsten vorlegen.

Fast nirgends ist, sobald man Holstein verläßt, eine Vorschrift, in welcher Zeit die Postillione eine Meile zurücklegen sollen. Wenn ich sage, daß keine solche Vorschrift ist, so meine ich, keine Vorschrift, über welche gehalten wird. Es gehört also, dünkt mich, durchaus zu einer guten Postpolizei, daß diese Zeit bestimmt werde, und daß man durch Stundenzettel, wie im Holsteinischen, über die Befolgung der Anordnung wache.

Eben so wenig ist an die Bestimmung der Zeit zu denken, welche Reisende, ohne sich beschweren zu können, auf ihre Beförderung warten müssen. Mir haben zweimal Postmeister

geantwortet, es sey ihnen darüber nichts vorgeschrieben, und sie könnten die Reisenden warten lassen, so lange es ihnen beliebte. Wenn dieß gleich nicht nach der Strenge des Buchstabens erfüllt ward, so mußte ich doch an dem einen Ort zwei Stunden, an dem andern fünftehalb Stunden warten, bis man Postpferde herbeischaffte. Solche Zögerungen sind nicht allein höchst unangenehm; sie haben auch oft für den Reisenden in Ansehung der Zwecke seiner Reise die nachtheiligsten Folgen. Was liegt nicht an der zeitigen Ankunft eines Couriers? Dennoch habe ich auf einer Station mit einem Courier drittehalb Stunden gewartet.

Ueber die Anzahl der Vorspannpferde, welche man nehmen muß, herrscht auch eine sehr verdrießliche Unbestimmtheit. Zwar enthalten die meisten Postordnungen eine Art von Vorschrift darüber; allein theils sind die Ausdrücke über die Beschaffenheit der Wagen schwankend, theils überlassen sie vieles der Willkühr der Postmeister. Ein vernünftiger Reisender wird sich niemals dagegen setzen, so viele Pferde zu nehmen, als er in der That bedarf: aber das ist doch auch sehr unangenehm, wenn man sich offenbar soll

vervortheilen lassen. Mehr als einmal bin ich mit vier Pferden fortgekommen, wenn ich für sechs bezahlte: ja ich habe mich zu diesem Ausweg entschließen müssen, weil ich noch mehrere Stunden warten sollte, wenn ich darauf bestanden wäre, mit so vielen Pferden zu fahren, als wofür ich bezahlte. Zu andern Zeiten hat mich ein Postmeister gebeten, um des schlechten Weges willen 2 Pferde mehr zu nehmen, als womit ich ankam. Er hat mich versichert, daß man mich auf der nächsten Station wieder mit der vorigen Anzahl von Pferden befördern werde: ja er hat mir zu dem Ende eine schriftliche Requisition mitgegeben. Dennoch hat es nicht immer geholfen. Ich habe mich genöthigt gesehen, wieder mit eben so viel Pferden abzufahren, ungeachtet kein einziger Grund vorhanden war, mehrere zu nehmen, als womit ich an jenem Ort angekommen war. Dergleichen offenbaren Mißbräuchen sollten die Postordnungen Eintrag thun, und sie auf die bescheinigte Beschwerde eines Reisenden so ahnden, daß die, welche nach ihm kommen, den Vortheil davon ziehen. Dem Vervortheilten selbst bleibt selten etwas weiteres übrig, als sich mit den Postmei-

stern abzufinden, so gut er kann: denn die Zeit erlaubt es ihm nicht, sich an die Gerichte zu wenden, wenn auch die Post den ordentlichen Gerichten unterworfen wäre.

Daß die Postillione gute Pferde und Geschirr haben, und im Fahren geübt seyn müssen, gebieten alle Postordnungen — aber wie wird darüber gehalten? Ich will nicht von schwachen und abgetriebenen Pferden reden: bei dieser Jahrszeit, bei so schlechten Wegen, bei der großen Theurung des Futters muß man hierin schon etwas nachsichtig seyn. Aber daß ich so oft Geschirr bekam, das nichts weniger, als haltbar war; daß man mir Postillione gab, die schlaftrunken oder halb berauscht nicht fahren konnten; daß man Knaben gebraucht, um Postchaisen zu fahren — das sind doch Mängel, deren Abstellung ein Reisender in Friedenszeiten wohl mit Recht fordern kann.

Ueber das Anhalten der Postillione in Wirthshäusern zwischen den Stationen kann ich im ganzen nicht klagen. Im südlichen Deutschland weiß man ohnehin nichts von dieser Sitte. Einige Beispiele sind mir aber doch vorgekommen, daß die Postillione sich in diesem Stücke sehr un-

gebührlich betragen haben. Hierin ist aber eine scharfe gesetzliche Aufsicht um so mehr nothwendig, da der Unmuth der Knechte, wenn man sich nicht in ihren Willen fügt, nicht selten für den Reisenden sehr widrige Folgen hat.

Zuweilen bekömmt man Postillione, die etwas darin suchen, unvernünftig stark zu fahren, und besonders darin, einander schnell vorbeizufahren. Dieser unzeitige Ehrgeiz wird nur auf Kosten des Wagens, oft nicht ohne große Gefahr des Reisenden, befriedigt; zumal im letztern Fall. Ich glaube daher, daß eine bestimmte Vorschrift wegen des Vorbeifahrens nicht überflüßig wäre. Auch über das Ausweichen, wenn sich Fuhrwerke begegnen, über die Befugniß, Nebenwege einzuschlagen, oder über bepflügtes Feld zu fahren, sollten, so viel möglich, allgemeine Polizeibestimmungen statt finden.

Ferner ist es ein wesentlicher Mangel, daß die Postillione oft nicht ihre vorgeschriebene Uniform tragen, noch öfterer nicht blasen können, oder auch mit keinem Horn versehen sind. Das Tragen der Uniform hat, wenn sich Fuhrwerke begegnen und in ähnlichen Fällen, allerdings erheblichen Nutzen: aber das Horn ist dem Pos

stillion unumgänglich nothwendig, besonders in hohlen Wegen und bei Nachtzeit.

Ueber die Wege habe ich keine besondere Bemerkungen zu machen. Die allgemeinen Wünsche der Reisenden werden durch den Buchstaben der Wegeverordnungen so ziemlich zufrieden gestellt, und ihre Beschwerden rühren nur daher, daß diese Vorschriften nicht befolgt werden. Gewöhnlich liegt der Schaden darin, daß die Ausbesserung nicht zeitig genug vorgenommen wird: dadurch wird die Arbeit weit schwerer und den verpflichteten lästiger. Auch verfallen ja so manche Brücken und Geländer, weil man ihnen Zeit dazu läßt. Oft wird ein solcher Mißbrauch erst spät genug von denen bemerkt, welche die Aufsicht über die Wege haben, weil die Menge ihrer Geschäfte ihnen nicht immer die Kontrolle möglich macht. Zu dem Ende wünschte ich, daß jeder Reisende in dem Stundenzettel gebeten würde, erhebliche Mängel anzuzeigen, die ihm auf der zurückgelegten Station vorgekommen wären. Diese Bitte erfüllte gewiß der Reisende gern; das Gefühl der überstandenen Beschwerde ist, wenn man auf der Station ankömmt, noch so lebhaft, daß man auch aus eigenem Antriebe

solche Anzeigen machte, wenn es sich ohne Weitläuftigkeit thun ließe.

Auf den Chausseen im südlichen Deutschland habe ich hie und da eine Veranstaltung gefunden, die Nachahmung verdienen dürfte. Längs dem Wege waren in mäßigen Entfernungen Haufen von Steinen und Steinsand zum Behuf der Wegebesserung in der guten Jahrszeit angefahren. Diese Arbeit geschah also zu einer Zeit, wo sie wenig beschwerlich fiel, und sie gewährt den Vortheil, daß man in der schlechten Jahrszeit und bei plötzlich entstehenden Beschädigungen die nothwendigsten Bedürfnisse zur Hand hat.

Auf allen Poststationen sollte billig in einem Zimmer nach dem Wege zu die ganze Nacht Licht und mäßige Wärme seyn. Es ist in der That äußerst unangenehm, wenn man zur Nachtzeit oft halbe Stunden lang warten muß, bis ein Knecht mit der Laterne erscheint, und dann nur eine kalte Stube findet. Wenn auch die Reisenden zum Theil in dem Wagen bleiben, so ist es doch eine Pflicht der Menschlichkeit, den Bedienten Gelegenheit zu verschaffen, sich etwas zu erwärmen und ihre Kleider zu trocknen. Die Posteinkünfte geben, gegen ihre ursprüngliche

Be-

Bestimmung, in allen Ländern einen so beträchtlichen Ueberschuß, daß diese kleine Ausgabe füglich davon abgehen könnte. Sollten aber ja die Reisenden sie übertragen, so würde eine mäßige Erhöhung des Einschreibegeldes auf den Stationen bei dem Empfang des Stundenzettels wohl keine Klagen veranlassen.

Dagegen wäre es zu wünschen, daß die Trinkgelder für Postillione und Wagenmeister allenthalben bestimmt wären. Die Reisenden werden manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt, wo dieß nicht der Fall ist. Zwar sind in den meisten Postordnungen dergleichen Bestimmungen wirklich enthalten; aber die Postmeister selbst sehen nicht darauf, daß sie befolgt werden. Man kann es zuweilen kaum von ihnen erhalten, einen Postknecht darauf zu verweisen, wenn er mit dem reichlichen Trinkgelde nicht zufrieden ist. Wirklich gehen die Forderungen der Postillione so weit, daß sie kaum mit dem doppelten des gesetzmäßigen Trinkgeldes zufrieden sind. Es giebt fast kein anderes Mittel, sich ihren Zudringlichkeiten zu entziehen, als die Zahlung seinen Bedienten zu überlassen, bei denen sie weniger Biegsamkeit, als bei dem Herrn erwarten. Und

so großen Nutzen, als viele behaupten, haben die übertriebenen Trinkgelder nicht für die schnellere Beförderung. In einzelnen Fällen mag man wohl eine Station in ungewöhnlich kurzer Zeit zurücklegen, wenn man dem Postillion unterwegs ein bestimmtes, sehr reichliches Trinkgeld verspricht: im ganzen gewinnt man wenig dabei. Oft helfen alle Anstrengungen des Postillions nichts, weil die Kräfte seiner Pferde ihnen nicht entsprechen: zuweilen läuft man Gefahr, weit länger aufgehalten zu werden, weil sie ihre Pferde im Anfang übertreiben.

Ueberhaupt ist das Reisen jetzt weit kostbarer, als vormals. Die Postgelder sind in allen Ländern, nur noch in Holstein nicht, erhöhet. An Trinkgeldern und dergleichen zufälligen Ausgaben ist man genöthigt, das Doppelte zu zahlen, wenn man nicht ewig zanken will. Die Zehrungskosten in den Wirthshäusern betragen vielleicht das Dreifache von dem, worauf man sonst rechnen konnte. Und dabei findet man, große Städte ausgenommen, so ärmliche Bewirthung, daß es fast zur Nothwendigkeit wird, sich in einer großen Stadt mit Wein, kalter Küche,

Bouillonkuchen, Zitronen, Zucker, Thee und Koffee auf ein paar Tage zu versehen.

Sonst konnte man die Reisekosten für die Meile für einen mit zwei Pferden bespannten Wagen, die Zehrung eines Bedienten einbegriffen, auf anderthalb Reichsthaler rechnen: jetzt gebraucht man reichlich zwei Reichsthaler. Ist der Wagen mit vier Pferden bespannt, so braucht man über drei Reichsthaler die Meile. Dabei versteht es sich, daß die Tage nicht einberechnet sind, welche man in großen Städten zubringt oder sonst stille liegt; für diese muß man mit einem Bedienten wenigstens zwei Dukaten den Tag rechnen, und im Winter, wo man öfterer Miethwagen braucht, wohl drei Dukaten. Das Postgeld für das Pferd ist jetzt im Hannöverischen auch 8 ggr., statt 6 ggr., die man sonst zahlte: und im Reich zahlt man jetzt die Meile mit einem Gulden für das Pferd, anstatt daß man sonst nur 45 Kreuzer, das ist $\frac{3}{4}$ Gulden gab. In gleichem Verhältniß sind die Trinkgelder theils gesetzmäßig, theils willkührlich erhöhet. Chausseegelder werden noch nach den alten Taxen erhoben; doch habe ich im Hannöverischen am Sonntag doppelte Chausseegelder be-

zahlen müssen, welches, wie mich dünkt, ehe-dem nicht der Fall war. Als Mitglied einer Reichsfriedensgesandtschaft glaubte ich von den Chausseegeldern befreiet zu seyn. Allein da mir der erste hannöverische Einnehmer sehr bestimmt antwortete, daß von einer solchen Befreiung nichts in seiner Instruction stände, so ließ ich es, um allen Aufenthalt zu vermeiden, lieber dabei bewenden. Im Hessischen fand ich dieselbe Unbereitwilligkeit. Von Frankfurt aus hingegen forderte man weiter keine Accise, sobald die Einnehmer von den Bedienten hörten, wohin die Reise gehe.

Im Hannöverischen und im Hessenkasselschen sind bekanntlich eigene Posten. In Gießen geht die Reichspost an. Ueberhaupt braucht man den Ausdruck im Reich erst, wenn man das nördliche Deutschland verläßt. Es ist ein ungeheures Wesen mit dieser Reichspost. Ungeachtet die später entstandenen Landesposten dem allgemeinen Reichspostwesen großen Abbruch thaten, so sind die Einkünfte noch immer sehr groß. Während des Krieges sind sie eher vermehrt, als vermindert, ungeachtet mancher einzelnen Verluste. Man schätzt daher nicht mit Unrecht die

jährlichen reinen Einkünfte des Fürsten von Thurn und Taxis auf eine Million Gulden. Im Ganzen muß man die Ordnung und Aufmerksamkeit bewundern, womit dieß weitläuftige Geschäft betrieben wird. Auf den fahrenden Posten ist man, Unglücksfälle ausgenommen, wegen des abgesendeten vollkommen sicher. Die Post steht drei Monate lang für Geld und Pakete ein, und verspricht dieß in gedruckten Empfangsscheinen. Auch hört man selten von einem verlornen Briefe unter so vielen tausenden. Sie werden gleichwohl nicht kartirt, sondern nur bei Expedition der Post in Paketen zusammen gebunden, jedes Paket mit einer Etikette, welche den Ort der Bestimmung und die Zahl der Briefe anzeigt. Man hat mir auf meine Frage, warum sie nicht, wie auf den meisten deutschen Landesposten, numerirt und kartirt würden, geantwortet, diese Einrichtung würde, bei einer so ungeheuren Menge von Briefen, und bei der Nothwendigkeit, oft mehrere Posten, nach Ankunft der erwarteten, in der größten Schnelligkeit zu expediren, ein zu großes Personale erfordern und zu viel Kosten verursachen. Ich gestehe nun freilich, daß mich dieser Grund nicht

recht überzeugte, am wenigsten, da ich wußte, daß der kaiserliche Erb-General- und Ober-Postmeister im heiligen römischen Reich einen jährlichen Ueberschuß von einer Million Gulden bezieht. Indeß muß ich doch auch bekennen, daß mir, für meine Person, in so vielen Jahren, während welcher ich im Reich correspondirt habe, nie ein Brief verloren ist: es mag also seyn, daß der Fürst seine Beamten so sorgfältig wählt, daß man ohne Kartirung dadurch gleichwohl die nöthige Sicherheit erhält. Uebrigens hat man doch bei wichtigen Briefen, die man für besonders wichtig hält, einen Ausweg, die Absendung zu bescheinigen. Wenn man nemlich recommandirt darauf schreibt, so wird der Brief gegen die geringe Gebühr von 4 Kreuzer, in das Postbuch besonders eingetragen, und der Empfänger muß in dem Postbuche für den Brief quittiren. In einem solchen Falle giebt die Post auch, eben wie für Pakete, einen Schein, und ist für die richtige Bestellung verantwortlich.

Nun sollte ich noch, lieber Bruder, Dir Nachricht von den Reisekarten geben, deren ich mich bedient habe. Eine bis auf einen gewissen Grad vollkommene Karte von Deutsch-

land kenne ich überhaupt nicht: weniger noch eine, die sich als Reisekarte gebrauchen ließe. Am besten hilft man sich noch immer mit der großen Karte von Chauchard auf acht Blätter, die zu Türennes Feldzügen gestochen ist. Diese Karte kaufte ich in Hamburg auf Leinwand gezogen und in Octavform zusammengelegt. Sie ist freilich sehr theuer, aber sie ist auch schön und überaus rein gestochen. In Ansehung der Situationen, der Bestimmung der Flüsse und der Berge habe ich sie genauer gefunden, als irgend eine andere.

Sotzmanns Karte *) ist mit vieler Genauigkeit verfertigt; allein der Maaßstab ist zu klein, um bei dieser unendlichen Menge von Oertern eine vollständige und bequeme Uebersicht zu geben. Sonst hat sie vor der Chauchardischen den Vorzug, daß die Illumination die Abwechslung der Gebiete der verschiedenen Fürsten besser auszeichnet; auch hat sie zum Theil mehr Oerter und benennt sie richtiger als jene. Sowohl in

*) Karte von Deutschland in XVI Blatt nach Büschings Erdbeschreibung und den besten Hülfsmitteln entworfen von D. F. Sotzmann. Berlin 1789.

dieser Rücksicht, als wegen späterer Veränderungen muß man sie mit jener verbinden.

Die ältere Post- und Reisekarte durch Deutschland, noch mehr aber die neuere von dem adjungirten Postkommissarius Diez, sind dem Reisenden unentbehrlich. Besonders auf der letztern sind die Wege sehr richtig und vollständig verzeichnet. Zugleich ist damit ein allgemeines Postbuch verbunden *), welches nicht nur alle Poststationen, zum Theil auch die Zwischenörter, sondern überdieß die Beschaffenheit der Wege, und ob man Berge, Flüsse und Wälder passirt, anzeigt. Man muß hoffen, daß diese Arbeit bei wiederholten Ausgaben, durch Berichtigungen und Zusätze, noch vollkommner werde; jetzt sind die Zwischenörter nur auf verhältnißmäßig wenigen Stationen angegeben, und die Entfernung der Zwischenörter ist nirgends bemerkt. Sonst habe ich bei dem Gebrauch des Buchs wenige Unrichtigkeiten gefunden: aber

*) Allgemeines Postbuch und Postkarte von Teutschland und einigen angrenzenden Ländern. Frankfurt am Main 1795. Die Karte ist auf einem großen Bogen in Folio: das Buch hat 500 S. in 12.

auf der Karte sind manche Oerter nicht richtig gesetzt, und der Lauf der Flüsse ist insonderheit sehr unvollkommen bezeichnet. Wenn diesen Fehlern abgeholfen und die Karte nach einem doppelt so großen Maaßstab gezeichnet würde, so könnte sie vielleicht die Wünsche der meisten Reisenden befriedigen. Man könnte alsdann zugleich die merkwürdigsten Wälder und Berge angeben, und die Bezirke der verschiedenen Länder illuminiren; die größeren jedes besonders, die kleineren, nemlich Grafschaften, Prälaturen und reichsstädtische Gebiete, jedes mit einer gemeinschaftlichen Farbe.

Ueber den letztern Theil meiner Reise habe ich hier vortrefliche Spezialkarten gefunden. Die eine enthält den Rheinlauf von Speier bis Bingen, nebst den angrenzenden Gegenden von beiden Ufern bis an die Gebirge, in zwei Blättern *); die zweite den Rheinlauf von Speier bis Lauterburg auf ein Blatt **); die dritte den Rheinlauf von

*) gezeichnet von Dewarat und gestochen von Verhelst in Mannheim 1795.

**) von eben denselben 1796.

Lauterburg bis Strasburg, nebst den angrenzenden Gegenden von beiden Ufern deſ: ſelben *). Auf dieſen Karten konnte ich den ganzen Weg von Frankfurt bis hier verfolgen, und das letzte Blatt iſt zugleich ein Plan der Gegenden von Raſtadt. Sie ſind eben ſo genau gezeichnet, als ſchön und ſorgfältig geſtochen: und ſcheinen mir in Anſehung der Beſtimmtheit der Projection für Muſter gelten zu können.

*) gezeichnet von eben demſelben, geſtochen von Klinger in Nürnberg 1797.

## V.

Rastadt, den 9. Jan. 1798.

Die neugierige Erwartung der meisten Mitglieder der Reichsfriedensgesandtschaften ist dadurch getäuscht, daß Buonaparte Rastadt so schnell verließ. Viele haben ihn überall nicht gesehen; einige haben ihn nur gesehen, nicht gesprochen; sehr wenige haben ihn reden hören. Der kaiserliche Minister, Graf Cobenzl, ist der einzige, der mit ihm in einer gewissen Verbindung stand. Er hatte schon den Frieden zu Campo Formio mit ihm unterhandelt, und hat auch hier in den wenigen Tagen, die Buonaparte hier zubrachte, eine Convention mit ihm abgeschlossen, deren Inhalt man mehr ahndet, als erräth *). Diese Convention, ihre Beweggründe, ihre Folgen sind die Axe, um welche sich jetzt die rastadter Politik vorzüglich drehet.

*) Die französischen Minister ließen sie um die Zeit der Aufhebung des Kongresses in Rastadt bekannt werden.

Buonaparte kam hier am 28. November an, Abends beim Fackelschein. Eine österreichische Ehrenwache begleitete ihn. Er hatte nur sechs Tage zu seiner Reise von Mailand gebraucht. Allenthalben suchte er den Ehrenbezeugungen auszuweichen; aber in der Schweiz that er es nicht immer mit guter Art.

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft nahm er Abends den Besuch der Mitglieder der Reichs-Friedensdeputation an. Sie kamen einzeln: er setzte sich mit ihnen im Kreise um das Kaminfeuer. Man erzählt hier von dieser Unterredung mehrere Anekdoten, die meiner Erwartung nicht entsprechen. Mich dünkt, ein großer Mann, und vor allen der Sieger im Felde, muß sich auch darin groß zeigen, daß er mit Feinheit jede unangenehme Erinnerung bei denen zu vermeiden sucht, über die ihm das Schicksal Vortheile gab. Es ist so schön, Herzen zu gewinnen: und am Ende bleibt doch unter allen Siegen nur dieser beständig in seinen Folgen. Diese Wahrheit scheint manchmal Laune dem sonst so scharfsichtigen Buonaparte aus den Augen zu rücken. So soll er gegen den würzburgischen Subdelegirten, Grafen von Stadion, einen Mann

von ausgezeichnetem Geist und Verstand, über die Größe der Besitzungen des Fürstbischoffs gespöttelt haben, ja er soll sich dabei auf den bekannten Ausspruch in der heiligen Schrift berufen haben, daß es leichter sey, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß der Reiche in den Himmel komme.

Das Aeußere dieses merkwürdigen Mannes soll zwar schon an sich bedeutend seyn: der Eindruck, den es macht, leihet aber doch viel Gewicht von der Erinnerung an seine Thaten. Er ist kaum von mittlerer Größe; doch erregen seine auffallend breiten Schultern den Gedanken an vorzügliche körperliche Kraft. Er hat braunes Haar, kleine dunkelblaue, sehr feurige Augen. Seine Stirne ist breit, das Gesicht länglich, das Kinn spitz. Die braune Gesichtsfarbe und sein ganzes Ansehen zeugen von Gewöhnung an mancherlei Beschwerlichkeiten. Nichts gleicht dem verzehrenden Feuer seines Blicks, wenn er leidenschaftlich wird, oder wenn er es für gut findet, seine Augen zu brauchen: denn dieß hat er vollkommen in seiner Macht. Ueber sein ganzes Wesen ist Nachdenken und Ernst verbreitet: er überläßt sich aber auch zuweilen ganz der lustig-

sten Laune. Sein Betragen ist voll Würde, und dabei, wenn er will, von einnehmender Freundlichkeit. Wie auch die Stimmung des vorhergehenden Augenblicks gewesen seyn mag, so weiß er auf der Stelle die Miene anzunehmen, die für den nächsten die angemessenste ist. In Mailand überraschten ihn Leute, die bei ihm angesagt waren, im Garten in gesellschaftlichen körperlichen Spielen: er ging ihnen in derselben Sekunde mit einem Blick entgegen, der ihnen fast die Anrede aus dem Munde nahm. Uebrigens ist es sonderbar genug, daß sein ausgezeichnetes Gesicht so selten ähnlich abgebildet ist. Fast in allen Kupferstichen ist einige Aehnlichkeit: in keinem beinahe ist sie vollkommen. Vielleicht liegt die Ursache darin, daß sein eigenthümlicher Ausdruck vorzüglich auf das Spiel der Augen beruhet, das gerade in dem Augenblick, wo er dem Maler faß, nicht dasselbe ist, als wenn ihn der sieht, welcher über die Aehnlichkeit urtheilen will. Nach der allgemeinen Stimme derer, die ihn am genauesten kennen, ist der ähnlichste Kupferstich der, welchen Agnelli zu Mailand 1797 gestochen hat. Ueber seine Jugendjahre kam kurz vor seiner Ankunft eine

kleine Schrift heraus, welche er selbst auf gewisse Weise anerkannte, ob sie gleich nicht ganz genau seyn soll *).

Wie neugierig ich darauf bin, diesen in der That großen Mann kennen zu lernen, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Auch habe ich einige Hoffnung, ihn vielleicht genauer kennen zu lernen, als manche andere. Ich kenne seinen Freund, den Gesandten der kisalpinischen Republik, den ehemaligen Grafen Melzi d'Erile, der auf Buonaparte's Verlangen in dem Ausschuß zur Revision der cisalpinischen Konstitution arbeitete. Alles müßte mich trügen, oder es wird mir gelingen, mir die Freundschaft dieses ausgezeichneten Mannes zu erwerben. Seine feine und edle Physionomie kündigt einen seltenen Scharfsinn und einen großen Charakter an. Die Gabe der Beredsamkeit ruhet auf seinen Lippen, wie auf seinen Mienen in einem Grade, den ich kaum für möglich gehal-

*) Quelques Notices sur les premières années de Buonaparte; recueillies et publiées en anglais par un de ses Condisciples, mises en Français par le C. B. Basle chez Decker 1797. 8. Sie ist nachher auch in das Deutsche übersetzt.

ten hätte. Er vereinigt Sanftheit und Würde auf das vollkommenste. So unmöglich es ist, daß er sein überwiegendes Talent nicht selbst fühle, so solltest Du dennoch glauben, daß nur er ungewiß darüber wäre. Mit der größten Bescheidenheit trägt er seine Meinungen vor. Einwürfe und Zweifel, selbst wenn sie geringfügig sind, hört er mit einnehmender Gefälligkeit an: aber gleichwohl weiß er seine Meinung auf die feinste Weise geltend zu machen, indem es scheint, daß er sie nach jenen Einwürfen modificire. Vielleicht besaß niemals Jemand so sehr, als er, die Kunst, jedermann in sein vortheilhaftestes Licht zu stellen; eine Kunst, die fast vor allen andern die Herzen der Menschen gewinnt. Ich habe ihn mit unbedeutenden Menschen interessante Gespräche auf eine Art führen hören, daß man sie selbst für geistreich halten mußte. Er legte ihnen mit so viel Geschicklichkeit scharfsinnige Bemerkungen in den Mund, daß sie mit Recht über sich erstaunten. Und wie nachgebend ist er gegen alle Ansprüche, wozu sich jemand berechtigt glaubt; wie zuvorkommend gegen das stille, oft schüchterne Verdienst! In der That, wenn, wie ich nicht zweifle, sein Charakter diesen

außerordentlichen Gaben des Geistes entspricht, so ist mir seine Bekanntschaft allein vollkommen eine Reise nach Rastadt werth. *).

Ueberhaupt ist die Mannigfaltigkeit der Bildung, der Charaktere und der Unterhaltung in dem zahlreichen Zirkel, in dem ich jetzt lebe, äußerst anziehend für mich. Es sind etwa funfzig Menschen, die sich fast täglich in Gesellschaft sehen; diejenigen nicht gerechnet, mit denen man außerhalb dieses gesellschaftlichen Zirkels einen oft genaueren Umgang hat. Unter einer so großen Zahl von Personen muß es natürlich

*) Indem ich diese Stelle wieder durchsehe, kann ich mir nicht die Freude versagen, dem edlen Sinn meines Freundes zu huldigen, wie ich schon bei der ersten Bekanntschaft seine Talente verehrte. Zwar darf ich es mir nicht erlauben, in ein weiteres Detail hinein zu gehen; allein das schien mir doch nicht die Delikatesse zu verletzen, daß ich bei ihm — den alle äußere Verhältnisse so weit aus meinem Wirkungskreis rücken, und der auch diese Zeilen schwerlich lesen wird — eine Ausnahme von meiner sonst so festen Regel mache, in dieser Schrift keine Individuen zu schildern.

sehr verschiedene Abstufungen der Talente, sehr mannigfaltige Mischungen des Charakters geben. Setze nun dazu, daß die meisten von ihnen einander ganz fremd sind, und aus ihrem gewohnten Kreise, wie durch die Berührung einer Zauberruthe, sich hier in einer neuen Sphäre finden; ferner, daß sie fast alle ihr eigenthümliches politisches Interesse haben, was sich mit dem der andern so scharf durchkreuzt, daß noch zur Zeit keine Vereinigungspunkte sich entdecken lassen. Aber darin stimmen sie doch alle überein, daß man sich einander wechselseitig zu gefallen sucht, daß man sich bemüht, vorläufig eine günstige Meinung von sich zu erregen, um diese vielleicht nachher zu politischen Zwecken nutzen zu können. Ich gestehe Dir, daß ich das abgeschliffene in dem geselligen Ton, welches aus diesem Bestreben entsteht, sehr liebe. Feinheit in dem Ausdruck, Gefälligkeit im Anstande, selbst eine gewisse äußere Eleganz schien mir immer wichtig für die Ausbildung des Geistes. Diese Eigenschaften tragen allerdings viel dazu bei, uns die Gesellschaft gegenseitig angenehmer und nützlicher zu machen. Hier habe ich recht Gelegenheit, dieß auch aus der Erfahrung zu lernen. Zwar ge-

hören alle in dem gesellschaftlichen Zirkel zu den Klassen, bei welchen man diese Feinheit des Tons vorzüglich erwartet, und auch im Ganzen in der That findet: allein die individuelle Verschiedenheit macht doch das mehr oder weniger sehr bemerklich. Du kannst, wenn Du nur einige Male als Zuschauer die Gesellschaft beobachtet hast, Dir selbst leicht die Ursachen angeben, warum einer vor dem andern beliebt ist: insonderheit wirst Du bemerken, daß die, welche ihrer Feinheit wegen von allen am meisten geschätzt werden, sich denen nie so gerne mittheilen, die diese Eigenschaft vernachläßigen. Nun giebt es aber sogar einige, welche die Gunst der französischen Minister für ihre Privatabsichten zu erhalten wünschen, und sich ihnen dadurch zu empfehlen glauben, daß sie jenen feineren Ton gegen einen anderen vertauschen, den sie für frei-republikanisch ausgeben, der aber wohl mehr an die Manier grenzt, die man eine unter den meisten Umständen tadelnswürdige Derbheit nennen mögte. Aber der Erfolg dürfte ihre Hoffnungen täuschen. Die Franzosen müßten durch die Revolution ganz und gar umgeschaffen seyn, wenn dieß im allgemeinen ein Mittel seyn sollte, ihnen zu gefallen:

wenigstens wird man Buonaparte, nach dem was mir Melzi von ihm gesagt hat, schwerlich dadurch gewinnen.

Bis zu seiner Ankunft ruhen die Geschäfte, wo nicht ganz der Form nach, doch im wesentlichen. Früher wird wohl die große Frage von der Abtretung des linken Rheinufers nicht entschieden; und diese Entscheidung ist ohne Zweifel die Grundlage aller Verhandlungen. Die Besitznehmung von Mainz, verbunden mit der offiziellen Anzeige des österreichischen Subdelegirten über den Rückmarsch der kaiserlich-königlichen Truppen aus dem Reich in die Erblande, läßt keinen Zweifel mehr über eine Abtretung eines beträchtlichen Landstrichs an sich. Nur über den Umfang dieser Abtretung, über die Bedingungen, über die Folgen in Rücksicht auf die Entschädigung der deutschen Reichsstände, welche dadurch verlieren, sind Muthmaßungen und Besorgnisse noch sehr verschieden. Diese Lage führt eine allgemeine, nicht zu verkennende Aengstlichkeit mit sich, sobald nur von dem Gegenstand unseres Hierseyns die Rede ist; eine Gesinnung, die das Herz eines jeden deutschen Patrioten mit tiefer Trauer erfüllen muß. Dazu kömmt auf

der andern Seite die eben so unvermeidliche Collision des Privatintereſſe der meiſten, mehr und minder mächtigen Committenten, die mir zu viel Grund giebt, einen Partheigeiſt zu befürchten, der vollends aller gemeinſchaftlichen Mitwirkung zu einem Ziel ſchadet, deſſen Erreichung ohnehin ſo viele Schwierigkeiten im Wege ſtehen.

Um deſto trauriger iſt es, daß man ſchon ſo viele Zeit über die Berichtigung eines Punkts verloren hat, der ſich füglich im voraus abmachen ließ. Du erräthſt leicht, daß ich von der Abfaſſung der General-Reichsvollmacht für die Reichsfriedensdeputation rede. Dieſe Vollmacht ward, vielleicht mehr nach den Hoffnungen der Reichsverſammlung, als nach der Lage der Dinge, im Jahre 1795 auf die Integrität des deutſchen Reichs gerichtet. Man änderte ſie nachher, als zwei Jahre ſpäter die Reichsfriedensdeputation nach Raſtadt zuſammenberufen ward, nicht ab; vielleicht, weil auch in den Friedenspräliminarien zu Leoben die Integrität des deutſchen Reichs zugeſagt war. Allein kurz nach dem Abſchluß des Definitivfriedens zu Campo Formio führten nicht zweideutige Thatſachen auf den mächtigen prak-

tischen Unterschied der politischen und geographischen Integrität eines Staats. Darüber, ob auch die letztere zu Leoben verabredet sey, schwebt zwar noch immer ein undurchdringliches Dunkel; doch ist mir wenigstens, ich gestehe es aufrichtig, die Affirmation wahrscheinlich. Allein eben so fest bin ich davon überzeugt, daß die geographische Integrität des deutschen Reichs durch Nebenbedingungen des Friedens von Campo Formio aufgegeben ist. Man wußte also zu der Zeit, als der Kongreß in Rastadt angesetzt ward, mit vollkommener Gewißheit, daß jene Vollmacht, ihrem buchstäblichen Sinn nach, unanwendbar wäre. Gesetzt auch, die sogenannte Militärconvention, welche hier am 1sten December vorigen Jahres zwischen Buonaparte und den kaiserlichen Ministern abgeschlossen ward, hätte jenen Nebenbedingungen erst ihre völlige Bestimmtheit gegeben, so wäre es doch besser gewesen, der Vollmacht gleich eine solche Einrichtung zu geben, welche der veränderten Lage der Dinge entspricht. Ich räume gerne der Politik ihre nothwendigen Geheimnisse ein, ich glaube aber allerdings, daß man darin oft zu weit geht. Eine Sache verheimlichen wollen, die dennoch

in kurzem nothwendig ruchtbar werden muß, ist oft Mangel an Scharfsichtigkeit. Man gewinnt sicherlich mehr dabei, wenn man selbst sagt oder andeutet, was uns sonst ohne unser Zuthun gesagt wird. In jenem Falle haben wir nicht nur Wendung und Ausdruck in unserer Macht; wir können uns auch durch diese angegebene Offenheit ein Zutrauen bei andern erwerben, das in der Politik nicht gleichgültig ist. Mich dünkt, das englische Ministerium beobachtet hierin ein Verfahren, das ich in politischer Rücksicht musterhaft nennen mögte: ich sage mit Bedacht in politischer Rücksicht, denn die andern Gesichtspunkte liegen außer meiner Sphäre. Die Minister schweigen niemals über eine Staatsverhandlung, sobald sie fürchten müssen, daß sie sonst auf eine minder zuträgliche Weise bekannt werde: und in ihren Mittheilungen an das Parlament sind sie immer in so weit gewissenhaft, daß man keine ihrer Darstellung widersprechende Thatsache gegen sie aufstellen kann.

Wenn ich indessen die Vollmacht der Reichsfriedensdeputation anders abgefaßt wünschte, so will ich damit nicht sagen, daß die französischen Miniſter nicht deswegen die Unterhandlungen

sehr gut anfangen konnten. Im Gegentheil, sie haben bei ihrer Weigerung nur die Form für sich, nicht die Natur des Geschäfts; und die Annalen der Diplomatik enthalten viele Beispiele, daß Friedensunterhändler sich über jene Form weg-setzten. Zwar sagte schon Buonaparte hier, daß eine uneingeschränkte Vollmacht nöthig wäre, wenn der Friede bald zu Stande kommen sollte: allein dieser Mangel in der Vollmacht hätte ihn gewiß nicht abgehalten, die Unterhandlung bis zum Abschluß fortzuführen, wenn es anders gleich damals seine Absicht gewesen wäre. Sollte aber, wie man fast scheint fürchten zu müssen, die Absicht dahin gehen, vorerst nur Zeit zu gewinnen, weil noch erhebliche Punkte zu berichtigen sind, ehe die Unterhandlungen ungehinderten Fortgang haben können, so gab jene Formalität allerdings einen erwünschten, ungezwungenen Anlaß zu Zögerungen. Daher weigerten sich die französischen Minister auch nur die Legitimation vorzunehmen, bis der Reichsfriedensdeputation eine Cessionsbefugniß ertheilt wäre. — Die Deputation bemühete sich vergebens, wenigstens die vorläufige Einleitung der Unterhandlungen zu erhalten, bis die neuen von der Reichsver-

sammlung begehrten Vollmachten eingehen könnten *). So hat man einen ganzen Monat verloren, obgleich diese Angelegenheit auf dem Reichstage mit möglichster Beschleunigung betrieben ward.

Ein anderes Hinderniß in dem schnellen Fortgange der Unterhandlungen liegt, wie ich fürchte, in der Form der Deputationsverhandlungen. Man hat so viel möglich das Beispiel der letzten Friedensdeputation befolgt, die etwa vor hundert Jahren auch bei einem Kriege gegen Frankreich statt hatte. Gebe nur der Himmel, daß die jetzige nicht jener Schicksal haben möge. Jene nemlich blieb ganz fruchtlos, und daher bemerkte Baden in der Abstimmung bei der Reichsversammlung über diese Frage, daß die Friedensdeputationen kein gutes Omen für sich

*) Es verdient doch bemerkt zu werden, daß die französische Vollmacht den wesentlichen Mangel enthielt, daß sie nicht auf conclurre et signer gerichtet war; und dieser Mangel ward, unerachtet wiederholter Erinnerung der kaiserlichen Plenipotenz, erst am 9. Jul. 1798 durch Präsentation einer am 25. Jan. 1798 ausgefertigten neuen Vollmacht gehoben.

zu haben schienen. Wirklich scheint die erste Einleitung oder vielmehr die Vorbereitung zu der Unterhandlung nicht viel gutes zu prophezeihen, und die Form, die man gewählt hat, dürfte in mancher Absicht nicht die bequemste seyn. Es ist ganz die der Reichstagsverhandlungen. Also werden Abstimmungen zum Protocoll dictirt, und es müssen nothwendig weitläuftige Acten entstehen, welche den Gang der Geschäfte sehr verzögern. Ich rede nicht einmal von der Geheimhaltung, die sonst bei Unterhandlungen meistens von der grösten Wichtigkeit ist. Sie würde hier ohnehin nicht möglich seyn; vielleicht ist sie auch nicht nöthig, weil schwerlich etwas bei dieser Verhandlung zur Sprache kömmt, welches einer oder der andere Theil verborgen halten will. Ich stelle mir vor, man werde uns Decorationen zu schauen geben, welche durch künstliche Maschinerie hinter der Scene vortreten und wieder verschwinden. Denn freilich ist es in der Regel, daß die zahlreiche Menge der Zuschauer nicht den Maschinenmeister beobachten darf: ihnen bleibt nichts übrig, als aus der Wirkung auf die Ursache zu schließen.

## VI.

Rastadt, den 20. Jan. 1798.

Der Winter ist hier bisher so gelinde, besonders giebt es so viele heitere Tage, daß ich mich vorläufig mit der Gegend bekannt machen kann. Sie erregt bei mir die angenehmsten Erwartungen für das Frühjahr. Wenn alles grün ist, wenn sich die mannigfaltigen Formen dieser Berge entfalten, und in ihren verschiedenen Schattirungen zeigen, so muß diese Gegend zu einer von denen gehören, die einen reizenden Aufenthalt gewähren.

Rastadt liegt in einer weiten Ebene, die sich, der Länge nach, heraufwärts bis Mannheim, und herabwärts bis Offenburg erstreckt. Die Breite ist hier zwei starke Stunden zwischen dem Rhein zur rechten, wenn Du von Mannheim oder überhaupt von Frankfurt kömmst, und dem Anfang der Berge zur Linken, die das Murgthal einschließen und sich nachher in den Schwarzwald verlieren. Nach dem Rhein hin verliert sich Dein Auge in die Ebne: denn von den ferneren

elsaßer Bergen siehst Du nur dunkle Umrisse. Hingegen zur Rechten von Rastadt aus siehst Du in einer langen Reihe die sanften Bergrücken. Hier erscheinen sie Dir nur als kleine Hügel; aber sie zu besteigen werden doch Stunden erfordert. Den Rhein siehst Du nicht von der Ebene; auch nicht die Murg zur Linken; weil die Gegend hier beträchtlich niedriger ist. Aber zur Rechten nach den Bergen zu siehst Du auch hie und da die Murg hervorschimmern. Die ganze Gegend, so weit Dein Auge reicht, ist sehr angebauet. Kleine Gehölze wechseln mit Fruchtfeldern ab. Häufige Thurmspitzen und Dörfer erregen die angenehme Erinnerung an eine Menge fleißiger Menschen in unserer Nähe. So ist die Aussicht von Rastadt. Schon von den Gassen aus sieht man an der einen Seite die Bergreihe. Du weißt, lieber Bruder, wie empfänglich ich für eine schöne Gegend bin: Du kannst Dir vorstellen, wie angenehm mir mein jetziger Aufenthalt in dieser Rücksicht ist. Auch die Neuheit trägt dazu bei, meine Aufmerksamkeit zu schärfen. Mein Auge, das so lange gewöhnt ist, beständig in eine Ebene zu blicken, kann sich nicht satt schauen an diesen mannigfaltig geformten Bergen.

Sonst ist der Boden um Rastadt nicht der fruchtbarste. Er ist sandig und nach dem Rhein hin sumpfig. Vor Alters war hier ohne Zweifel blos Wald: man sieht noch häufige Hölzungen und Gebüsche. Die Stadt selbst ist damit, zum Theil ganz in der Nähe, umgeben. Durch das Thal fließt die Murg. Dieser Fluß entspringt in den Gebirgen des Schwarzwaldes, und kömmt, durch das nach ihm benannte Thal, bei Rothenfels in die Ebene, oder die sogenannte rastadter Heide. Hier fließt er Kuppenheim vorbei um Rastadt herum, welches er in einem halben Zirkel umgiebt, dem Rhein zu, und ergießt sich in diesen bei dem Dorfe Steinmauren, eine Stunde westwärts von Rastadt. Nahe bei der Stadt nimmt er den Odenbach oder Dosbach auf, einen kleinen Fluß, der im Ruhberg, einem der Berge des Murgthals, entspringt, und, Baden vorbei, bei Oos in die Ebene kömmt, wo er, meistens in gerader Richtung, bis Rastadt der Murg zufließt. Von der Murg aus sind rings um die Stadt in parallelen Kreisen mit dem Flusse Kanäle geleitet, welche theils zu Fabrikanlagen, theils zur Communication mit dem Flusse, zum Behuf der Holzflösse

benutzt sind. Der größte Kanal aber ist nach dem Rhein zu, dem Dorf Rheinaue vorbei gegraben, und dieser wird besonders zum Holzflößen gebraucht. Alle diese Wasserleitungen befördern sehr die Fruchtbarkeit der Gegend um Rastadt. Sie vermehren auch die Annehmlichkeit des Spatziergangs, welcher an dieser Seite rund um die Stadt unter herrlichen Pappeln angelegt ist. Du kannst Dir von der Lage der Stadt und der Gegend an der Murg einen ziemlich deutlichen Begriff aus dem angelegten Grundriß machen, der ganz neuerlich von Guerin in Strasburg gestochen ist, und sowohl einzeln, als mit dem Congreß-Kalender *) hier verkauft wird. Er ist indeß nicht ganz richtig; besonders findet sich der wichtige Fehler, daß der Lauf der Murg östlich statt westlich geht. Die Lage der interessantesten Oerter und selbst der Berge

*) Dieser rastadter Congreß-Kalender kam im Januar 1798 heraus: er enthält einige kleine auf den Congreß und die Stadt, so wie die umliegende Gegend sich beziehende Aufsätze. Auch für das nächste Jahr erschien ein ähnliches Taschenbuch mit Silhouetten verschiedener Gesandten, von denen aber nur wenige getroffen sind.

um Rastadt siehst Du am besten auf der Karte des Rheinlaufs von Strasburg bis Lauterburg *). Ich schließe sie gleichfalls an, um Dir die Beschreibungen desto anschaulicher zu machen, die ich Dir im Frühjahr von den schönsten Parthien dieser Gegend mitzutheilen hoffe.

Die Stadt wird in einer Chronik, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gedruckt ist, ein großer Marktfleck genannt. Der Chronikenschreiber sagt, der Ort sey schön, der großen Maaß wegen berühmt, habe auch ein Amt und Schloß. In diesem Zustande war es, als es im Jahre 1689 im Kriege mit Frankreich ein Raub der Flammen ward. Der regierende Markgraf, Ludwig Wilhelm, der berühmte kaiserliche General, erhielt die Nachricht mitten in der furchtbaren Schlacht bei Nissa. Er liebte diesen Ort sehr, und brachte ihn auch durch seine Sorgfalt, welche seine Gemahlin, Sibylle Auguste, eine Prinzessin von Sachsen-Lauenburg, thätig unterstützte, bald wieder in Aufnahme. Gleich nach dem ryswickschen Frieden legte er den Grund zu

*) Dieß ist die oben genannte Karte, von Dewarat gezeichnet und von Klinger zu Nürnberg gestochen.

einem neuen prachtvollen Schlosse, auf einer erhöheten Fläche gegen Nordosten. Während des spanischen Erbfolgekriegs ward zehn Jahre lang daran gebauet, und der Markgraf verwendete überhaupt 12 Millionen Gulden darauf. Gleichwohl ward es nicht ganz nach dem Grundrisse vollendet. Es fehlt noch ein Flügel; man bemerkt dieß aber nicht an der Hauptfaçade nach der Stadtseite. Diese Façade ist auf einem kleinen Blatte in Kupfer gestochen zu dem Congreß-Kalender für 1798 *). —

Auf diesem Schlosse kamen sieben Jahre nach des Markgrafen Tode die kaiserlichen und französischen Gesandten zusammen, um den Frieden zu unterhandeln. Die kaiserlichen Gesandten waren Prinz Eugen, Graf von Gors, Graf von Seilern; die französischen: Marschall von Villars, Graf du Lüc, Ritter Basberg, und Herr von Saint Contest. Der Prinz und der Marschall trafen an einem Tage ein, am 26. Nov. 1713; der Prinz eine halbe Stunde später als der Marschall. Sie theilten

sich

*) Es befindet sich auch auf dem Umschlage des Revolutions-Almanachs von 1799.

sich in das Schloß, nach einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft. Der Prinz wählte den rechten Flügel, der Marschall den linken; so konnten beide, wie der Marschall in seiner einfachen Erzählung sagt, unbemerkt Nachrichten erhalten, der eine aus dem Reich, der andere aus Frankreich. Im Anfang fanden die Unterhandlungen viele Schwierigkeit. Villars sagt, am Hofe sey eine Cabale gewesen, welche den Frieden nicht wollte, so rühmlich er auch seyn mogte, weil er ihn unterhandelte. Wirklich standen beide Feldherren mehr als einmal auf dem Punkt, abzubrechen, und wieder das Schwerdt zu ziehen. Allein ihr ernstlicher Wunsch, Frieden zu schließen, gab ihren Unterhandlungen einen so guten Ton, und ihren Vorstellungen an ihre Höfe so viel Nachdruck, daß die Hindernisse ausgeglichen wurden. Man entwarf das Friedensinstrument, woran die Herren de la Houssaie, von Hontheim, Portenrieder und d'Hemteral sechs Tage arbeiteten. Am 6. März 1714 Abends um sechs Uhr fing man an, die Urkunde durchzugehen: erst am andern Morgen um sieben Uhr war die Arbeit vollendet. Der Friede ward unterzeich-

net, und die Bevollmächtigten reiseten sogleich ab. Die Bedingungen für Kaiser und Reich waren nicht glänzend, aber, den Umständen nach, immer noch billig, weit besser als die, welche jetzt die französische Republik scheint zustehen zu wollen *). Diese Präliminarien wurden nachher am 7. Sept. 1714 zu Baden in der Schweiz in einen Definitivfrieden verwandelt, welchen die kaiserlichen Bevollmächtigten, nach dem Reichsgutachten vom 23. April, auch Namens des gesammten Reichs unterzeichneten **).

*) Vie du Marechal de Villars. Tom. II. p. 295-328, im Auszug deutsch: Die Geschichte des ersten rastadter Friedens, mit dem Plan der Stadt Rastadt und einer Ansicht des Schlosses. Rastadt 1798. 8.

**) (B. G. Struv) Historie Rastädtischer Friedenshandlungen. Jena 1714. 4. (Freschot) histoire du Congrès et de la paix d'Utrecht, comme aussi de celle de Rastadt et de Bade. Utrecht 1716. 12. Memoires secrets de Milord Bolingbrocke. Londres 1754. 2 Volum. 8. Memoires secrets pour servir à l'histoire des negociations à Rastadt, Utrecht et Ryswick par M. de Terey. 1767. 3 Vol. 8.

Das Schloß ist, der Anlage nach, eins von den schönsten in Deutschland, und eins von den geräumigsten. Inwendig sind die Zimmer nicht vorzüglich verziert; aber es ist auch vieles während des Krieges verdorben. Dem großen Saal sieht man es an, daß er ehemals prächtig war. Ein anderer Saal enthält eine reiche Sammlung von Geweihen von Hirschen, welche die Markgrafen alle selbst auf der Jagd im Badenschen erlegten. Ich gestehe gerne, daß ich nicht Kenner bin; doch schienen mir einige darunter, ihrer Größe wegen, selten. Die türkischen Waffen, Kleidungsstücke und andere Kostbarkeiten, welche der nie besiegte Ludwig Wilhelm erbeutete, sind jetzt nicht mehr hier; sie wurden bei dem letzten Einfall der Franzosen im vorigen Jahre geflüchtet. Auch das Sterbezimmer dieses Helden zeichnet sich jetzt nicht mehr aus: doch zeigt man es und erzählt, daß Eugen und Villars, die ihm so oft, der eine zur Seite, der andere gegen über, gefochten hatten, es mit Rührung und Ehrfurcht besuchten.

Am meisten würde mich doch immer die schöne Aussicht interessiren, von einem kleinen Thurm mitten auf dem Dache. Ich traf vor einigen

Tagen eine Stunde, wo die heitere Luft es gestattete, den Horizont vollkommen zu übersehen. An einem solchen Wintertage hat die Aussicht eben so ihre eigenthümlichen Schönheiten, wie an dem schönsten Sommermorgen. Man sieht im Winter schärfer und deutlicher: nur ist es nöthig, die Zeit vor Sonnenuntergang zu nehmen, weil das der Augenblick der vortheilhaftesten Erleuchtung ist.

Die ganze umliegende Gegend, aber nur in einer mäßigen Weite, zeigt sich Dir von dieser kleinen Höhe aus, wie in einem Bas relief. Selbst der beschränkte Umfang der Aussicht, im Vergleich mit den weiten und großen, die ich in Frankfurt, Mainz, Mannheim, besonders in Mainz bewunderte, schien mir jetzt den Genuß zu erhöhen. Ich wußte an der Zahl der Stufen, daß ich mich nur auf einer geringen Erhöhung befände. Der Blick senkte sich herab auf die Stadt: und die Menschen auf den Gassen waren doch schon klein, wie Puppen. Ich schauete um mich herum und fühlte, daß wir die große Natur nur anstaunen, nicht umfassen können. Der Bezirk von einigen Stunden im Umkreise, den ich hier übersah, schien mir mehr geeignet für

unser Auge, als jene weiteren Bezirke, wo Mannigfaltigkeit der Gegenstände und ihre Entfernung uns so leicht blenden. Nun dachte ich an unsere gemeinschaftlichen kleinen Reisen im Vaterlande; erinnerte mich, wie oft Du, mein lieber Bruder, gegen mich die angenehmen, stillen Aussichten in Schutz nahmst, welche zum frohen Genuß einladen, ohne zugleich zu einer Anstrengung aufzufordern, die unsere Kräfte übersteigt. War es Stimmung des Augenblicks, oder unerkannte Wirkung des Gedankens an die moralische Schwäche der Menschen — genug, ich war sehr geneigt, alle große Ansprüche aufzugeben, und mich damit zu begnügen, unbemerkt, aber auch unbeneidet und unverfolgt mein Leben in diesem friedlichen Thale zuzubringen, ohne jemals die Gipfel der angrenzenden Hügel zu überschreiten, oder über den Rhein zu setzen, der zur Linken floß, und über den nicht mehr, wie über die kleinere Murg, Brücken mir einen bequemen Weg bahnten.

Und wahrlich, es ließe sich sehr gut wohnen in dieser rastadter Heide, so wie sie sich von meinem Standpunkt aus zeigte. Zur Linken hast Du gegen Westen eine weite, fruchtbare Ebene

bis an den Rhein, die sich beides hinauf gegen Norden und herab gegen Süden zieht. Hie und da siehst Du den Strom, dessen Wasser jetzt hell und frildlich dahin floß. Jenseits des Rheins unterscheidest Du die Gegenstände nicht mehr deutlich: nur an den Thürmen kennst Du die Oerter. So sieht man Lauterburg, Selz, bei sehr hellem Wetter auch die Spitze des Münsters in Strasburg. Ganz verschieden ist die Aussicht zu Deiner Rechten. Hier ruhet das Auge jenseits eines schmalen Thals, in dem sich die Murg und die Oosbach schlängelt, auf sanft emporsteigenden Bergen, die im halben Zirkel gleichsam einen Vorhang vor der weiteren Gegend ziehen, die Du hinter ihnen ahndest. Dieser reizende Anblick ist an sich derselbe, den Du schon von den Gassen hast; aber er ist hier noch mannigfaltiger. Etwas höher gestellt, siehst Du schon in die Oeffnungen hinein zwischen den Bergen; Du siehst die Oerter etwas bestimmter, von denen sich in der Ebne nur die Spitzen zeigten; Du gewahrst eine zweite Bergreihe hinter der vordern. Hier ist das schöne Murgthal, das sich zwischen diesen beiden Bergreihen von Ottendorf bis Freudenstadt dreizehn Stunden weit erstreckt;

eine Gegend, die alle Schönheiten der milden und der rauhen Natur vereinigen soll. Man nennt das Thal die Schweiz im Kleinen; sollte ich das größere Meisterwerk nicht sehen, so hoffe ich doch diese kleine Reise machen zu können. Etwas weiter herunter gegen Süden siehst Du eine andere Reihe von Vorbergen, die sich, wie ein starker Zweig, von jener öberen her ausbreiten. Das sind die Badener Berge. Hier zeigte man mir einen, den seine Gestalt vor andern auszeichnet, und den man von einer Bildsäule einer heidnischen Gottheit Mercurius nennt. Einen andern hieß man mich in der Ferne bemerken, auf dessen Gipfel sich ein See befindet, der den Namen Mummel: oder Wunder: see hat. Nordwärts sind, gegen das Dorf Loffenau hin, nicht weit von Gernsbach, die so genannten Kammern; sechs Gewölbe, aus deren einem man in das andere gehen kann, auf einer ungeheuern Felsmasse und gerade vor einer schwindelnden Tiefe. Diese Berge schließen sich mittelst derer, die das Murgthal umgeben, an die Gebirge des Schwarzwaldes, und vermuthlich hängen diese mit den äußersten Zweigen des Jura zusammen. Es ist was unendlich anziehendes für

mich in diesen Untersuchungen über die Bildung unserer Erdfläche. Weißt Du noch, wie sorgfältig wir, vor zehn Jahren etwa, dem Strich der höheren Gegend in unserem, doch nur flachen Holstein nachforschten? Aber was ist das gegen diese Bergreihe: und was ist diese Bergreihe gegen die Alpengebirge! Wie interessant muß es seyn, solche Verbindungen der Berge auf vollkommen genauen Specialkarten zu verfolgen; oder noch besser auf einem Bas relief, wie das, welches der General Pfyffer in Luzern verfertigt hat. Auch deswegen war es mir so leid, daß ich mich nicht etwas länger in Göttingen aufhalten konnte. Man sagt mir, Hofrath Blumenbach besitze ein solches Bas relief von ganz Deutschland, woraus sich der Zusammenhang der Berge ziemlich gut übersehen ließe. Ich bin unendlich neugierig; aber ich gestehe Dir, ich kann mir kaum vorstellen, daß man von einem so großen Lande ohne ungeheuern Aufwand ein Bas relief verfertigen könne, dessen Maaßstab hinreichend wäre, um die merkwürdigsten Berge alle aufzutragen, und zwar im Verhältniß zu ihrer Höhe, wie es mit dem Pfyfferschen der Fall ist.

Die angenehmsten Spatzierreisen um Rastadt sind nach der Bergseite hin. Hier liegen die Favorite, ein Lustschloß im italienischen Geschmack; Gaggenau und der Amalienberg am Eingang des Murgthals; Frauenalb und Herrenalb, zwei romantisch liegende Klöster an der Alb, die unweit des letztern entspringt und nach Ettlingen fließt: herunterwärts das Jagdhaus am Anfang der badenschen Berge; Baden, eine Stadt am Fuße der Berge, nicht minder berühmt durch ihre schöne Lage, als durch die warmen Bäder; Bühl am Anfang einer andern Bergreihe, die sich nach Oberkirch zieht; gleichsam in der Mitte die Ruinen von Alt-Eberstein, Ebersteinburg und Neu-Eberstein bei Gernsbach, Ueberbleibsel von Bergschlössern in einer romantischen Gegend, die uns unserer Altväter Lebensart zurückrufen. Alle diese Oerter hoffe ich, wenn die schöne Jahrszeit eintritt, zu sehen; und dann werde ich versuchen, Dir die eigenthümlichen Schönheiten von jedem zu schildern. Auch an der andern Seite nach dem Rhein hin giebt es einige interessante Wege. Der ganze Weg nach Strasburg ist sehr schön, besonders die

Gegend um Stolhofen und die Abtei Schwarzach. In Schwarzach hält sich jetzt noch ein Emigrant auf, der einen nur zu großen Namen unter den passiven Vorläufern der Revolution hat — der Cardinal Rohan. Näher bei Rastadt ist die Lage der Dörfer Blittersdorf und Steinmauern interessant, jenes am Rhein, dieses an dem Zusammenfluß des Rheins und der Murg. Das Dorf Rheinaue, eine kleine Viertelstunde von der Stadt, macht mir jetzt das Ziel eines angenehmen Spatziergangs.

Mein gewöhnlicher Gang ist in dem Schloß- oder Hofgarten. Dieser Garten, welcher an das Schloß gegen Norden stößt, ist ziemlich groß, und hat insonderheit zwei große, mit hohen Bäumen besetzte Alleen. Der Schloßhof, vor der Hauptfaçade des Schlosses nach der Stadt zu, zu welchem eine gepflasterte Erhöhung führt, ist geräumig. Das Schloß mit den beiden Hauptflügeln, unter welchen rund herum eine Colonnade geht, macht hier eine sehr hübsche Fronte. Sie hat mit der von Christiansburg bei uns, nach der Reitbahn zu, viele Aehnlichkeit, nur daß in Rastadt alles in kleinerem Stil ist. Diesem

Schloßhofe entspricht das Parterre des Gartens. Es erstreckt sich in der ganzen Breite des mittleren Flügels des Schlosses, zwischen den beiden Hauptalleen zu jeder Seite. Wo diese aufhören, bildet sich ein Rundeel, dessen mittlere Oeffnung, der Hauptpforte des Schlosses gerade gegenüber, auf einem mit Kastanienbäumen besetzten Weg führt, der in die Landstraße nach Ettlingen und Carlsruhe fällt. Das ist der Weg nach dem Schloß, den ich, bei meiner Ankunft, zur Linken abgehen sah. Der Gesichtspunkt von dieser Pforte des Gartens aus, durch die mittlere Schloßpforte den kleinen Hügel herab in die Stadt hinein, durch die Hauptstraße, die gerade auf die letztere Pforte stößt, über die große Murgbrücke weg, jenseits der Stadt auf das Feld — ist in der That schön. Ich habe ihn nun so oft, fast täglich: und ich gehe nie gleichgültig vorbei. Ueberhaupt ist dieß Parterre in einem großen Geschmack, nur daß einige unbedeutende ehemalige Blumenstücke dicht bei dem Schlosse stehen geblieben sind. Man darf sich indessen nicht sehr über die Unachtsamkeiten wundern. Die Zeitumstände gestatten es nicht, große Sorgfalt auf Lustgärten zu wenden, und der

Rastadter wird jetzt hauptsächlich nur zur Erzie-
hung von Gartengewächsen gebraucht. Doch
sind die Gänge gut unterhalten, und dem Con-
greß zu Liebe wird jetzt auch die Mauer um den
Garten ausgebessert. Sie hat noch im Herbst
1796 gelitten. Denn dieser Schloßgarten und
das Feld dicht vor demselben war der Schauplatz
eines hartnäckigen Gefechts zwischen den Kaiser-
lichen und den Franzosen. Zu beiden Seiten
der Allee, die von dem Schlosse nach der Chaus-
see nach Carlsruhe führt, liegen viele Soldaten
begraben, oder vielmehr leicht eingescharrt; eine
Erinnerung, die mir diesen Spatziergang oft
verleidet, bis ich mich mit der Zeit daran ge-
wöhnen werde.

An der linken Seite des Parterres ist ein
besonders eingefriedigtes Boskett um die Laure-
tenkapelle herum. Diese Parthie, welche aus
freien Baumgruppen, besonders von schönen
Pappeln und aus Bogengängen besteht, die sich
um Latten ziehen, muß im Sommer sehr ange-
nehm seyn. Selbst in dieser Jahrszeit hat sie
den Vorzug, daß man hier gegen den Wind ge-
schützt ist, und fast in jeder Witterung spatzieren
kann. An dieser Seite des Gartens liegt auch

das Orangeriehaus, um welches herum noch eine besondere Einfriedigung für seine Gewächse im Freien ist. Diesen Platz besuche ich oft und freue mich der Kunst des Gärtners, welche mitten im Winter der Gewächse eines noch milderen Klima's Wohlgerüche duften macht. Dann ist noch ein Gang, den ich sehr liebe, quer vor diesem Bosket bis an das Rundeel der Terrasse. Hier habe ich zur Rechten, über die niedrige Gartenmauer weg, eine angenehme Aussicht den Hügel herab, welche den Garten macht, den gegenüber stehenden Hügel wieder heran, der sich sanft empor hebt. Zwischen beiden läuft ein Fußweg von der Landstraße um die Stadt herum in das eine Hauptthor nach dem Rhein hin.

Außer dem Schloßgarten ist gegen Osten bei der Einsiedlerkapelle ein kleiner, aber sehr angenehmer Garten, der in Terrassen an die Murg herabgeht, die hier den Fuß des Erdreichs bespühlt. An den Mauern, welche diese Terrasse bilden, sind Weinreben, die sehr gut gedeihen. Vor der Kapelle hat man, über die Murgbrücke weg, seitwärts eine trefliche Aussicht über die badener Berge. Ich halte diesen Gesichtspunkt für den schönsten von allen in Rastadt, weil be-

sonders ein ausgezeichnet schöner Berg hier in seinem vortheilhaftesten Licht erscheint. Hier erblickst Du auch in den Bergen einen großen Schneereif, von dem wir in der Ebene nichts wissen; ein Beweis, wie sehr verschieden das Klima zwischen Berg und Thal auch in kleinen Entfernungen ist, wenigstens an der den Sonnenstrahlen entgegengesetzten Bergseite.

Um die Stadt herum laufen, längs den Kanälen, parallel mit der Murg, Alleen von hohen Pappeln, die ebenfalls zu allen Jahrszeiten zu Spatziergängen dienen. Von dieser Seite her nimmt sich die Stadt am besten aus, besonders weil hier die Façade des Schlosses ihrer ganzen Länge nach erscheint, und mit den an den Seiten hervorragenden Pappeln des Schloßgartens eine schöne Gruppe macht. Darum hat man uns auch von dieser Seite her einen Prospekt versprochen*); ich weiß aber nicht, ob das Blatt heraus kommen wird.

Weiterhin gegen Osten geht man über eine halbbedeckte Brücke über einen Arm der Murg

*) Malerische Seite von Rastadt von der südwestlichen Seite genommen, von Dutenhofen in Stuttgardt radirt.

nach der Stahl: und Wagenfabrik der Gebrüder Schlaff. Diesen Weg liebe ich ungemein. Man kömmt über eine kleinere Brücke, wo die Murg einen ziemlich rauschenden Fall hat. Dieser Fleck hat den Charakter der Einsamkeit, der sich so nahe bei einer Stadt selten findet. Oft schon stand ich hier in der Abenddämmerung, verloren in spekulativer Vergleichung zwischen dem Getümmel der Welt und der Eingezogenheit des Landlebens. Im Mondschein vollends muß sich dieß plätschernde Wasser und die Silberpappeln umher vortreflich ausnehmen. Ewig Schade ist es, daß die Empfindeleien der Siegwartsmännchen uns einfachen Menschen, die ohne Uebertreibung die Natur lieben, fast um die Freuden des Mondscheins gebracht haben. Aber mag es darum seyn. Ich wage es immerhin auf die Gefahr, empfindsam gescholten zu werden, mich für einen Verehrer des Mondes zu bekennen. Es giebt Gegenden, die in der That im Mondschein am schönsten sind, das ist, die sich vorzüglich dazu eignen, die sanften Empfindungen zu erwecken, die dem Eindruck des mil-

deren Mondlichts entsprechen. Solche Gegenden werde ich immer gerne auf einem Spazier-

gange beim Mondschimmer besuchen, man mag mich auch deshalb als Geschäftsmann noch so sehr verketzern.

Die Fabrik dieser drei Brüder Schlaff gehört zu den vorzüglichen von Deutschland. Sie hat zwei Eisenhämmer, eine Schneidemühle und Werkstellen für alle einzelnen Arbeiten. Ueberhaupt beschäftigt sie gegenwärtig gegen 80 Menschen. Ihre vornehmsten Geschäfte sind in Waagen aller Art, und Federn, welche sie von vorzüglicher Güte liefern; in feiner Tischlerarbeit und verschiedenen Maschinen; in Sattlerarbeit. Ich habe hier vortrefliche Wagen gesehen, die ganz auf der Fabrik verfertigt waren und Dauerhaftigkeit und Eleganz in gleichem Grade zu verbinden schienen. In Stahl arbeiten sie jetzt wenig: sie sind nicht im Stande, so wohlfeil es zu verarbeiten, als sie es aus England bekommen. Fast eben so verhält es sich mit den plattirten Waaren, und manchen andern Modenartikeln. Sie haben im allgemeinen die Erlaubniß bekommen, während des Congresses eine Niederlage von allen verschiedenen Waaren zu halten, deren die Fremden etwa bedürfen mögten. Und diese Zulassung haben sie sehr gut genützt. Ihr Waa-

renlager ist mit einer solchen Menge von Gegenständen versehen, daß Du kaum nach etwas fragen kannst, was sie Dir nicht vorzeigen. Besonders reich sind sie an englischen Kleidungs- und Galanteriewaaren aller Art. Das nicht richtig berechnete allgemeine Verbot der englischen Waaren in Frankreich vom 4ten dieses Monats, wird wahrscheinlich diesen Vorrath noch vermehren. Denn die Franzosen können nun einmal die englischen Waaren nicht entbehren. Man kann wohl keinen Augenblick darüber ungewiß seyn, wenn man den jetzigen Zustand der Industrie in Frankreich kennt. Können sie also das Bedürfniß in Frankreich nicht directe befriedigen, so ziehen sie dieselben Artikel als deutsche Fabrikate aus Hamburg und dem südlichen Deutschland. Der ganze Gewinn für Frankreich aus jenem Dekret besteht also darin, daß es nun diese Waaren theurer bezahlen muß, weil sie durch eine Hand mehr geht. So straft sich jede falsche Maaßregel der Politik unausbleiblich durch sich selbst, und durch ihre unvermeidlichen Folgen, die unsere Eitelkeit vergebens anderen Ursachen beizumessen sucht.

Das Fabrikgebäude ist ein ansehnliches, geräumiges Gebäude in englischem Geschmack. Es liegt sehr günstig in Ansehung des Wassers, welches durch einen eigends dazu gegrabenen Kanal aus der Murg geleitet wird. Aber diese kostbare Wasserleitung läuft leicht Gefahr bei den häufigen Ueberschwemmungen dieses Flusses. Doch das ist ein Uebel, dem mehr oder weniger die ganze Gegend um Rastadt ausgesetzt ist. Wenn diese Bergflüsse durch den plötzlich von den Bergen herabstürzenden Schnee, und die schnell wachsenden Waldbäche anschwellen, so ergießen sie sich mit einer Kraft in die Ebene, welche der des größten Flusses gleicht. Gewöhnlich richten sie dann beträchtlichen Schaden an. Man kann keine regelmäßige Dämme ihnen entgegensetzen, weil sie gar zu kostbar würden: also sucht man die Gefahr so viel möglich zu vermindern durch Anwendung der gehörigen Sorgfalt auf die Schleusen und Ableitungskanäle.

In dieser Gegend liegt auch das Brunnenhaus. Die Stadt erhält dadurch alles Wasser, das sie bedarf. Es wird mittelst eines sehr künstlichen Mechanismus von der Stelle gehoben, wo der Fall der Murg nur 8 Fuß ist, und dann

durch einen bedeckten Kanal in die Stadt geleitet. Ich habe verschiedenemale der Vorkehrung mit Vergnügen zugesehen, und mich nicht minder über den verständlichen Unterricht gefreuet, den der Wassermeister sehr bereitwillig gab.

Die Stadt ist regelmäßig gebauet, nicht groß, aber geräumig. Sie liegt innerhalb der Krümmungen der Murg in einem Zirkelausschnitt, der, den Schloßgarten einberechnet, ungefähr eben so breit als lang ist. Die Länge der Stadt macht eine breite Straße aus, die von dem Schlosse ab gerade über die Murgbrücke geht. Parallel mit dieser laufen verschiedene andere Straßen, zum Theil hinter den Flügeln des Schlosses. In der Breite gehen drei Straßen durch die ganze Linie der Stadt, welche jene Straßen, die in der Länge herab gehen, rechtwinklich durchschneiden. Von diesen Gassen ist die mittelste sehr breit. Sie würde noch besser in die Augen fallen, wenn nicht die Kirche und das Rathhaus in der Mitte stünden, wiewohl frei, so daß man gemächlich rund herum fahren kann. Alle Gassen, auch die ziemlich zahlreichen Querstraßen, sind gerade, helle, gut gepflastert und verhältnißmäßig breit. Dadurch gewinnt die Stadt

ein munteres, freundliches Ansehen, und die Communication wird so sehr dadurch erleichtert, daß die Bauart hierin zum Muster dienen kann. Man sieht selten hinlänglich auf diese Einrichtung, die doch für die Polizei eben so wichtig werden kann, als sie überhaupt bequem für die Einwohner ist. Wenigstens ließe sich bei großen Bauen, auch bei dem Wiederaufbauen nach Feuersbrünsten manche nützliche Veranstaltung in dieser Rücksicht treffen, die doch gewöhnlich aus der Acht gelassen wird. Diese Bemerkung ist mir desto gegenwärtiger, weil wir eben ein musterhaftes Beispiel dieser Art in Kopenhagen haben, dessen abgebrannter Theil jetzt mit unendlichen Vorzügen wieder aufgebauet wird, beides zur Sicherheit gegen ähnliche Feuersgefahr, und zur leichteren Communication und dem freieren Durchzug der Luft.

Als Markgraf Ludwig Rastadt wieder erbauete, nahm er auf alle diese Punkte große Rücksicht. Das Aeußere der Stadt sollte dem des neuen Schlosses entsprechen. Daher ward auch, um zur Verschönerung und Wohlhabenheit der Stadt beizutragen, nun die Residenz der katholischen Markgrafen von Baden nach

Rastadt verlegt. Bis dahin war es Baden gewesen: seitdem blieb Rastadt die Residenz, bis diese Linie am 21. Octob. 1771 ausstarb und die Länder derselben an die jüngere baden-durlachsche Linie fielen. Durch diese fast siebzigjährige Hofhaltung wurden die Nahrungsquellen der Einwohner so erweitert, daß die Stadt bald wieder zu sichtbarem Wohlstand gelangte, der in der Folgezeit beträchtlich zunahm. Jetzt hat sie ihre Nahrung hauptsächlich vom Ackerbau. Die Einwohner, unter welche die umliegenden Felder vertheilt sind, treiben ihn mit großem Fleiße und Sorgfalt. Besonders werden viele feinere Früchte und Gartengewächse gebauet. Dabei trägt die Handarbeit sehr viel zu dem reichlichen Ertrag bei: denn die kleinen Stücke Landes, deren Besitzer nicht Pferde halten, werden blos mit dem Grabscheid und der Hacke bearbeitet. Einige Vortheile ziehen die Einwohner auch noch von den Ueberbleibseln der ehemaligen Hofhaltung. Es leben hier mehrere Pensionisten, die theils ihre ehemaligen Wohnungen behielten, theils diesen Aufenthalt wegen der Wohlfeilheit wählten. Aber weit beträchtlichere Vortheile bietet die günstige Lage der Stadt für Frachts

fahrt und Handel dar. Rastadt, belegen an der Landstraße nach Frankreich und der Schweiz, nach Frankfurt und Schwaben, in einem Fürstenthum, dessen Regierung sich durch vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Beförderung der Industrie auszeichnet, hat ungemeine Bequemlichkeit für Speditionsgeschäfte. Die wichtigen Produkte des badenschen Landes scheinen hier den vorzüglichsten Sammelplatz zu finden, von wo aus sie in andere deutsche Provinzen, zum Theil auch in das Ausland gehen können. Ebenfalls lassen sich nützliche Speculationen mit französischen und schweizerischen Waaren machen, die hier gleichsam aus der ersten Hand ankommen, um in die benachbarten deutschen Länder versandt zu werden. Bisher sind diese günstigen Umstände wohl nicht hinlänglich benutzt. Die rastadter Kaufleute scheinen sich mehr mit dem mäßigen Gewinn des Zwischenhandels auf Frankfurt begnügt zu haben. Allein in den letzteren Jahren sind doch schon viele directe Geschäfte gemacht, und Rastadt zählt jetzt mehrere ansehnliche Handelshäuser, denen es weder an Vermögen noch an Unternehmungsgeist fehlt, um sie noch weiter in das Große zu treiben.

Ueber die Murg sind drei Brücken, zwei große und eine bedeckte. Jene liegen an den beiden Thoren, wovon das eine dem Schlosse gerade gegenüber ist, und das andere von der Hauptstraße aus seitwärts nach Baden. Die bedeckte Brücke ist an dem Wege nach der Schlaffschen Fabrik. Außerdem hat die Stadt noch zwei Thore, das Rheinauer gegen Westen und das Ettlinger gegen Norden. Vor jenem liegt die Georgs-Vorstadt; vor dem Thore, das dem Schlosse gegen über ist, in Südosten die Augusts-Vorstadt, und in der Gegend der Fabrik in Osten die Ludwigs-Vorstadt. Die Anzahl der Häuser in der Stadt ist 242, die herrschaftlichen Gebäude ungerechnet. Sie sind meist modelmäßig: größtentheils von Grundmauer und fast alle zwei Stock hoch. Man sieht es ihnen, dünkt mich, an, daß sie etwas eilfertig gebauet wurden. Sie scheinen meistens leicht gebauet; auch ist ihre innere Einrichtung ziemlich mangelhaft. Die meisten haben einen Thorweg in der Mitte, der aber nicht zum Einfahren für Kutschen eingerichtet ist. Fast bei allen Häusern, welche einigen Hofraum haben, sind Stallungen für Vieh und Schweine, die hier in großer Anzahl gehalten

werden. Verhältnißmäßig giebt es sehr viele Wirthshäuser; eine Sitte, die in den Weinländern sehr gemein seyn soll. Ich begreife, daß der Ausschank des selbst gebaueten Weins Anlaß dazu gegeben hat: es scheint mir aber doch allemal ein großer Uebelstand, der Völlerei und Faulheit befördert. In den Vorstädten sind 300 kleinere Häuser, wovon die meisten kleine Baum- und Gemüse-Gärten haben.

Die Summe der Einwohner betrug, nach einer zu Ende des vorigen Jahres aufgenommenen Zählung 4668 Menschen. Davon waren in der Stadt ohne das Schloß 2912, in dem Schloß 181, und in den drei Vorstädten 1575; es kommen also auf jedes Haus in der Stadt etwa 12, und auf jedes Haus in den Vorstädten 5 Menschen. Von dieser Zahl sind aber seit dem Congreß 858 Fremde hinzugekommen; die eigentliche Zahl der Einwohner von Rastadt ist also 3810, wovon etwa 1500 in den Vorstädten, und 2310 in der Stadt wohnen. Unter den Fremden sind gesandtschaftliche Personen, mit Einschluß der Livree- und der weiblichen Bedienten 519, von denen 118 im Schloß und 401 in der Stadt wohnen; die Verstärkung des

gewöhnlichen Militärs und ein Theil der in Wirthshäusern sich aufhaltenden Durchreisenden ward auf 170 geschätzt; andere Fremde, die der Congreß nach Rastadt gezogen hat, sind 118, nemlich 73 Männer, 28 Weiber und 12 Kinder *). Die Zahl der obrigkeitlichen und pensionirten befreieten Hausväter war 34, die der bürgerlichen Hausväter 354, und der Hintersaßen 68; von männlichen Ordensgeistlichen waren 32,

*) M. s. Rastadter Congreß-Blatt und wöchentliche Nachrichten 1798. N. 31. Bei der zweiten Zählung zu Ende des Junius 1798 war das gesandtschaftliche Personale 631, die der übrigen Fremden aber hatte sich um einige und 50 vermindert, unter welchen 51 Emigranten waren, die sich schon zu Ende des Jenners entfernt hatten. Bei der dritten Zählung am Schluß des Jahres 1798 waren gesandtschaftliche Personen 602, andere Fremde mit Einschluß des hinzugekommenen Militärs 283, zusammen also mit den beständigen Einwohnern 4695, da man annehmen kann, daß der geringe Ueberschuß der Gebornen im Jahre 1798 dadurch balancirt wird, daß einige Personen wieder weggezogen sind. Congreßblatt 2tes halbes Jahr N. 31. 3tes halbes Jahr N. 9.

und im Frauenkloster 4, also etwa ein Hundertstheil der gesammten Volksmenge.

Für die häuslichen Einrichtungen habe ich nicht so viel Bequemlichkeit gefunden, als ich auch nur in einer kleinen ehemaligen Residenzstadt erwartete. Vier Gesandtschaften wohnen im Schlosse, nemlich die kaiserliche Plenipotenz, mit allen, die zu ihrer Kanzlei gehören, in dem Corps de Logis; die französischen Gesandten im linken Flügel; die churmainzische und die österreichische Gesandtschaft im rechten Flügel. Man scheint dabei eben die Ordnung gewählt zu haben, welche bei dem ersten rastadter Congreß statt fand. Außer diesen wohnt der Graf Cobenzl, der sich als kaiserlich-königlicher Minister hier aufhält, im Corps de Logis des Schlosses. Buonaparte's Zimmer stehen noch für ihn leer; auch wohnen seine Sekretairs und Adjutanten, die hier zurück geblieben sind, im Schlosse. Die übrigen Gesandtschaften sind in den Häusern in der Stadt vertheilt. Viele bewohnen ganze Häuser bis auf einige Zimmer in dem untern Stock, welche die Wirthe meistens zu ihrer Nahrung behalten. Verschiedene mußten sich in mehrere Häuser vertheilen, weil das ganze

Personale in einem Hause nicht hinlänglichen Raum fand. Nur wenige sind gut logirt: die meisten sehr mittelmäßig. Die inneren Verzierungen der Zimmer und die Meubeln, die man natürlich so nehmen muß, wie sie sich finden, sind größtentheils ärmlich: doch hat sich hierin seit dem Congreß schon vieles zum Bessern geändert, und täglich werden Häuser aufgeputzt, Zimmer tapezirt und neue Meubeln angeschafft. Ohne Zweifel war Rastadt ehedem in dieser Rücksicht glänzender, allein der Krieg hat den Einwohnern viel gekostet, und die halben Plünderungen, die sie verschiedentlich erlitten, mögen in den Häusern sehr aufgeräumt haben. Es wird so manches bei solchen Ausschweifungen verdorben, das niemand zu gut kömmt, und von den Eigenthümern nicht ohne großen Verlust wieder hergestellt werden kann.

Indeß muß die Stadt, wenn der Congreß auch nur ein halbes Jahr dauern sollte — und nach dem bisherigen Anschein bleibt es nicht dabei — viel baares Geld gewinnen. An bloßer Hausmiethe kann man rechnen, daß alle Gesandtschaften zusammen wenigstens 15000 Gul-

den monatlich bezahlen *). Die übrigen Ausgaben lassen sich freilich nicht gut schätzen. Indeß glaube ich der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen, wenn ich für 50 Gesandtschaften, die bei den Kanzleien angesetzten Subalternen einberechnet, vier Personen auf jede Gesandtschaft annehme, und deren täglichen Ausgaben mit Inbegriff der Unterhaltung aller Bedienten auf einen Louisd'or ansetze. Dieß würde etwa 65000 Gulden monatlich machen. Von dieser Summe geht höchstens der dritte Theil auswärts nach Strasburg, woher wir das meiste zum feineren Wohlleben bekommen, und nach Frankfurt, welches uns größtentheils den Wein und mancherlei Galanteriewaaren sendet. Alles übrige bleibt im Lande und kömmt auf mannigfaltige Weise den Einwohnern zu gut. Blos die Bedienten verzehren täglich über 400 Gulden, also monatlich über 12000 Gulden, und diese Summe fließt fast ganz den Bürgern zu. Sonst sind die Lebensmittel nicht theuer, und zum Theil

*) Man hat daher nicht mit Unrecht gesagt, daß der Congreß während seiner achtzehnmonatlichen Dauer alle Häuser in Rastadt wenigstens zur Hälfte bezahlt habe.

von vorzüglicher Güte. Ich wüßte nie besseres Rindfleisch gegessen zu haben als hier. Das Gemüse, was man in dieser Jahrszeit haben kann, ist vortreflich; es kömmt aber größtentheils von Strasburg, weil diese Kultur im Elsaß am höchsten getrieben wird. Dabei ist eine so reichliche Zufuhr, daß die Preise eher zu fallen, als zu steigen scheinen *).

Ueberhaupt gebührt der Polizei das größte Lob. Sie trägt mit musterhafter Aufmerksamkeit für alles Sorge, was zur Sicherheit oder Bequemlichkeit gehört. Für die militärische Sicherheit bürgt uns ja wohl der Waffenstillstand, gesetzt auch, daß der Friede nicht geschlossen würde.

*) Vielleicht interessirt es einige Leser, wenn ich aus dem Congreßblatt B. II. N. 78. eine Tabelle hersetze, welche die Preise der Lebensmittel zu Anfang des Congresses und zu Ende des ersten Jahrs desselben vergleicht.

| Fruchtpreise. | Von 1797. | Von 1798. |
|---|---|---|
| Das Malter Waizen | Fl. 12 Kr. 16 | Fl. 10 Kr. 40 |
| — — Korn | — 9 — 20 | — 6 — 56 |
| — — Gerste | — 8 — — | — 5 — 8 |
| — — Welschkorn | — 8 — — | — 4 — 48 |
| — — Hafer | — 6 — 40 | — 5 — — |

Indeß dünkt mich, es wäre keine überflüssige Formalität, die Neutralität des Congreßorts und der umliegenden Gegend innerhalb eines gewissen Bezirks durch eine ausdrückliche Convention

| Brodtaxe. | Von 1797. | Von 1798. |
|---|---|---|
| Ein Weck zu 1 Kr. wiegt | Pf. — Lth. 5½ | Pf. — Lth. 6½ |
| zu 2 Kr. — | — — — 11 | — — — 13 |
| Ganzweiß Brod für 4 Kr. | — — — 22 | — — — 27 |
| für 6 Kr. | — 1 — 1 | — 1 — 8 |
| Halbweiß Brod für 8 Kr. | — 2 — — | — 2 — 8 |
| für 12 Kr. | — 3 — 5 | — 3 — 12 |
| Schwarz od. Rocken Brod | | |
| für 6 Kr. | — 1 — 26 | — 2 — 3 |
| für 12 Kr. | — 3 — 20 | — 4 — 8 |

## Fleischtaxe.

| | | |
|---|---|---|
| Mast-Ochsenfleisch | — Kr. 13 | Kr. 9 |
| Kalbfleisch | — — — 12 | — 9 |
| Hammelfleisch | — — 12 | — 7 |
| Schweinefleisch | — — 14 | — 8 |

## Andere Victualien.

| | | |
|---|---|---|
| Rindschmalz, das Pfund | — 44 | — 28 |
| Butter, das Pfund | — 36 | — 20 |
| 4 Stück Eier | — — 10 | — 8 |
| 1 Paar brätige Hühner | — 40 | — 40 |
| 1 Paar geringere | — — 30 | — 24 |

bestätigen zu lassen *). Wie man sagt, soll die kaiserliche Plenipotenz bei der französischen Gesandtschaft mehr als einmal hierauf angetragen haben; der Antrag ward aber abgelehnt, auf den Grund des Waffenstillstandes und des ohnehin mit Baden bestehenden Friedens.

Alle Polizeigeschäfte sind einer besonderen Commission übergeben, welche der Markgraf, sobald Rastadt zum Congreßort bestimmt war, auf die Aufforderung des Reichsoberhaupts anordnete, zur Erhaltung und Beförderung der allgemeinen Sicherheit, Ruhe und Wohlfeilheit, so wie zu Beobachtung der besonderen staatsrechtlichen Rücksichten auf die Gesandtschaften, deren Gefolge und Schutzverwandte. Diese Commission besteht aus dem Kammerherrn und Obervogt von Drais, als Director, dem Stadtkommandanten, Kammerherrn und Obristlieutenant von Rabenau, und dem Major von Harrant. Sie trat ihre Geschäfte am 20sten November an, und machte an eben dem Tage ihre Constituirung durch gedruckte Circulare be-

*) Die unglückliche Ahndung, in der ich diese Zeilen schrieb, ist bekanntlich nachher nur zu sehr eingetroffen.

kannt. Alle Gesandtschaften haben sich beeifert, sie in vorkommenden Fällen möglichst zu unterstützen. Besonders hat man ihr gerne die Gerichtsbarkeit über die Bedienten überlassen, welche sich gegen Polizeianordnungen vergingen. Dadurch ist sie in den Stand gesetzt, mit dem nöthigen Nachdruck zu handeln, und wir verdanken es ohne Zweifel hauptsächlich dieser vernünftigen Willfährigkeit, daß man bei einer so großen Anzahl von Bedienten fast nie etwas von öffentlichen Unordnungen hört.

Man sorgt überhaupt dafür, genaue Nachricht von den Fremden zu erhalten, die nicht schon jeden Schein von Verdacht entfernen. Fremden, die keinen Beruf haben, besonders Emigranten, zumal aus niedern Ständen, wird kein bleibender Aufenthalt gestattet. Alle heimliche Beherbergung, auch in Privathäusern, ist strenge untersagt, und jeder Wirth muß noch vor Einbruch der Nacht Namen und Stand dessen, der bei ihm einzieht oder abtritt, ohne Unterschied anzeigen. In der Nacht patrouilliren zwei Polizeidiener in der Stadt und ein reitender Husar um die Stadt herum und auf den Landstraßen. Wer nicht auf das erste Anrufen

der

der Patrouille sofort stehen bleibt, wird zur gefänglichen Haft gebracht. Seit der Eröffnung des Congresses sind die Hauptgassen und der Schloßhof hinlänglich, doch nicht reichlich, beleuchtet. Der Markgraf hat den erstern Aufwand von etwa 900 Gulden aus seiner Casse gegeben. Die Einwohner tragen die Kosten der Beleuchtung. Für die Reinlichkeit der Straßen wird sehr gut gesorgt; auch werden die Alleen in dem Schloßgarten stets zum Spatziergang in Ordnung gehalten. Bei Feuersgefahren ist eine besondere Vorkehr für die Rettung gesandtschaftlicher Effecten getroffen. Um die Zufuhr der Lebensmittel zu befördern, ist noch ein zweiter Wochenmarkt angeordnet; auch sind an einigen Markttägen besondere Prämien unter diejenigen ausgetheilt, welche vorzüglich viele und gute Waaren zum Verkauf brachten. Inländischen und fremden Armen wird hinlängliche Unterstützung gegeben: und von dem lästigen Anbetteln auf den Gassen ist man hier ganz befreiet.

Eine sehr ruhmwürdige Anstalt ist die Errichtung eines Krankenhauses für gesandtschaftliche Dienstboten. Sie ist schon in der vorigen Woche eröffnet. Die Landesherrschaft hat dazu

einen großen Saal in dem ehemaligen, jetzt nach Carlsruhe verlegten Militärhospital überlassen. Dieser Saal ist 40 Fuß lang, 30 Fuß breit, hell, hoch, und mit sechs guten, neuen Betten besetzt, in beträchtlicher Entfernung von einander sowohl, als von dem Ofen. An den Fenstern der beiden Nebenseiten befinden sich Zuglöcher, wodurch die Luft immer gereinigt wird. In einem abgesonderten kleinen Zimmer ist noch ein Bett für einen Kranken angebracht, der von den übrigen getrennt seyn müßte. Ein geübter Krankenwärter, welcher in dem Hause wohnt, besorgt die nöthige Wartung bei Tage und bei Nacht, so wie die Bespeisung der Kranken und die Wäsche. Täglich zweimal, auch öfterer, wenn es nöthig ist, besucht ein hiesiger Arzt das Spital. Er führt ein Tagebuch über den Hauptgang und besonders wichtige Symptome der Krankheit, über die verordneten Arzeneien und über die erlaubte Nahrung und Getränke, welche auch auf einer Tafel über jeder Bettstelle verzeichnet werden. Die Nahrungsportionen sind in vier Classen getheilt: ganze Diät von Fleischbrühe, Gerste, Reisschleim; Viertelsportion von obigem nebst leichtem Gemüse oder gekochtem

Obst; halbe Portion von obigem und Mittags einem Viertels bis einem halben Pfunde Kalbfleisch; ganze Portion oder volle Nahrung. Feurung giebt die Landesherrschaft unentgeldlich. Für Lichter, Oel, Wartung, Speisen und Wäsche wird für die Person ein sehr mäßiger Preis, nemlich 1 Gulden täglich, bezahlt. Der Arzt übernimmt seine Bemühung unentgeldlich; die chirurgische Hülfsleistung ist einer sehr gemäßigten Taxe unterworfen. Arzneien, Wein oder andere zur medizinischen Pflege des Kranken erforderliche Getränke werden in eine besondere Rechnung gebracht, welche der Arzt pflichtmäßig revidirt; auch bedient er sich bei Verschreibung der Arzneien zur Ersparung der Kosten gewöhnlich der hamburgischen Pharmacopöe.

Das öffentliche Hazardspiel, dessen Einfluß auf die Sitten in allen Klassen auch hier unverkennbar ist, hätte die Polizei und der Markgraf selbst aus eigenem Antriebe gern verboten. Aber es war nicht möglich *). Man hat sich darauf

*) Seitdem ich dieses schrieb, ward das Hazardspiel in öffentlichen Häusern wirklich verboten; allein man mußte das Verbot bald wieder aufheben und die Sache auf den vorigen Fuß stellen.

einschränken müssen, die Befugniß, dergleichen Spiele zu unternehmen, an eine besondere Erlaubniß der Polizei zu binden. Dabei ist denn, um doch aus dem Uebel etwas Gutes zu bewirken, ein Theil der Recognition, welche die Banquiers erlegen müssen, den Armen zugewandt.

Eine sehr nützliche Einrichtung, beides als Leseinstitut und als gesellschaftlicher Vereinigungspunkt ist das Casino in der Hauptstraße. In acht bequemen Zimmern findet man die vornehmsten politischen und gelehrten Zeitungen, einige französische und deutsche politische Journale, auch die nothwendigsten Handbücher und geographischen Charten. Zu gewissen Stunden, sowohl Vormittags als Abends, trifft man hier immer Gesellschaft und oft Gelegenheit zu einer ganz interessanten Unterhaltung.

Von dem französischen Theater werde ich Dir nächstens eine umständliche Nachricht geben. Es interessirt mich um desto mehr, da mir die Eigenthümlichkeiten eines französischen Schauspiels neu sind.

Auch Deckers französischen Buchladen besuche ich fleißig. Der Vorsteher und Miteigenthümer dieser in Basel etablirten Buchhandlung, Schöll, ist ein unterhaltender Mann von vielen Kenntnissen. Er hat ein beträchtliches Magazin vorräthiger französischer Werke, besonders aus der schönen Litteratur, hieher gesandt. Dazu kommen alle neue Schriften seit Anfang des vorigen Jahres, wenn sie von einiger Bedeutung sind, die politischen aber ohne Rücksicht auf ihren inneren, nur nicht anstößigen Gehalt. Man findet hier also Gelegenheit, sich mit der neuesten französischen Litteratur vollständig bekannt zu machen. Selbst bei dem Durchblättern der Schriften stößt man oft auf eine oder die andere interessante Bemerkung. So vergleiche ich zuweilen Ton und Stil der älteren französischen Schriften mit dem, der seit der Revolution der herrschende ward. Du wirst leicht errathen, welchem ich den Vorzug gebe: aber dieß Urtheil wird eben durch die Vergleichung noch mehr bestärkt. Sie zeigt, daß, wenn auf der einen Seite die Stimmung der Gemüther hie und da stärkere Ausdrücke und kühnere Wendungen in die Sprache

brachten, doch weit mehr auf der andern Seite an Feinheit und Eleganz verloren ging.

Unter den Mitgliedern des Congresses giebt es, wie Du weißt, mehrere Gelehrte und Schriftsteller, die sich in verschiedenen Fächern einen Namen erworben haben. Zwar läßt sich von Verbindungen des hiesigen Aufenthalts unmittelbar kein erheblicher Gewinn für litterarische Kenntnisse erwarten, und ein gewisser Grad von Gelehrsamkeit und praktische Politik sind ohnehin schwer genug zu vereinigen. Indeß fällt doch in dem Gespräch mit mehreren verständigen Männern aus verschiedenen Ländern, beiläufig manche Bemerkung, die dem Freunde der Wissenschaften nützlich ist, und seiner Aufmerksamkeit auch nicht entgeht.

Sonst scheint mir die katholische Religion in der Form, wie sie hier geübt wird, allerdings ein Hinderniß der zweckmäßigen allgemeinen Aufklärung zu seyn. Das Baden-Badensche Land war eins der streng-katholischen. Es zählte nicht nur verhältnißmäßig eine Menge von Geistlichen und geistlichen Stiftungen: sondern man nahm es überhaupt sehr strenge mit allen Religionsübungen. Selbst die fürstliche Familie setzte

etwas in diese Art der Frömmigkeit. Nach dem Absterben dieser Linie überließen sich noch manche, die dem vorigen Hofe angehörten, einer ganz unzeitigen Furcht, daß der Anfall des Landes von einem protestantischen Fürsten für die katholischen Religionsverwandten nachtheilig seyn mögte. Diese Gesinnung, die so fern ist von dem Geist des Christenthums, verbreitete sich sogar unter das Volk. Ein allgemeines Mißtrauen gegen den neuen Landesherrn erfüllte alle Einwohner, und es gehörten viele Jahre dazu, ehe der wohlgesinnte Fürst diese Vorurtheile überwinden konnte.

Auch hier in Rastadt ist die katholische Religion die herrschende. Außer der neuen Kirche und der alten Pfarrkirche ist hier ein Piaristenkloster und ein Nonnenkloster. In diesem erhalten die Mädchen Unterricht. Die katholische Hauptschule, mit einem Gymnasium verbunden, ist in den Händen der Piaristen.

Zu den Gottesverehrungen der protestantischen Gemeine ist ihr die ehemalige Hofbibliothek in dem Schlosse eingeräumt. Diese Gemeine erleidet aber mancherlei Einschränkungen und Bedrückungen. Der protestantische Geistliche darf

nicht in seiner Amtskleidung über die Straße gehen. Heirathen Personen von beiderlei Confessionen einander, so werden sie erst von dem katholischen, dann von dem protestantischen Geistlichen getrauet. Erst seit einiger Zeit werden auch protestantische Taufzeugen bei den Katholiken zugelassen. Protestantische Kinder, von Fremden hier erzeugt, soll der katholische Pfarrer taufen; wenigstens gebührt ihm die Taxe dafür. Sterben dergleichen Kinder, so werden sie mit katholischen Gebräuchen begraben. Als ein Pröbchen der hiesigen Kirchendisciplin erzählt der Congreß-Kalender, daß sich vor etwa zehn Jahren der katholische und der protestantische Küster um ein todtes Kind öffentlich balgten. Beide zerrten an dem Sarge hin und her, bis der katholische ihn zuletzt als Sieger davon trug. Unterdeß wartete der protestantische Prediger vergebens auf dem Kirchhofe, und mußte endlich unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen.

## VII.

Rastadt, den 8. Febr. 1798.

Allerdings, mein lieber Freund, habe ich durch diese Reise und meinen hiesigen Aufenthalt Gelegenheit, manche interessante Nachricht, manche treffende Anekdote von der französischen Revolution zu erfahren. Rastadt war einer von den Oertern, wohin sich die Emigranten zuerst mit wandten: auch in der Folge zogen sich aus der Schweiz und aus andern Gegenden, besonders aus dem Elsaß, viele von jenen bessern Emigranten hieher, die nicht vor der Republik, sondern vor dem Despotismus der Republikaner flohen. Nachher war diese Gegend lange der Standpunkt zahlreicher französischer Heere. War sie der Schauplatz manches blutigen Gefechts, so war sie auch oft Vereinigungspunkt sehr gemischter Gesellschaften, worin mit großer Freimüthigkeit über die wichtigsten Ereignisse der Revolution gesprochen ward. Das Andenken dieser für uns alle so anziehenden Erzählungen hat sich sehr lebhaft erhalten. Sie hören sie in den ersten

Gesellschaften auf eine Weise wiederholen, welche Ihnen an der Originalität der Quelle keinen Zweifel übrig läßt. Nun kommen hier überdieß Personen aus allen andern Gegenden Deutschlands zusammen, wo man die Franzosen als Soldaten oder als Ausgewanderte sah. Man erfährt daher desto mannigfaltigere Nachrichten; ich mögte zugleich sagen, desto zuverläßigere, theils durch Bestätigung von mehreren Seiten, theils durch Vergleichung mit Widersprüchen. Auch sehen wir hier sehr oft gebildete Franzosen, besonders aus dem Elsaß, in deren Umgang man indirecte manchen unerwarteten Aufschluß über einzelne Begebenheiten, wie über die Stimmung des Volks im Ganzen erhält.

Freilich mag ich diese Zeugen keinesweges für unverwerflich ausgeben; ich bin vielmehr überzeugt, daß die ächte historische Kritik, so wie Sie, lieber Herr Professor, sie anwenden, an den meisten ihrer Erzählungen sehr viel zu berichtigen findet. Aber Sie kennen auch das menschliche Herz zu gut, Sie würdigen selbst aus der Geschichte den Einfluß der Leidenschaften auf den Erzähler zu richtig, als daß Sie unter denen, die selbst an den Begebenheiten handelnd

oder leidend Theil nahmen, solche Zeugen erwarten. Und in diesem Falle befinden sich mehr oder weniger alle, aus deren Gesprächen ich mich zu belehren suche. So wenig ich den französischen Republikanern völligen Glauben beimesse, wenn sie mir die Verschwendungen oder die Ausschweifungen der unglücklichen Königin schildern, so wenig pflichte ich der fast allgemeinen Behauptung der Emigranten bei, daß es durchaus keinen Republikaner gebe, daß es keinem ihrer Häupter Ernst mit der Republik sey, sondern daß jeder nur auf seinen Vortheil denke. Selbst die Berichte der Deutschen von den kriegerischen Ereignissen, wovon sie Zeugen waren, sind nicht unpartheiischer. Wie der eine oder der andere mehr durch den Krieg litt, wie seine Besorgnisse oder seine Hoffnungen verschieden sind, so mahlt er ihnen jetzt die Franzosen, dann die Oesterreicher mit sanfteren oder grelleren Farben. Es ist wahr, was mir einmal Rosenstiel sagte: il est impossible à un François d'ecrire l'histoire de la revolution; und ich mögte hinzusetzen: es ist einem Deutschen unmöglich, die Geschichte der Franzosen in Deutschland zu schreiben.

Bei dem allen scheinen mir die zerstreueten Nachrichten, die man so von den Zeitgenossen gewissermaßen an Ort und Stelle sammelt, von großem Werth zu seyn. Giebt es keinen Unpartheiischen, so giebt es auch keinen, der ganz partheiisch wäre. Manche haben nur vorgefaßte Meinungen in diesem oder jenem Punkt; in anderen urtheilen sie vollkommen richtig. Was jemand als Augenzeuge erzählt, hat immer, wenn der Zeuge nicht dabei interessirt ist, unwahr zu reden, einen gewissen Grad von Glaubwürdigkeit. Und dann erhält die Begebenheit sehr oft, eben durch die Lebhaftigkeit der mündlichen Erzählung, ein Licht, was Ihnen keine schriftliche Darstellung anzünden kann. Blendet der Erzähler nicht Ihren Beobachtungsgeist, so giebt schon seine ganze Art Ihnen ein untrügliches Merkmal, um das Wahre von dem Falschen und Uebertriebenen zu unterscheiden. Sie können durch eine Frage, durch einen Einwurf, oft durch einen bloßen Blick über diesen oder jenen Umstand nähere Erläuterungen hervorrufen, die sich Abwesenden nie mittheilen lassen. Setzen Sie dazu, daß Ihre eigene Vorstellung durch die Art ihrer Entstehung und Ausbildung, eine Leb-

haftigkeit, eine Klarheit erhält, die Ihren Blick auch für verwandte Gegenstände ungemein schärft.

Aus diesen Gründen, die Sie, mein Freund, sich gewiß auf eine ähnliche Weise denken, habe ich angefangen, mir das Merkwürdigste von dem aufzuzeichnen, was ich seit meinem Eintritt in das südliche Deutschland über die Geschichte der Revolution in ihrem weitesten Umfang hörte. Daß ich sehr aufmerksam hörte, und mich bemühete, wo ich es irgend angemessen fand, solche Gespräche herbei zu führen — das schließen Sie schon daraus, daß ich meine Denkwürdigkeiten der französischen Revolution fortsetze. Sie trauen es mir auch zu, daß ich meine Zeugen nicht ungeprüft verhöre, und nichts aufschreibe, ohne es nochmals durchzudenken und mit andern Nachrichten, wo es mir möglich war, zu vergleichen. Als Probe lege ich Ihnen vor, was ich bisher gesammlet habe; Sie sehen, daß ich beim Abschreiben ungefähr der Zeitordnung folgte.

Der wahre Anfang der Revolution war der so hoch gepriesene Beschluß der Deputirten des Tiers-Etat, sich als Nationalversammlung

zu constituiren. Mirabeau's oratorische Floskel: sagt dem Könige, daß nur die Gewalt der Bajonette mich von hier treiben werde — war das Signal des Blutvergießens.

Damals dachte das Volk an keine Umschaffung der Regierung. Wie stark auch die Gährung in manchen Provinzen war, so ging sie doch nur gegen Mißbräuche, nicht gegen die Form im Ganzen. Unweise, besonders ungleich vertheilte Abgaben; drückende Erhebung der Gefälle; einige beleidigende Vorrechte des Adels — das waren die Gegenstände der Klagen und Beschwerden. Man forderte nicht einmal allgemein die Besteurung des Adels und der Geistlichkeit. Noch weniger war die Rede von einer Kontrolle der Ausgaben des Hofes. Aeußerer Glanz ist dem Charakter der Franzosen zu wichtig, als daß je das Volk von seinem Monarchen auffallende Einschränkung seiner Ausgaben gefordert hätte. Nach allen schwarzen Vorstellungen, welche die zurückkehrenden Notabeln emsig verbreiteten, wandte sich der Unwille dennoch nur gegen die Minister. Durch Neckers Zurückberufung war er größtentheils besänftigt. Man erwartete von den Reichsständen hauptsächlich eine Vereinba-

rung mit der Regierung über ein zweckmäßiges Auflagensystem: dann Einschränkung einiger Privilegien des Adels in den Provinzen, die durch buchstäbliche Ausübung eines harten Gutsbesitzers oder seiner Bedienten drückend und kränkend zugleich für den Landmann waren.

Der Zustand von Frankreich war keinesweges schlecht, noch die Lage der Einwohner im Ganzen unglücklich. Ackerbau, Manufacturen und Handel blüheten. Die Bevölkerung war in beständigem Zunehmen; ein unwiderlegliches Zeugniß für die Regierung. Alle öffentliche Einrichtungen wurden in sehr gutem Stande erhalten. Künste und Wissenschaften fanden bei der Regierung und bei vermögenden Privatpersonen große Aufmunterung. Freilich war bei dem Commerztractat mit England der Vortheil ganz auf der Seite Englands, aber mehr durch die Angloma-nie der Franzosen, als durch Fehlgriffe der Regierung. Wenigstens, wenn sie auch auf diesen Umstand hätte rechnen sollen, übersah man damals ihren Irrthum. Die Folgen waren in den ersten Jahren noch nicht denen sichtbar, die darunter litten: und die Verbraucher englischer Ma-

nufacturwaaren klagten nicht über die Befriedigung ihrer Phantasie.

Ueberhaupt ist niemals eine Revolution oder ein einzelner Abschnitt derselben die Handlung der Majorität der Nation. Die siegende Parthei behauptet es immer: man pflichtet ihr bei, weil die Folgen für sie zu reden scheinen. Aber nur der Schein ist für sie. Die große Mehrheit in einer jeden Gemeine, der größeren wie der kleineren, besteht aus Hausvätern und ihren Familien, die eine natürliche Abneigung gegen alle plötzliche und gewaltsame Veränderungen haben. Sie genießen des Lebens nach ihrer einmal hergebrachten Weise. Mancherlei Bande fesseln sie an die jetzige Form der Dinge. Auf sie fallen die Wirkungen einer Aenderung zunächst und am schwersten. Sie sehen selten Vortheile dabei voraus; gewöhnlich Grund zu lebhaften Besorgnissen. Diese Männer, die den Kern des Volks ausmachen, wollen gewiß keine Revolution. Denn die wenigen Ausnahmen, die auch hier eintreten mögen, kommen im Ganzen nicht in Betracht. So ist es auch nachher bei allen neuen Auftritten in der Revolution. Hat einmal jene gute, fleißige, ruheliebende

Masse

Masse von Bürgern sich die erste Umschaffung gefallen lassen, so fügt sie sich allmählig in die neue Ordnung, um wieder, so gut es seyn kann, mit den Ihrigen des Lebens froh zu werden. Eine abermalige Modification ist ihnen wieder unangenehm: aber sie unterwerfen sich, eben wie vorhin. Dieser Sieg der schwächeren Parthei über die unendlich stärkere scheint räthselhaft: gleichwohl ist nichts natürlicher. Die antirevolutionäre Mehrheit würde, es ist wahr, die revolutionäre durch den ersten Anstoß ihrer Kraft zermalmen. Kein Uebergewicht von Talent des einzelnen vermögte diesem Mißverhältniß zu widerstehen. Allein jene Menge kann niemals ihre Stärke gebrauchen. Sie ist nicht eins, eben weil sie die Ruhe liebt. Jeden beschäftigt sein eigenes Interesse, nicht das gemeinschaftliche. Keine Verabredung, keine Verbindung mit seinem Nachbar, um künftigen Gefahren zu widerstehen oder ihnen vorzubeugen. Erst dann, wenn das Uebel wirklich eintritt, kämpft er vielleicht für die Erhaltung seiner bisherigen Lage; aber isolirt, ohne Plan, mit dem beständigen Wunsch, aus der Sache zu kommen, ohne das Aeußerste zu wagen. Hingegen die revolutionirende Parthei

ist stark durch ihre Vereinigung. Sie entwirft Plane, bereitet Mittel, berechnet die Ausführung, indeß die Menge, auf welche sie wirken will, noch mehr oder minder sorglos, sich der Ruhe überläßt, die noch nicht durch Thätlichkeiten gestört ist. Kömmt es nun zum Angriff, so ist jene überlegen, weil ihre Gegner niemals ihr vereinigt in den Weg treten, sondern nur in kleineren Verbindungen, deren jede einzeln schwächer ist, als die angreifende Parthei. So ist es beides mit der moralischen und der physischen Stärke. Unleugbar ist das Uebergewicht des Scharfsinns und der Talente ebenfalls auf der Seite der ruhigen Majorität: aber die unternehmende Minorität trägt den Sieg davon, weil sie früher ihren Verstand auf das Ziel lenkt, was sie zu erreichen hofft. Einzelne, ausgezeichnete Männer — denn ohne diese wird freilich nie eine Revolution entstehen — machen sich die Kräfte einer Anzahl Untergeordneter zu eigen. Dadurch wirkten sie zur Erregung der Leidenschaften bei ihrer Parthei mit einer Gewalt, der jene, die sich keines Angriffs versahen, nicht mehr widerstehen können. Darum wird in der Revolution die Stimme der Vernunft, der

Mäßigung, der Billigkeit immer überhört, und nur jene der Leidenschaften, des Enthusiasmus, der Gewaltthätigkeit reißt den Strom mit sich fort.

Indeß war die französische Revolution nicht das Werk eines überdachten Plans. Nur der Stoff der Gährung ward, mehr absichtlich als planmäßig, von einigen Menschen in Bewegung gesetzt, die gefährliche Geistesgaben bei wenig Moralität besaßen, zum Theil sogar bei einem verschrobenen Kopfe. Diese Ruhestörer wollten anfangs nur Unruhe, nur Verwickelung der Angelegenheiten, Verlegenheit der Regierung. In dieser Unordnung hofften sie Vortheile für sich, besonders für ihren nicht befriedigten Ehrgeiz. Was sie eigentlich wollten — das wußten sie damals selbst nicht, als sie den Grund der monarchischen Verfassung erschütterten. Sie hätten zum Theil nachher selbst den Strom gerne zurückgehalten — aber es war zu spät. Die Maschinen, die sie einmal in Bewegung gesetzt hatten, wirkten unaufhaltsam. Nun erfolgten durch die natürliche Verkettung der Dinge, bei den gewißermaßen vorauszusehenden Fehlern der Gegenparthei, Ereignisse, die man bei

dem Anfang der Revolution nicht für möglich gehalten hätte.

Einer der größten Fehler der Regierung war der, daß sie die Formalitäten der Reichsstände-Versammlung nicht vorläufig berichtigte. Wäre dieß geschehen, hätte Necker, den die Nation damals in verklärtem Licht sah, der Versammlung einen fertigen Plan des Finanzsystems vorgelegt, so säße jetzt wahrscheinlich Ludwig 16. noch auf seinem Thron. Man hat sogar behauptet, Necker wollte seinen Plan vorsätzlich zurückhalten, bis die Versammlung ihn dazu aufforderte. Seine Eitelkeit würde den höchsten Triumph genossen haben, durch dieses stillschweigende Geständniß, daß er allein einer solchen Arbeit gewachsen wäre. Allein die, welche ihn genau kennen, versichern, daß bei aller Eitelkeit sein gutes Herz eine solche Tücke unmöglich mache. Sie gestehen, daß ihn seine Eitelkeit auf eine andere Weise irre geleitet habe. Er hatte keinen solchen Plan gemacht, und wollte auch keinen machen. Der Beifall, dessen er damals ungetheilt genoß, berauschte ihn so sehr, daß er es für unmöglich hielt, daß die Majorität der Versammlung je sich von seiner Meinung trennen

würde. Darauf war sein berühmter Bericht berechnet, den die doppelte Repräsentation des Tiers-Etat zur Folge hatte. Auf diesen glaubte er vor allen rechnen zu können, und gerade die Deputirten dieses Standes stürzten ihn.

Mirabeau war eigentlich die Ursache von Neckers Fall. Er beneidete ihm seine Popularität; dabei konnte er es ihm nicht vergeben, daß er ihn nicht in das Ministerium aufnehmen wollte. Mirabeau bot dem Hofe verschiedentlich seine Dienste an. Die Minister waren verblendet genug, um sie nicht anzunehmen. Sie hatten keinen Begriff von dem, was ein Mann von seinen Talenten ausrichten konnte. Man muß zu ihrer Entschuldigung sagen, daß seit Jahrhunderten die französische Geschichte kein Beispiel von gefährlichen Wirkungen der Beredsamkeit gab. Vielleicht trug auch die stolze Abneigung der Königin gegen solche Mittel dazu bei, daß man ein Anerbieten verwarf, dessen zeitige Annahme alles gerettet hätte. Man sagt, ein Minister habe gerathen, man solle Mirabeau kaufen, und es nachher selbst bekannt machen, um diesen gefährlichen Mann zu verderben. Die Königin antwortete, wenn sie so schwach wären,

daß sie dieses Mittels bedürften, so würde Mirabeau ihnen immer überlegen seyn. Nachher entschloß sie sich doch, ihn zu gewinnen. Es ist erwiesen, daß er im Solde des Hofes war, als er starb. Er sagte selbst, daß er die Monarchie mit sich zu Grabe trage. Dieß hätte er mit Wahrheit sagen können, auch ohne jene Bestechung. Seine Absicht ging nie weiter, als auf eine Ministerialreform. Da er auf keine andere Weise in das Ministerium kommen konnte, so wollte er, nach englischer Sitte, die Minister stürzen, indem er sie um ihre Popularität brachte. Um diesen Endzweck zu erreichen, den er sich vorsetzte, sobald seine Hoffnung auf gelinderm Wege fehlschlug, erregte er jene leidenschaftliche Stimmung in der Nationalversammlung und bei dem Theile des pariser Volks, der ihm dabei am füglichsten helfen konnte. Er sagte selbst in einer offenherzigen Laune zu Cameth, als sie noch Freunde waren: ich blase jetzt in die Wellen, aber sie sollen sich schon legen, wenn ich meinen Hauch zurückhalte. Man sieht in der That aus seinem ganzen Verfahren, daß er darauf rechnete, den Sturm wieder besänftigen zu können, sobald er es wollte. Darum gab er

seine Zustimmung zu manchen Beschlüssen, die ihm sehr verhaßt waren. Er ließ sie hingehen, anfangs um seine Zwecke zu erreichen, nachher um es nicht mit der Parthei zu verderben, die ihm durch einen plötzlichen Bruch noch gefährlich werden konnte. Aber er hoffte mit Zuversicht, sie, wo nicht eher, doch bei der Revision der Constitution, im wesentlichen so zu entkräften, daß sie weder der Einheit der Monarchie, noch den Mitteln des Monarchen schadeten.

Der Herzog von Orleans war niemals das Haupt einer Parthie: dazu war er zu mittelmäßig in jedem Betracht. Es ist möglich, daß Robespierre und andere Demagogen ihm Hoffnungen zur Krone machten, um sein Geld zu ihren Absichten zu gebrauchen. Aber es ist nie Ernst damit gewesen. Nur er selbst hatte nach dem Tode des Königs Hoffnung, wenigstens als Protector das Schattenhaupt der Republik zu werden. Allein dazu wollte man ihn nicht gelangen lassen. Er machte sich ohnehin so allgemein verächtlich, durch seine Stimme zu der Hinrichtung des Königs, daß sein Tod der Popularität wegen nothwendig ward. Keine einzige Stimme hörte man, welche diese Hinrich-

tung getadelt hätte. Alle andere Opfer der Revolution wurden doch betrauert, der eine von diesem, der andere von jenem. Von Ex-Egalité sagte jedermann, ihm wäre Recht geschehen.

Die Reden in den Nationalversammlungen trugen ungemein viel zu dem außerordentlichen Schwung der Gemüther bei. Den Geschmack davon gaben zuerst die Advokaten, deren eine so große Anzahl in der constituirenden Versammlung war. Allein man lernte bald aus den Wirkungen den mächtigen Unterschied zwischen der Volksberedsamkeit und der vor den Schranken. Jene erfordert viel mehr Leidenschaft und Gegenwart des Geistes. Daher fielen große Redner vor Gericht ganz in der Nationalversammlung, weil sie diese Eigenschaften nicht in hinlänglichem Grade besaßen. So ging es zum Beispiel Targot, der den Ruf eines großen Advokaten hatte, und in der Nationalversammlung der Erwartung, die er erregt hatte, nicht entsprach. Sehr viele Redner scheiterten an der Verlegenheit bei dem ersten Auftreten. Je mehr man mit der Sache beschäftigt ist, desto natürlicher ist es, daß der Redner alsdann eine ge-

wisse Beklemmung fühle. Sie vergeht erst, nachdem man etwas gesprochen hat, besonders, wenn man sieht, daß die Versammlung gerne zuhört. In dieser Rücksicht zumal trug das Beifallsklatschen in der ersten Versammlung viel dazu bei, den Redner zu exaltiren.

Zu der vollen Wirkung dieser Reden gehört allerdings auch eine starke körperliche Bewegung. Darin war Mirabeau Meister. Er wußte seinen Worten durch seine Bewegungen den größten Nachdruck zu geben. Und doch war ihm die Tribüne in der constituirenden Versammlung nicht günstig. Sie war so eingeschränkt, daß er wie gefesselt stand, wenn es den vollen Ausdruck der Leidenschaft galt. In dem Rath der Fünfhundert hingegen ist sie sehr schön, und läßt dem Redner freien Spielraum.

Von der royalistischen Parthei war Calalès der erste. Alle Partheien ließen ihm Gerechtigkeit wiederfahren. Wie sehr auch die Gemüther gegen seine Meinungen gestimmt waren, so ließ ihn dennoch sein überwiegendes Talent oft den Sieg davon tragen.

In dem Convent waren die meisten Redner, und die vollkommenste Entwickelung der Talente,

Hier war reine Demokratie, das ist, nur die Talente machten einen Unterschied. Indeß herrschte hier auch jene Eifersucht auf das Talent, welche schon in den Republiken des Alterthums so manche Ungerechtigkeit erzeugte. Daher fielen die ausgezeichnetsten Männer über kurz oder lang als Opfer der Intrigue. Von denen, welche Präsidenten waren, sind zwei Drittheile hingerichtet.

Der größte Redner unter allen war Vergniaud. Er vereinigte in einem seltenen Grade Gründlichkeit mit Lebhaftigkeit, Wärme mit Gegenwart des Geistes. Die größte Kunst zeigte er in den Repliken; keiner besaß, wie er, das Talent des Resumirens der Gründe des Gegners mit seinen Widerlegungen.

Auch Vaublanc war ein großer Redner. Er gehörte zu der kleinen Zahl derer, denen man aus ihrer Meinung kein Verbrechen machte, weil es in die Augen fiel, daß sie ohne alle Nebenrücksichten ihre volle Ueberzeugung war.

Danton besaß unter allen die größte Volksberedsamkeit. Desto sonderbarer ist es, daß er in seiner eigenen Sache nichts vermogte. Aber er war indolent von Natur. Er ließ sich in

seinem Familienzirkel, den er sehr liebte, wegnehmen, ohne Widerstand zu thun.

Die schreckliche Katastrophe vom 10. August die über Frankreichs Schicksal entschied, war großentheils Werk des Zufalls. Beide Partheien wollten einen entscheidenden Streich wagen: es kam nur darauf an, wer den Angriff thun würde. Der Hof wäre in keinem Falle der angreifende Theil gewesen. Die Gegner der Regierung hatten einmal den Fall des Königs beschlossen. Wüthend darüber, daß ihnen der erste so gut eingeleitete Versuch am 20. Junius mißlang, wollten sie ihn bei der ersten Gelegenheit erneuern. Die Hofparthei wußte dieß sehr gut; sie kannte ihre Feinde und großentheils ihre Mittel. Sie machte auch Anstalt zur Vertheidigung; aber sie war unschlüssig, ob sie dem Angriff zuvor kommen sollte. Darüber ließ sie die Gelegenheit verstreichen, die nie wieder kam: den lebhaften Eindruck, welchen das gute Betragen des Königs am 20. Junius hervorbrachte. Niemand kann den Erfolg berechnen, wenn sie damals ihre Gegner angegriffen hätte. Allein sie gab diesen Zeit, sich zu erholen. Nun wurden wieder die oft bewährten Künste in Bewe-

gung gesetzt, den Abschaum des Pöbels aufzubringen. Nicht die Zahl, nur die Stimmung dieser Leute machte sie furchtbar. Das verschriene Bataillon der Marseiller wäre sicherlich von einer Compagnie Linientruppen geworfen, die im pas de charge angerückt wäre. Aber die Hofparthei hatte keine Entschlossenheit, und wußte sie auch nicht einzuflößen. So ließ sie sich am 10. August angreifen, anstatt ihre Feinde zu überfallen, ehe sie völlig in Bereitschaft waren. Demungeachtet hing der Erfolg an einem Haar. Den Häuptern der Gegenparthei war sehr bange: sie zitterten selbst in der gesetzgebenden Versammlung. Hätte der König hier die Entschlossenheit gezeigt, die am 20. Junius die unmittelbaren Anschläge auf sein Leben vereitelte, so wäre der Ausgang der Frevelthat wahrscheinlich ihren Anstiftern verderblich gewesen. Allein zu seinem Unglück befolgte er Röderers falsche Rathschläge. In dem Augenblick, da er in den Saal der Versammlung trat, vollzog er seine Absetzung. Die Freude über diesen Schritt, den seine Gegner selbst nicht zu hoffen gewagt hatten, ward unwillkührlich laut. Es hielt schwer, die Aeußerungen derselben in dem Saal zurück zu halten.

Nach diesem Fehlgriff war die Sache des Königs unwiderbringlich verloren. Als er von seiner Flucht nach Varennes zurückgebracht ward, redete niemand von einer Republik; vielleicht faßten nur zwei oder drei Mitglieder der Nationalversammlung insgeheim den Gedanken an eine solche Veränderung auf. Jetzt, da man den König gefangen hielt, schien schon die Meinung der Mehrheit auf seine Absetzung und eine gänzliche Veränderung der Constitution zu gehen. So sehr war die Stimmung in einem Jahre verändert: denn der Anschein war in der That damals mehr, als jetzt, wider ihn.

Das Todesurtel des unglücklichen Monarchen war nur das Werk der Furcht. Vielleicht glaubte kein einziger von denen, die es aussprachen, ihn schuldig. Aber die Häupter der republikanischen Parthei wußten, das Volk würde niemals die Republik anerkennen, so lange der König lebte. Darum mußte er sterben. Der spanische Gesandte bot einigen von den bedeutendsten unter ihnen durch die dritte Hand große Geldsummen an, wenn sie dem Könige nur das Leben ließen. Sie antworteten, daß sie zu weit gegangen wären, um zurück zu gehen. Wenn

der König ihnen auch verziehe, so würden seine Freunde es nie thun. In Frankreich könnten sie nicht mehr sicher seyn: im Auslande vielleicht auch nicht. Und so wie sie aus Furcht auf seinen Tod drangen, so ward ihnen die Erweckung eben dieser Furcht bei den nicht völlig eingeweiheten das Mittel, diese Hinrichtung beschließen zu lassen. Alle mögliche Schreckensmittel wurden angewandt, um sich der Stimmenmehrheit zu versichern. Mit Zittern und Schluchzen stimmten verschiedene Deputirte für den Tod, weil sie das Messer der Guillotine schon über ihren Nacken sahen. Andere hatten versprochen, für den Tod zu stimmen: aber die Sinnen versagten ihnen in dem entscheidenden Augenblick. Ein Nachbar beugte sich zu ihnen, um ihre Rede zu vernehmen, und rief in ihrem Namen la mort. Bei dem allen konnte man nicht die Mehrheit hervorbringen, welche das Gesetz sonst zu einem jeden Todesurtel im allgemeinen erfordert. Der Präsident vermogte, ungeachtet einer offenbaren Betrügerei bei Aufzählung der Stimmen und ungeachtet er einige eingelegte Protestationen und nachgesandte Stimmen unterschlug, nur eine Stimmenmehrheit von 5 herauszubringen. Und

diese fand man hinreichend, um den einst angebeteten Monarchen zum Schafot zu führen.

Alle Verschwörungen gegen die Republik, wovon man nachher gefabelt hat, waren immer nur gegen die siegende Parthei gerichtet. Es waren Versuche, die jedesmalige Regierung zu verändern, ohne einmal ihre Form im wesentlichen umzuschaffen. Seit dem Tode des Königs gab es, die Vendee ausgenommen, keine wahre Royalisten. Die Vendeer waren Royalisten, ohne ein bestimmtes Subjekt für den Thron zu bestimmen, aus Haß gegen die herrschende Parthei, aus Anhänglichkeit an ihre Religion, vielleicht auch aus Begierde, den Tod des Königs zu rächen. Alle andere angebliche Royalisten wünschten eine Veränderung, aber ohne gerade die Monarchie herstellen zu wollen, viel weniger noch über die Person einverstanden zu seyn, welche den Thron wieder besteigen sollte. Alle nachherigen Auftritte der Revolution waren bloße Intriguen einer Parthei gegen die andere. Die siegende Parthei behauptete, daß sie allein die ächt republikanische wäre. Sie beschuldigte ihre Gegner, daß sie sich gegen die Republik verschworen hätten, weil sie an ihrer statt herrschen woll-

ten. Gewöhnlich erhielt dann diese Verschwörung den verhaßten Namen des Royalismus, der unter allen die größte Furcht bei der zahlreichen Menge derer erwecken mußte, die nun einmal dabei interessirt waren, daß Monarchie, Adel und Geistlichkeit nicht wieder hergestellt würden.

Unter allen Partheien, die sich republikanisch nannten, meinten es nur die Girondisten aufrichtig mit der Republik. Die Häupter scheinen, wenn sie fehlten, doch grossentheils aus guter Absicht gefehlt zu haben. Sie glaubten nemlich nach dem 10. August, woran sie keinen Theil hatten, daß die Monarchie nicht ohne größere Unzuträglichkeiten sich wieder herstellen ließe. Daher wollten sie eine Republik; aber eine föderative Republik, nach dem Muster der vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie wünschten den angefangenen Krieg schnell zu beendigen. Jetzt ist es ausgemacht, daß die nachmaligen Mörder des Königs diesen Krieg hervorriefen, um Gelegenheit zu seiner Entthronung zu finden. Sie machten sich in der Folge einer gegen den andern vor der Tribüne ein Verdienst daraus — und sie schämten sich nicht, dem verleiteten König bei seinem Prozeß

ge-

gerade diesen Krieg als ein Hauptverbrechen zur Last zu legen. Damals freilich drangen auf den Krieg auch verschiedene, die nachher zu den Girondisten gehörten. Unter diesen ist Brissot einer der bekanntesten und einer der wirksamsten. Wahrscheinlich verführte sie ein leidenschaftliches Vorurtheil, wovon sie zu spät zurückkamen. Denn eben der Krieg gab der Parthei, welche die Girondisten besiegte, die Mittel in die Hände, die Gährung bei dem pariser Pöbel hervorzubringen, durch deren Hülfe fast alle einzelne Begebenheiten der Revolution bewirkt wurden. Die Girondisten fielen; großentheils Opfer eines schmälichen Todes, beweint von der überwiegenden Mehrheit der Nation. Ihr Fall ist ein redender Beweis jenes Satzes, daß Kühnheit im Angriff in der Revolution hauptsächlich entscheidet. Unleugbar gehörten zur Parthei der Girondisten die meisten von den ausgezeichneten Männern, die noch im Convent saßen. Das Uebergewicht der Talente war ganz auf ihrer Seite. Man hörte seit ihrem Sturz keine Reden mehr, wie die vorigen: der aufmerksame Beobachter entdeckt leicht in den späteren Verhandlungen die Leere, die von der Abwesenheit hervor-

stechender Mitglieder zeugt. Auch ihren Absichten ließen jetzt alle Partheien Gerechtigkeit widerfahren. Gleichwohl fielen sie. Denn sie wollten nur Ruhe und Ordnung: sie hatten kein bestimmtes Ziel ihrer Thätigkeit. Sie glaubten sich sicher bei ihrem Bewußtseyn; sie baueten auf den guten Geist des Volks. Aber sie bedachten nicht, daß mehrere von ihnen diesen Geist ehedem mit verderben halfen; daß sie mit dazu beitrugen, ihn in jenen Zustand von Gährung zu versetzen, wo er für jeden Anstoß blinder Leidenschaft empfänglich war. Ihre Gegner überwältigten sie, nicht durch größeres Talent, oder durch die Zahl ihrer Anhänger, oder durch die Meinung von ihren ächtrepublikanischen Gesinnungen: sondern blos durch einen kühnen Angriff, der im Stillen vorbereitet ward und jene traf, ehe sie sich dessen versahen.

Nach dem Fall der Girondisten herrschte die siegende Parthei durch das so genannte Schreckenssystem. Man kann es nicht anders beschreiben, als den fürchterlichsten, unbeschränktesten Despotismus, der je in irgend einem Staate statt fand. Was man von dem Despotismus der orientalischen oder der barbarischen Staaten

erzählt, ist nicht mit diesem Despotismus bei einer der gebildetesten und aufgeklärtsten Nationen Europens zu vergleichen. Dort trifft der Despotismus immer nur einzelne Opfer. Die Regierung ist im Ganzen milde und gerecht. Auch wird gewissermaaßen der Despotismus geheiligt durch Religionsgrundsätze, die den Gehorsam mit der Sorgfalt des Menschen fur seiner Seelen Wohl in Verbindung setzen. In Frankreich war der Fall umgekehrt. Hier traf der eiserne Arm der Regierung, die durch Schrecken herrschte, tausende, ohne daß man auch nur eine andere Ursache ihres Todes wußte, als die Anzeige eines Mitgliedes der herrschenden Parthei. Es galt nicht blos das Leben oder das Vermögen eines Einzelnen: alle möglichen Gegenstände menschlicher Lüste und Begierden gehörten der herrschenden Parthei, sobald ihr Wink sie heischte. Kein Eigenthum war heilig, keine Person sicher, kein Grundsatz der Gerechtigkeit oder der Billigkeit fest und unwandelbar. Alles konnte die Regierung in Requisition setzen: sie konnte die Preise aller Dinge bestimmen, und ihre Taxen durch das Blut der Verkäufer besiegeln. Was sonst alle Regierungen gegen die Gewalt der

Menge kräftiger schützt, als alle Bayonetten — die Religion und die Furcht vor Strafen der Ewigkeit — das verachtete sie. Nicht genug, daß sie die Religion nicht ehrte, nicht schätzte, nicht wenigstens zuließ — sie feindete sie an, bestritt sie, rottete sie aus mit Feuer und Schwerdt. In allen unseligen Religionskriegen, welche die Welt seit Jahrtausenden kennt, hielt doch immer eine Religionsparthei der andern das Gleichgewicht. Der Enthusiasmus bauete auf der einen Seite auf, was er an der andern zerstörte. Aber nicht so unter der Schreckensregierung. Die Millionen, die Frankreich bewohnen, sollten durchaus keine Religion haben: man verfolgte und quälte sie, bis sie, um ihr Leben und die Ueberbleibsel ihres Vermögens zu retten, wenigstens öffentlich sie verleugneten. Wer kann es ertragen, den Blick auf die hunderttausend unglücklichen Geistlichen zu werfen, die das eigentliche Schlachtopfer dieser Wuth wurden. Mögen immerhin manche unter ihnen seyn, die der Republik feind waren, und der alten Ordnung eifrig anhingen. Sie hatten Ursache genug dazu, wenn wir ihnen nicht eine Tugend zuschreiben wollen, welche das Maaß menschlicher

Vollkommenheit weit übersteigt. Und dennoch litt die große Mehrheit auch in dieser Rücksicht unschuldig. Bei weitem die meisten von ihnen waren weder der Kirche noch der monarchischen Verfassung so eifrig zugethan, daß sie nicht ruhige Bürger in der Republik geworden wären, hätte man nur ihnen Frieden und Ruhe gegönnt, nur ihren nothdürftigen Unterhalt, und die Freiheit, ihren Glauben und ihr Gewissen für sich zu behalten. Aber auch das sollte nicht seyn. Sie mogten noch so tadelfrei sich betragen, noch so unleugbare Bürgertugend üben: ihr ehemaliger Stand war Grund genug, sie zu verdammen, und jede Widerwärtigkeit, jede üble Laune der herrschenden Parthei auf sie zurückfallen zu lassen.

Vielleicht sollte man glauben, daß nur bitterer Haß gegen das Christenthum bei den sogenannten Naturalisten diese grausame Stimmung hervorbringen konnte. Aber nein! die Annalen der Schreckensregierung sind voll von ähnlichen Auftritten, wo von der Religion und ihren Dienern ganz und gar nicht die Rede war. Ich will auch nicht von den Noyaden in Lyon reden, wo Carlier, ein Ungeheuer, wie der

Erdboden es selten trägt, erst seine viehische Lust befriedigte, und dann die unglückliche von ihm durch ein falsches Versprechen betrogene Geliebte mit ihrem Verlobten nackt zusammen gebunden, ersäufen ließ — man könnte doch sagen, daß diese Greuel eines einzelnen Bösewichts übersehen wären in dem Taumel der Leidenschaft, welche diese den Girondisten ergebene Stadt gegen sich erregt hatte. Aber wie soll man die einzelnen Züge planloser Grausamkeit erklären, die man Ihnen aus jenem Zeitraum bei hunderten anführt, ohne Ihnen eine andere Ursache zu nennen, als wilde Leidenschaft, oft auch nur Laune eines der Häupter des fürchterlichen Berges?

So kam einst der berüchtigte St. Just, ohne erkannt zu seyn, auf einem Dorfe in der Nähe von Paris in ein Wirthshaus, wo er zu essen begehrte. Wie er durch die Küche ging, sah er einen welschen Hahn am Spieß. Der Wirth brachte ihm auf seinem Zimmer zu essen, was das Haus vermogte: aber der welsche Hahn war nicht unter den aufgetragenen Speisen. St. Just forderte Geflügel. Als der Wirth versicherte, daß er keins habe, erinnerte ihn

jener an den welschen Hahn. Der Wirth erwiederte, dieser Hahn wäre das Eigenthum eines Bürgers, der den mittlern Stock in seinem Hause bewohne, er könnte also ohne seine Genehmigung nicht darüber disponiren. St. Just verlangte, er müßte diesen Bürger bitten, daß er ihm den Hahn für einen Fremden überließe. Als diese Bitte nicht erfüllt ward, gebot St. Just aufgebracht dem Wirth, seinem Miethsmann zu sagen, daß ein Repräsentant der Nation den Hahn gegen Bezahlung von ihm fordere. Zitternd kam der Wirth mit der Antwort zurück; Der Bürger wolle seinen Hahn behalten, und wüßte nichts von einem Gesetz, das einen Volksrepräsentanten berechtigte, ihm sein Eigenthum, wenn gleich gegen Bezahlung, abzufordern. Nun verließ St. Just, ohne zu speisen, wüthend das Haus. Er eilte auf eine benachbarte Municipalität, und fertigte einen Befehl aus, welchem zufolge der Eigenthümer des Hahns als schlechter, gegen die Repräsentanten des Volks conspirirender Bürger sogleich guillotinirt ward.

Wahrlich, mein Freund, wenn wir solche Greuel hören, so fragen wir uns staunend: wie

ist es möglich, daß die Nation sie duldete? Angenommen, daß sie auch unter der Monarchie statt fanden, so wagte doch niemals weder der Monarch, noch sein Minister, auf eine solche Weise boshafte Launen zu befriedigen. Man sollte daher glauben, daß die Nation, welche die monarchische Verfassung als den Volksrechten widersprechend abgeschafft hatte, in dem noch fortdauernden Zustande der Gährung diese öffentliche Hohnsprechung gegen alle politische und moralische Tugend am wenigsten ertragen würde. Allein so groß ist die Macht der Inertie, daß das Uebel eine gewisse Ausdehnung erreichen muß, ehe das Volk selbst Hülfe schafft. Der Schlachtopfer müssen schon viele seyn, die Kunde der Frevel muß schon das Land erfüllen, ehe hie und da ein Einzelner aufsteht, Rache zu üben. Marat hatte sein Unwesen schon lange getrieben, ehe Charlotte Corday, von republikanischem Enthusiasmus erfüllt, die Welt von ihm befreiete. Auch fiel während des Schreckenssystems die Hand der Machthaber so gewaltig auf die, welche Widerstand leisteten, daß die Furcht jedes einzelnen für sich dem allgemeinen Unwillen und Abscheu lange die Wage hielt.

Wie wären sonst die zahllosen Hinrichtungen in Paris möglich gewesen; wie die Noyaden in Lyon und so manche andere Schandthaten en masse? Man wußte doch, daß höchstens 10 oder 12 Bösewichter vom ersten Range die Triebfeder der Maschine waren, und daß der ganze Haufen der Volkspeiniger nur ihrem Wink, öfterer ihrem vermutheten Wunsch, nicht eigenem Antrieb folgte. Ja was noch unerklärbarer seyn würde, man kannte namentlich den Urheber jedes glänzenden Verbrechens: jeder verfolgte und beleidigte Privatmann war also sicher, seine Rache auf das rechte Ziel zu lenken. Sie hatten es gar nicht hehl, aus welchen Gründen ihre Handlungen flossen: man sprach darüber mit einer Schaamlosigkeit, die eben so sehr Schauder erregt, als die That selbst. Ich habe hier eine kleine Schrift gelesen *), worin die auffallendsten Frevelthaten bei jedem, der sich in jener Zeit auszeichnete, namentlich angezeigt sind;

*) Manuel des electeurs in 8. Es ward zu Paris 1797 gedruckt, um, wo es noch nöthig wäre, die übrig gebliebenen Terroristen, wie man sie nennt, völlig zu entlarven und von den Wahlen zu entfernen.

hier erscheinen Männer, die jetzt einen ganz andern Charakter behaupten, in der abscheulichsten Gestalt. Wenn ich auch annehme, daß manche Uebertreibung mit eingelaufen sey, so bleibt doch leider Wahrheit genug übrig. Rechnen Sie dazu die größere Sammlung, zum Theil aus Actenstücken, unter dem Titel: Crimes de la Revolution; ferner die Actenstücke in Carliers Prozeß, in dem der Anhänger Robespierre's, und einige andere unter Autorität der Regierung bekannt gemachte Berichte — und Sie werden mir einräumen, daß wir Materialien zu einer Geschichte dieser Zeit besitzen, die, einst von einem Tacitus bearbeitet, jenes Gemälde des Römers in der Scheußlichkeit des Gegenstandes noch weit hinter sich läßt.

Bei dem allen ist es sehr wahrscheinlich, daß die französische Republik ohne das Schreckenssystem niemals Festigkeit erlangt hätte. Die republikanische Verfassung war zu fern von dem Geist der Nation, und zu vielen Feinden im Innern des Reichs und im Auslande ausgesetzt, um ohne Anstrengungen begründet zu werden, die ganz außerhalb dem gewöhnlichen Kreise der Dinge lagen. Zu diesen Anstrengungen führte

das Schreckenssystem. Es ist wahr, die Nation hat überhaupt vielen Enthusiasmus: sie gab schon öfterer Beweise von dem, was sie vermag, wenn sie sich ihm überläßt. Man weiß, wie sehr sie Ludwig 14. unterstützte zu einer Zeit, wo er gewiß nicht geliebt war, weil er die grandeur du nom françois vor sich zu stellen wußte. Allein dergleichen Spannungen waren immer nur von kurzer Dauer. Jetzt galt es einen langen, anhaltenden Kampf, dessen Erfolg ungleich mehreren Schwierigkeiten ausgesetzt war. Ferner war in jener Zeit das Reich innerlich ruhig; man kann sagen einig. Nun hingegen war es auf die grausamste Weise zerrüttet. Ein zahlreicher Theil der Bürger kämpfte wirklich gegen die Regierung: von den übrigen war die überwiegende Mehrheit der Sache abgeneigt, für die sie sich aufopfern sollte. Endlich waren die Beschwerden, denen sich jeder einzelne unterziehen mußte, die Entbehrungen, die er zu erdulden hatte, jetzt an sich von ungleich größerem Umfange. Unter diesen Umständen konnte vielleicht nur Gewalt das möglich machen, was der Wohlfahrtsausschuß seit dem Fall der Girondisten wirklich ausführte. Nur unwiderstehlicher Zwang konnte

wider den Willen der Nation zahlreiche Armeen in das Feld stellen, die unermeßlichen Summen zu ihrer Unterhaltung im Lande oder an den Grenzen aufbringen, die ganze innere bürgerliche und kirchliche Einrichtung umstürzen, bei einem fast gänzlichen Verfall der Indüstrie und des Handels einen gewissen Grad der öffentlichen Ruhe und Sicherheit aufrecht erhalten, und das Feuer der Empörungen und des Bürgerkrieges, wo es sich auch nicht dämpfen ließ, doch in gewisse Grenzen beschränken, über die es niemals hinausschritt.

Durch diesen Zwang allein wirkte die Regierung. Wenige eingeweihete hielten die Enden der Kette: die Glieder waren alle, mehr oder weniger Maschinen, die den Druck empfingen und verbreiteten, der von oben herab kam. Vielleicht sollte man glauben, eben eine solche Regierung habe vor andern geschickter und treuer Beamten bedurft. Nichts weniger. Frankreich hatte in der inneren Verwaltung niemals so unwissende und unmoralische Beamte, als während dieser Epoche. Republikanischer Sinn und Energie, das heißt, blinde Unterwürfigkeit gegen die despotische Regierung und pöbelhafte Grobheit

gegen alle Mitbürger waren die Eigenschaften, wodurch sich die Diener des Staats auszeichnen mußten. Ich habe eine Charakteristik der Amtsberichte gesehen, die blos aus authentischen Dokumenten zusammengetragen ist. Wäre die Wahrheit dieser Anekdoten nicht über allen Zweifel erhaben, so würde man sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in Frankreich zumal, nicht für möglich halten. Man weiß nicht, ob man mehr erstaunen soll über die Gewaltthätigkeit der Maaßregeln, oder über die bald unvernünftige, bald grausame Art der Ausführung, oder über die sichtbare Bosheit der gepriesensten Werkzeuge der Regierung, oder über die gänzliche Unwissenheit derer, die entfernteren Theil an der Ausübung der Regierungsrechte nahmen. Zur Probe muß ich Ihnen doch, mit Moser zu reden, ein Kabinetsstück geben.

Letellier, Professor der Humanioren an dem ehemaligen Collegium der vier Nationen, ward bei dem revolutionären Ausschuß von der Sektion de l'unité angeklagt, weil er seinen Schülern die Reden des Cicero gegen den Catilina erklärt habe. Catilina's Namen hatten vielleicht einige Mitglieder gehört, als den Na-

men eines Volksmannes. Der Professor ward von dem Ausschuß darüber zur Rede gestellt, daß er den Geist seiner Schüler durch aristokratischen Unterricht vergifte. In seinem höchsten Erstaunen übergab dieser dem Präsidenten die Reden, um sich selbst daraus von dem Ungrund der Anklage zu überzeugen. Aber der Präsident konnte zum Unglück nicht lesen. Sein Nachbar verstand nicht lateinisch. Dieser ergriff also ein unfehlbares Mittel, ihre Unwissenheit zu verbergen. Mit Ungestüm warf er das Buch hin und schrie, daß Cicero ein Gegenrevolutionär gewesen sey, der nur lateinisch geschrieben habe, um seine verdächtigen Absichten desto besser zu verbergen. Nothwendig mußte Letellier nun Mitschuldiger seyn. Der Ausschuß beschloß also, daß er an das Revolutionstribunal sollte. Dabei blieb es indeß nicht. Der Schall „Gegenrevolutionär“ entflammte die ganze Versammlung. Ein Mitglied vergaß in diesem Eifer, daß Cicero vielleicht schon gestorben wäre. Es versicherte auf seine Verantwortlichkeit, daß er ausgewandert sey. Niemand wagte zu widersprechen. Und das comité revolutionaire ließ wirklich gegen den Cicero einen Verhaftsbefehl ergehen.

Von solchen Beamten läßt sich freilich keine rechtschaffene Amtsführung, kein fester und regelmäßiger Gang der Geschäfte erwarten. Man kann sagen, daß Leben und Schicksal jedes einzelnen in der Hand des Zufalls schwebte. Die Laune eines Berghaupts, und oft die seiner Subalternen war jetzt das wahre Organ des Fatums der Römer. Alles kam darauf an, es für sich zu stimmen. Wer durch einen glücklichen Einfall seinen Mann zu rechter Zeit zu fassen wußte, erhielt ohne Mühe, was sonst nur durch Mittel zu bewirken stand, die außer seiner Kraft lagen.

Einer von den ersten Gelehrten in Paris ward wie von einer unwillkürlichen Angst ergriffen, die ihm gebot, auf der Stelle zu reisen. Seine Frau mußte ihm in der Eile die nothwendigste Wäsche und Kleidungsstücke einpacken, und er verfügte sich sogleich nach seiner Section. Hier fand er eine Rotte nichtswürdiger, zum Theil böser Menschen bei der Flasche. Er begehrte dreist einen Paß, zu einer Zeit, wo man durchaus keinem, der nicht der herrschenden Parthei erklärt anhing, erlaubte, Paris zu verlassen. Das ungewohnte Gesuch erregte

Aufmerksamkeit. Indeß hieß man ihn niedersitzen, weil seine Art nicht mißfiel. Man bot ihm sogar ein Glas Wein. In dem Augenblick beschloß er eine List. Er kostete den Wein blos und setzte das Glas vor sich hin. — Findest Du den Wein nicht gut? — Nein. — Hast Du bessern? — Ja! ich will Euch senden, was ich habe. — Er schrieb einen Zettel an seine Frau um sechs Flaschen alten Mallaga. Der Wein kam bald an. Er schenkte ein, und der Wein fand großen Beifall. — Aber, Bürger, Ihr vergeßt meinen Paß. — Auf der Stelle. — Die Ausfertigung ward befohlen. Man fragte, auf wie lange Zeit er den Paß begehre? — Mit klopfendem Herzen, aber mit ruhiger Miene sagte er: auf ein Jahr. — Das ist zu kurz: setze zwei Jahre. — Ich lasse es mir gefallen. — Man setzte sogleich zwei Jahre. Dann fragte man, ob er jemand mitnehmen werde? Er wollte zwei Leute in seinen Diensten mitnehmen. Man sagte ihm, diese Bezeichnung wäre jetzt nicht üblich; man setzte an ihrer Statt zwei Freunde. Ja, um ihm alle mögliche Willfährigkeit zu beweisen, schrieb man sogar auf den Paß, er solle gut seyn, ohne weiter von Municipa-

cipalitäten und Beamten untersucht zu werden. — Nun verließ er mit kaum verborgener Freude den wackern Ausschuß bei den halb geleerten Flaschen. So schnell als möglich reisete er noch denselben Abend. Und seine Ahndung hatte ihn nicht getäuscht. Am folgenden Mittag kam die Wache, ihn zu arretiren. Man suchte ihn allenthalben: aber vergebens. Der Ausschuß konnte nicht begreifen, wo er geblieben wäre. Denn die Erlaubniß, die man ihm gegeben hatte, war längst vergessen: vielleicht erinnerte nur ein Zufall an seinen Namen.

Unter allen gewaltthätigen Schritten Robespierre's war keiner, der ihn so verhaßt machte, als die Art, wie er die Vernunftreligion an die Stelle der christlichen zu setzen suchte. Schon jene wüthende Verfolgung der katholischen Geistlichkeit hatte die Gemüther sehr aufgebracht. Die Wirkung blinder Leidenschaft war darin so sichtbar, daß auch diejenigen sie verabscheueten, die sonst dem geistlichen Stande nicht wohl wollten. Aber die Regierung ließ es nicht einmal dabei bewenden. Sie ging noch einen mächtigen Schritt weiter: sie unterdrückte die christliche Religionsübung mit Gewalt, ohne

eine andere positive Religion ihr unterzuschieben. Diesen gefährlichen Versuch hatte bisher noch niemand gewagt. Ueberhaupt scheint es eine sehr schwere Frage zu seyn, ob bürgerliche Ruhe und Ordnung ohne Zuthun einer positiven Religion bestehen könne. Ich gestehe Ihnen, ich bin geneigt, sie zu verneinen, ob ich gleich den Gründen, welche die Religion als einen dem Staat fremden Gegenstand darstellen, ihr Gewicht an sich nicht absprechen will. Aber davon bin ich fest überzeugt, daß verständige Männer, welche auch in jenem Punkt anderer Meinung sind, dennoch niemals einer Regierung rathen würden, eine einmal bestehende Religion plötzlich und gewaltsam auszurotten, zumal, wenn sie kein ähnliches Mittel zur Moralität des großen Haufens an ihre Stelle setzen. Die größte Verderbtheit der Sitten, die gänzliche Vernachläßigung der Erziehung, die gefährlichste Stimmung der Anarchie, sind die unmittelbaren Folgen eines solchen Schritts. Dieß bestätigte die Erfahrung schon in der kurzen Zeit, da das französische Volk mit Gewalt seine Religion aufgeben mußte. Und dennoch konnten die Folgen bei weitem nicht allgemein sichtbar werden, weil

ein großer Theil der Nation noch immer widerstrebte, und weil manche dieser Folgen erst bei der Jugend eintreten, die selbstständig zu handeln anfängt. Robespierre fühlte dieß. Er sah ein, daß er zu weit gegangen wäre. Aber das Mittel, was er wählte, das Uebel zum Theil wieder gut zu machen, war nicht minder schädlich. Er warf sich selbst gewissermaßen zu dem Stifter einer neuen Religion auf. Mit lächerlicher Eitelkeit proclamirte er die existence de l'etre suprême, und mit seiner gewohnten Herrschsucht führte er den neuen Kult durch alle Mittel ein, die ihm zu Gebot standen. Dadurch trieb er die Erbitterung bei der unendlich größeren Mehrheit der Nation auf das höchste. Hatte sie mit tiefem Schmerz der Verschließung der christlichen Tempel zugesehen, aber doch schweigend zugesehen, und in der geheimen Hoffnung einer bessern Zukunft; — so ging sie jetzt zur Wuth über, da sie Robespierre's Gott auf den Altären des Gottes der Christen verehren sollte. Es mußte in der That für das menschliche Gefühl selbst empörend seyn, daß dieser Usurpator, dessen Hände unaufhörlich in Blut trieften, unter dessen Schutz alle Laster thronten,

nun dem von ihm gemißhandelten Volke eine Religion vorschreiben wollte. Ein solcher fast unbegreiflicher Uebermuth machte das Maaß seiner Verbrechen voll: und er wäre wahrscheinlich in kurzem durch die Hand des religiösen Enthusiasmus gefallen, wenn ihn nicht früher noch eine politische Intrigue gestürzt hätte.

Ich sage eine politische Intrigue: denn wie wollen Sie den Bund einiger Männer nennen, die bisher mehr oder weniger mit ihm einverstanden gehandelt hatten, und jetzt gegen ihn aufstanden, weil sie fürchteten, selbst das Opfer seiner Wuth zu werden, die sich noch immer gegen jeden erhob, der irgend auf die Menge wirken konnte? Wahre republikanische Tugend, wohlthätige Gesinnungen für die Nation, durfte man auch bei ihnen nicht erwarten. Sie waren vielleicht nicht besser, als Robespierre; nur erschienen sie minder strafbar, weil sie nicht so wie er hatten wirken können. So hat man mir unter seinen damaligen Gegnern Barrere, als den gerechten Gegenstand des allgemeinen Abscheues genannt; als einen verächtlichen Menschen, der jeder herrschenden Parthei niederträchtig schmeichelte, um mit ihr zu herrschen, und

der erste war, sie zu verrathen und anzuklagen, wenn er fürchtete, daß sie sich nicht länger halten könnte. Auch ist es mit Robespierre's angeblichem Verschwörungsplan, wie mit allen andern Verschwörungen seit der unglücklichen Nacht vom 4. auf den 5. August 1789 in der constituirenden Versammlung. Das wahre Verbrechen der Verschwörer ist, daß sie herrschten, und denen im Wege standen, die sie verdrängten. Ihre anerkannten Schandthaten wurden nur aufgedeckt, um ihre noch übrigen Anhänger außer Stand zu setzen, ferner etwas zu unternehmen: die Verschwörungsplane, die man ihnen zuschrieb, waren ein eitles Blendwerk, um die Neugierde des pariser Volks zu beschäftigen, und seine Aufmerksamkeit von den nächsten Schritten abzuziehen, welche die Sieger thaten, um jener Stelle mit Erfolg einzunehmen. Wohin eigentlich Robespierre's Absicht ging, ist noch nicht aufgeklärt. Er hatte keinen Vertrauten: nicht einmal sein Bruder wußte um seine Plane. Indeß scheint es ausgemacht, daß er nicht das Ziel seiner Laufbahn erreichte. Er näherte sich jetzt der Katastrophe, die ihn dazu führen sollte. Seine Gegner sahen, daß er einen

großen Streich vorbereitete. Sie wußten nicht mit Gewißheit, worauf er gerichtet wäre: aber jeder fürchtete für sich, weil eine solche Begebenheit immer bedeutende Opfer erforderte. Darum kamen sie ihm zuvor. Robespierre fiel nicht, weil sie ihm an sich überlegen waren, sondern durch die natürliche Wirkung eines kühnen, unerwarteten Angriffs. Er hatte neuerlich keine auffallende Verbrechen begangen. Aber das Andenken an die vorigen lag so schwer auf ihm, sein großer Fehler in der Religionsangelegenheit hatte besonders das Volk so gegen ihn aufgebracht, daß ihm jetzt die Hülfe fehlschlug, worauf er sonst mit Erfolg rechnen konnte. Er fiel, wie so mancher Verbrecher vom ersten Range, in dem Augenblick, wo er nur noch ein Ereigniß abwartete, um mildere Grundsätze zu üben. Wahrscheinlich wollte er sich zum Protector der Republik aufwerfen, und seine Regierung durch einen allgemeinen Frieden befestigen, der alle auswärtigen Verhältnisse ungefähr auf den vorigen Fuß gesetzt hätte. Man hat ihn daher mit Mirabeau verglichen. Dieser starb, als er die Monarchie herstellen wollte, die er gestürzt hatte: jener, als er dem Lande Ruhe und Frie-

den wiedergeben wollte, die durch ihn mehr, als durch jemand vor ihm, gestört waren. Ihr Talent, ihr Charakter, ihre Entwicklung waren freilich sehr verschieden; aber ihre Laufbahn hatte in der That viele Aehnlichkeit. Robespierre ward im Anfang der Revolution kaum bemerkt: glänzendere Männer verdunkelten ihn. Er hob sich erst auf ihrem Grabe, wie die Sichel der Revolution schon die talentvolleren Mitglieder der Nationalversammlungen abgemähet hatte. Desto mehr ist es zu bewundern, wie dieser, in keiner Rücksicht ausgezeichnete Mann, hauptsächlich durch glückliche Kühnheit einen Gipfel der Macht ersteigen, und ziemlich lange behaupten konnte, den vor ihm und nach ihm niemand erreichte. Und nicht minder wunderbar scheint mir die Geschichte seines Falles; denn wir sehen keine bewegende Kraft, von der sich ein solcher Erfolg vermuthen ließ. Vielleicht erhalten wir einst auch hierüber noch nähere Aufschlüsse: bis dahin müssen wir uns begnügen, die einzelnen Umstände dieser großen Begebenheit so sorgfältig, wie möglich, zu sammlen und zu vergleichen. Ich weiß gewiß, mein Freund, daß es Sie sehr interessiren wird, wenn ich Ihnen in

meinem nächsten Briefe eine genauere Erzählung mittheile, die ich aus dem Bericht zweier glaubwürdigen Zeugen zusammenziehe. Beide waren Augenzeugen; der eine als Mitglied des Konvents, der andere als eingeladener Zuschauer. Beide stimmen in allen wesentlichen Punkten überein, ob sie gleich jeder seine Ansicht hatten: auch sprachen beide mit gleicher Empfindung von diesem Tage, den sie den größten Tag der Republik nannten.

## VIII.

Rastadt, den 12. Febr. 1798.

Am Tage vor seinem Falle hielt Robespierre eine heftige Rede in dem Konvent, die seinen Gegnern das Schicksal verkündigte, das ihnen bevorstand. Er führte darin die gewöhnliche Sprache: er wollte die Verschwornen anklagen. Man beschloß den Druck der Rede und die Sendung nach den Armeen.

Nach geendigter Sitzung las er seine Rede bei den Jacobinern. Diesen Schritt, den er selten that, hielten seine Gegner für ein Zeichen einiger Furchtsamkeit. Sie glaubten, daß er seiner Sache nicht gewiß wäre, und gleichsam Hülfe suchen wollte. Dadurch wuchs ihr Muth. Sie brachten die ganze Nacht in den Komité's mit Berathschlagungen zu.

Revolutionsverständige merkten an einer ängstlichen Verschlossenheit den ganzen Tag über, daß etwas Außerordentliches vor wäre. Doch wußten die Meisten nicht, was es eigentlich wäre.

Doch wußten die meisten nicht, was es eigentlich wäre. Selbst viele Deputirte wußten es nicht. Andere hingegen, die unterrichtet waren, luden ihre Bekannten ein, in den Convent zu kommen, und gaben ihnen zu dem Ende Deputirten-Charten. Ohne diese ward niemand eingelassen.

Robespierre und seine Anhänger hatten die Tribünen nicht vergessen. Sie waren besetzt mit einer Menge abscheulicher Gesichter. Es waren wohl zwei tausend Menschen; alle Robespierre eifrig ergeben, und gestimmt, alles zu wagen.

Die Gegenparthei hatte Mittel gefunden, die Wache zu verdoppeln. Man bewegte Thüriot, zu präsidiren. Er hatte eine gute Lunge, einen imponirenden Anstand, Gegenwart des Geistes, Routine in der Revolution: Eigenschaften, worauf es an diesem Tage sehr ankam.

Der sogenannte Berg war ganz verlassen. Alle saßen unter einander auf der Ebene. Robespierre's Parthei zunächst der Tribüne.

Robespierre kam früher, wie gewöhnlich; schon um zwölf Uhr. Er trat herein, gekleidet wie gewöhnlich, sehr elegant, seinen andern

Hut in der Hand, mit einer zuversichtlichen, aber doch unruhigen Miene. Es war, als wollte er sagen: ich erwarte eure Streiche: aber ich werfe euch zu Boden.

Kaum hatte er sich gesetzt, als ein Mitglied der Gegenparthei die Zurücknahme des Dekrets verlangte, das die gestrige Rede an die Armeen zu senden gebot. Sie ward nach einigen Debatten beschlossen.

Dieser Erfolg war das Signal des Kampfs.

Billaud de Varennes trat auf. „Es giebt ein Ungeheuer," sagte er, „das alles erdrücken will, das alle seine Pfade mit Blut bezeichnet, dem nichts wichtig, nichts heilig ist. Il est tems de devoiler le traitre: je denonce Robespierre."

Er redete stark, wahr, mit der Beredsamkeit, die aus dem Herzen kömmt, und an das Herz dringt. Niemand hatte geglaubt, daß er so reden könne: er war mager, schwindsüchtig, grämlich. Aber er redete auch im Angesicht der Guillotine. Er wußte, er würde Nachmittags um fünf Uhr guillotinirt werden.

Robespierre hörte ihn mit gewaltigem Zorn an. Seine Muskeln arbeiteten krampfhaft. Aber Zuversichtlichkeit blickte bei dem allen durch. Er schien seines Siegs gewiß zu seyn.

Er begehrte das Wort. Der Präsident, entschlossen es nicht zu geben, bewegte seine Schelle gewaltig. Die Tribünen machten schreckliche Bewegungen. Sie droheten auf die Versammlung zu stürzen. Aber der Präsident verlor nicht die Fassung. Er fuhr fort zu schellen. Man ließ mehr Wache herein kommen. Endlich drang seine Stimme durch.

„Du hast nicht das Wort, Robespierre: Elie Lacoste hat es."

Dieß war falsch. Elie Lacoste hatte ein Zeichen gemacht, als ob er reden wollte: aber er hatte sich nicht in der vorgeschriebenen Form gemeldet.

Gleichwohl behauptete ihm der Präsident das Wort. Er redete auch gut: aber nicht so, wie Billaud.

Als er fertig war, drang Robespierre mit grimmiger Gebehrde darauf, ihm zu antworten.

Allein jetzt stieg schon die Hoffnung seiner Gegner. Einer von ihnen rief ihm mit starker Stimme zu: Tu n'auras pas la parole; Tu l'as refusée à Danton.

Dieser Ausfall, dessen Wahrheit jedermann fühlte, that große Wirkung, gemäß dem Charakter einer Volksversammlung, zumal von Franzosen. Der Präsident klingelte wieder gewaltig. Er rief Tallien, der auch ein Zeichen gemacht hatte.

Nun hielt Tallien seine lange, heftige Deklamation gegen Robespierre. Sie machte auch großen Eindruck: doch war es eigentlich Billaud, der ihm den ersten Stoß gab.

Jetzt rief jemand aus dem Haufen: à bas le tiran. Dieß war nicht verabredet: es war die Wirkung eines plötzlichen Einfalls. Aber es that außerordentliche Dienste. Das Dekret seiner Arrestation ward in demselben Augenblick vorgeschlagen, gestimmt und geschrieben. Mit Zittern ging der Huissier auf Robespierre zu, es ihm einzuhändigen. Dieser machte durch einen Blick, daß er drei Schritte zurück wich.

Diesen Augenblick nutzte Robespierre, um sich des Worts zu bemächtigen.

„Der Berg ist ausgeartet," schrie er; „hier sitzen nur Schurken, Royalisten, Verschwörer. J'appelle au peuple françois. Voilà ses veritables représentans," sagte er, indem er mit einer gefälligen Neigung der Hand sich gegen die Hälfte der sogenannten Ebene zu seiner Rechten wandte.

So groß war das Gewicht des Mannes, daß diese Repräsentanten, so sehr sie ihn sonst verabscheueten, doch einen Augenblick standen und gleichsam wankten, ob sie ihn nicht in Schutz nehmen sollten. *)

Jetzt machten auch die Tribünen eine Bewegung wie Wellen, um sich vorzudrängen.

Allein der Präsident hielt alles zurück. Er lärmte mit seiner Schelle so stark, daß er Robespierre übertäubte. Dieß nannte man une veritable perfidie republicaine.

*) Ein höchst merkwürdiger Zug; sehr belehrend für jeden, der öffentlich auftritt.

Die Tribünen bewachte er dabei mit der größten Aufmerksamkeit. Er rief ihnen zu: der erste, der sich von seinem Platze rührte, würde hors de la loi gesetzt.

Durch diesen Erfolg angefeuert, gewissermaßen sicher, daß Robespierre nicht zum reden komme, schrieen darauf seine Gegner von verschiedenen Seiten: à bas le tiran! hors de la Salle!

Nun ward wirklich ein Dekret gegeben, ihn aus dem Saal zu bringen. Auch jetzt noch nahete sich der Huissier ihm mit Furcht.

Robespierre ging nach den Schranken zu. Er dachte sich dort zu vertheidigen. So aufgebracht er war, konnte man dennoch seiner Miene es ansehen, daß er seiner Sache gewiß war. Wirklich wäre auch der Erfolg zweifelhaft gewesen. Dieß wußten seine Gegner, und deswegen ließen sie ihn nicht zu Wort kommen.

Als er bei den Schranken stille stand, sah er sich in dem Augenblick umgeben, wo er seine Rede anheben wollte. Zehn bis zwölf Offiziere der Nationalgarde waren mit den verstärkten Wachen herein gekommen, um, wenn es nöthig

wäre, einen raschen Streich auszuführen. Sie drängten sich an die Schranken, ihn dort zu erwarten. Sobald er ihnen nahe kam, stellten sie sich mit einer geschickten Wendung um ihn; einige drängten sich zwischen ihn und die Schranken. So schoben sie ihn mit den Ellenbogen unter sich, in ihrer Mitte zum Saal hinaus. Wie er aus dem Saal war, brachte man ihn in einem Wagen nach einem Gefängniß. Hier wollten ihn die Aufseher nicht annehmen. Sie hielten seinen Sturz nicht für möglich, und fürchteten vielmehr einen Fallstrick von ihm oder seinen Anhängern.

Nachdem Robespierre so aus dem Saal gestoßen war, vertheidigte ihn sein Bruder mit vieler Geschicklichkeit. Der Konvent behauptete aber standhaft den gefaßten Beschluß.

Inzwischen bewegte seine Parthei, die schnell gewohnt war, ihre Maaßregeln zu nehmen, das Volk. Henriot, der Befehlshaber der bewaffneten Macht von Paris, sein treuer Bundesgenosse, bot alles auf, ihn zu retten. Er ward aus dem Gefängniß befreiet. Noch einmal kam er mit seinen Anhängern auf dem Stadthause zusammen.

Der Convent versammlete sich Nachmittags unter trüben Aussichten. Henriot drang mit seinen Konstabeln in den Saal. Er forderte mit Ungestüm die Zurücknahme des Anklagedekrets. Der Convent hatte keine militärische Hülfe. Eine furchtsame Bewegung schien sich zu verbreiten. Da rief, wie durch ein glücklisches Ungefähr, einer von Henriots Adjutanten: le Commandant est un des coniurés; il est hors de la loi. Henriot, wüthend und erstaunt im höchsten Grade, eilte aus dem Saal, um sich zu verstärken.

Nun faßte der Convent wieder Muth. Man gab im Taumel, ohne sich einmal die Folgen bestimmt zu denken, ein Dekret, das alle Häupter der Verschwörung und alle Mitglieder der Gemeine außer dem Gesetz erklärte. Die Deputirten schworen auf ihrem Platz zu sterben. Damals konnte es ihnen auch gleich gelten: sie wären alle gemordet, wenn sie untergelegen hätten. Die Entschlossenheit, die sie jetzt zeigten, rettete sie. Alle Zuschauer erklärten sich für sie. Der laute Zuruf des Beifalls ließ sie Unterstützung hoffen. Man ernannte 48 auserlesene Deputirte, die sich in alle Sectionen vertheilten.

Sie unterrichteten das Volk von dem, was vorginge, und ermahnten die Bürger von Paris, den Convent und die Republik zu retten.

Ein Huissier hatte das Herz, das Dekret, welches alle Mitglieder der Gemeine vogelfrei machte, auf den Tisch in dem Saal des Stadthauses zu legen. Er ward schrecklich gemißhandelt, aber doch nicht getödtet. Henriot, eben damit beschäftigt, die Gemeine und die zahlreichen Tribünen zu bearbeiten, ergriff das Dekret und verlas es. Mit der Geistesgegenwart eines wahren Verschwörers setzte er zu den Mitgliedern der Gemeine noch die Tribünen. Er hoffte, sie würden nun, da sie außer dem Gesetz wären, aufstehen. Allein er hatte falsch geschlossen. Die Tribünen berechneten sehr richtig, daß man sie nicht namentlich kenne. Sie liefen alle davon.

Nun war der bürgerliche Krieg in Paris erklärt. Henriot verließ mit seinen Anhängern das Stadthaus. Er zog seine Macht zusammen. Aber die Nationalgarde nahm größtentheils keine entschiedene Parthie. Nur ein kleiner Haufe sammelte sich um ihn. Mit diesem suchte er nach den Sectionen vorzudringen, die Robes-

pierre am treuesten anhingen. Die beiden Robespierre blieben mit einigen Vertrauten in einem Saal, der an den großen Saal des Stadthauses stieß. Hier machten sie ihre Plane, indem sie ängstlich Nachricht von dem Ausgang des Kampfs erwarteten.

Der Sieg erklärte sich bald für den Convent. Die meisten Sectionen nahmen seine Parthei; zahlreiche bewaffnete Haufen verbreiteten sich in die Distrikte, wo man sich für Robespierre zusammenrottete. Bald ward Henriot selbst mit den Soldaten, die er noch bei sich hatte, nach dem Grèveplatz zurückgedrängt. Leonard Bourdon rückte ihm nach, an der Spitze eines Detaschements der National-Gendarmerie. Nun waren die Anhänger Robespierre's eingeschlossen. Alle Ausgänge des Platzes wurden besetzt. Das Stadthaus selbst ward umringt. Die Häupter der Parthei flüchteten sich in das Stadthaus, vielleicht in der Hoffnung, dort an der Seite ihres Oberherrn Widerstand zu leisten; die übrigen suchten ihr Heil in der Flucht.

In dem Stadthause verbreiteten sie Angst und Verzweiflung. Je näher die siegende Schaar

des Conwents kam, desto mächtiger wirkte die eine oder die andere Leidenschaft.

Vielleicht hätte Henriot noch einen letzten Versuch gewagt. Aber Coffinal ergriff ihn in seiner Verzweiflung. Tu nous as tous perdu, coquin; tu ne resteras pas impuni, sagte er ihm, und warf ihn wüthend aus dem Fenster. Hier lag dieser Mann, vor dem so oft alle rechtschaffene in Paris zitterten, im Koth versunken, aus dem er sich wegen seiner Quetschungen nicht helfen konnte. So fand ihn ein Gendarme. Er ward hervorgezogen, und mehr todt wie lebendig auf den Karren gelegt, um zur Guillotine geführt zu werden.

Die beiden Robespierre befanden sich damals noch in demselben Saal. Man sagte ihnen, jetzt wäre alles verloren; das Haus wäre besetzt; schon kämen Gendarmen herauf, sich ihrer zu bemächtigen. Robespierre schoß sich sein Pistol in den Mund, in dem Augenblick, als zwei Gendarmen ihn ergriffen. Sein Bruder stürzte sich aus dem Fenster. St. Just und Couthon wurden gefangen. Lebas lag in seinem Blute.

Der ältere Robespierre hatte sich die Kinnlade zerschossen. Er konnte nicht reden: es ist aber ungewiß, ob die Wunde tödtlich war. Man brachte ihn in diesem Zustande in der Nacht vom 27. auf den 28. Julius nach den Thuillerien.

Er ward im Convent ausgestreckt auf einen Tisch gelegt. Hier betrachtete ihn jeder Vorübergehende mit verschiedenen Empfindungen. Sie glaubten alle, er sey todt. Ein Deputirter ging vorbei, und spie auf ihn, im Ausdruck des bittersten Unwillens. In dem Augenblick war es, als schlüge Robespierre zornig die Augen auf. Sein Charakter blieb sich getreu, bis an den letzten Hauch. Man hielt ihm ein Wachslicht unter die Nase. Nun sah er auf. Vielleicht fühlte er, daß er doch nicht länger den Scheintodten machen könnte; vielleicht ward ihm auch der Durst unerträglich. Er tauchte einen Schwamm in Wasser, und brachte ihn an den Mund, um sich etwas zu erquicken. Aber er vermied so viel möglich jede Bewegung, jedes Zeichen des Lebens, selbst des Schmerzens, wenn er sich bemerkt glaubte. Ein Glas Wasser stand in der Ecke; damals für ihn ein großes Gut. Ohne Zweifel hatte er es gesehen: aber er griff

nicht darnach, machte kein Zeichen, es zu begehren. Sobald der Tisch leer von Umstehenden war, richtete er sich auf, schob sich zu dem Glase, und trank es.

Nach mehreren qualvollen Stunden legte man ihn endlich auf den Karren. Als er nach der Guillotine gefahren ward, verhöhnte ihn eine unzählige Menge. Robespierre, der noch vor zweimal vier und zwanzig Stunden ganz Frankreich beherrschte, vor dessen Blick noch gestern Morgen alles zitterte, lag hier sprachlos mit Wunden bedeckt auf dem Karren der Missethäter, ohnmächtig, sich zu helfen, ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung. Man konnte ihm es ansehen, wie schwer dieser Gedanke auf ihm lag. Seine Augen spielten noch halb gebrochen: sie sprüheten noch Feuer und Wuth. So kam er Abends um 7 Uhr unter die Guillotine. Sein Kopf fiel unter einem fast allgemeinen Jauchzen.

## IX.

Rastadt, den 16. Febr. 1798.

Auch über den achtzehnten Fructidor (4. Sept. 1797), mein lieber Freund, habe ich hier interessante Anekdoten erfahren, die ganz das Gepräge der Glaubwürdigkeit an sich tragen.

Ohne Zweifel ist es Ihnen mit diesem merkwürdigen Tage gegangen, wie mir: Sie werden nicht an die royalistische Verschwörung geglaubt haben. Ich war noch in Kopenhagen, als wir die Nachricht bekamen; aber ich bezweifelte gleich die Wahrheit der Beschuldigung gegen Pichegrü, Barthelemy, Carnot und so manche andere, die sich als wahre und warme Freunde der Republik gezeigt hatten. Nach allem, was bisher von Verschwörungen bekannt geworden war, konnte man nicht füglich anders, als diese in eine Klasse mit allen vorhergehenden werfen. Nur darin unterschied sie sich von den übrigen, daß hier fast kein einziger angeklagt war, dem man auffallende Schandthaten vor-

werfen konnte; vielmehr schienen die angeblichen Verschwörer die allgemeine Stimme in hohem Grade für sich zu haben. Es war nicht zu verkennen, daß während des verwichenen Sommers gemäßigtere Grundsätze bei dem französischen Directorium und in der gesetzgebenden Versammlung die Oberhand gewannen. Viele strenge Verordnungen wurden aufgehoben; man zeigte allenthalben eine bestimmte Tendenz, die Uebel der Revolution theils zu heilen, theils vergessen zu machen. Von dieser erfreulichen Veränderung schrieb man eben den Männern das größte Verdienst zu, die jetzt als Verschworne gegen die Republik ungehört verurtheilt sind. Man mußte daher nothwendig geneigt seyn, die Revolution vom 18. Fructidor nur einer Intrigue der siegenden Parthei zuzuschreiben, welche vielleicht aus Eifersucht die bessere gestürzt hatte. So urtheilten wir damals in der Ferne. Und dieß Urtheil schien so lange bestehen zu müssen, bis wir unwiderlegliche Beweise von der Schuld der Angeklagten erhalten würden. Aber dergleichen Beweise sind freilich noch von keiner Verschwörung vorhanden; und ließen sich hier um so weniger vermuthen.

Diese Ansicht des achtzehnten Fructidors fand ich in Rastadt vollkommen bestätigt, theils durch einstimmige Berichte vieler unpartheiischer Augenzeugen, theils durch sichere Schlüsse aus der nachherigen Erfahrung.

Es herrscht in Frankreich nur eine Meinung über diesen Tag. Man bedauert die Schlachtopfer der siegenden Parthei: man wünscht sie sehnlich zurück: man verzweifelt, daß man sie nicht zur rechten Zeit unterstützte. Von ihrer Schuld ist nicht die Rede. Jedermann ist überzeugt, daß ihre Verschwörung nichts anders war, als Uneinigkeit mit denen, die jetzt herrschen. Jenen schreiben alle menschenfreundliche Absichten, Gerechtigkeit und Billigkeit zu: von diesen erwartet man Härte, Erpressungen, Verfolgungen. Jene werden betrachtet als die Urheber der schönen Hoffnungen des inneren und äußeren Friedens, die Frankreichs Horizont wieder zu erheitern schienen; diese, fürchtet man, werden die Zwietracht im Innern nähren, und den auswärtigen Krieg nicht aufgeben. Ueber die Proclamationen und Adressen des Directoriums wegen der strafbaren Entwürfe Pichegrü's und seiner Mitschuldigen spottet man laut genug, wo

man keinen Angeber fürchtet; Glauben finden sie bei niemand. *)

Jetzt sind auch die Mittel und die geheimen Triebfedern des achtzehnten Fructidors so bekannt, daß man schon daraus mit Sicherheit auf die Natur des Verbrechens der gestürzten Parthei schließen kann.

Diese revolutionäre Scene ward hauptsächlich durch die Armeen, oder vielmehr unter ihrem Schutz gespielt. Die eine Hälfte des Directoriums wußte die Generale für sich zu stimmen. Um Buonaparte zu gewinnen, brachte man Eifersucht gegen Pichegrü mit in das Spiel. Er und die übrigen wurden überredet, die verurtheilte Parthei wollte Frieden machen auf Kosten der Armeen. Niemand opfert gerne das Ansehen auf, dessen er einmal genoß. Daher

*) Auch die nachher, durch Moreau's Zuthun, bekannt gemachte Correspondenz des General Klinglin beweiset nichts, selbst wenn man annimmt, daß sie ächt wäre, ganz ächt in der Gestalt, wie sie nun gedruckt ist. Denn diese Correspondenz fällt in einen ganz andern Zeitraum, auf den die Verhältnisse im Jahre 1797 durchaus nicht passen.

die Bereitwilligkeit der Officiere, jene Adressen zu bewirken, die wenigstens bei der Gegenpartei Besorgnisse erregten. Nur Moreau wollte nicht in die Schlinge fallen. Deswegen fiel er auch in Ungnade. Selbst, die Bekanntmachung der Correspondenz, die er gefunden haben will, kann diesen Fehler nicht abwaschen; man muß ihn sehr nöthig haben, ehe man ihm wieder ein Commando giebt.

Das Geld, dessen man bedurfte, — denn wo spielte wohl eine revolutionäre Scene ohne Geld? — ward auf eine eben so ungerechte als schändliche Art herbeigeschafft. Der portugiesische Minister zahlte es, als Mittel seinen Frieden zu schließen. Er war auch geschlossen, wenn er geschwiegen hätte. Allein eine unvorsichtige Offenherzigkeit, vielleicht eine Ergießung der Freude über den glücklichen Erfolg, die freilich einem Minister am wenigsten zu verzeihen ist, kostete seinem Lande die Zurücknahme des Tractats, und ihm selbst einen langen, schimpflichen Arrest.

Die Hauptpersonen bei der Ausführung waren Militärpersonen, deren vornehmstes Verdienst in Kühnheit und Wildheit im Handge-

menge besteht. Buonaparte hatte ihnen einige dergleichen gesandt. Zur Verstärkung ward auf allen Fall jener Marsch einer beträchtlichen Anzahl Truppen auf Paris in der Stille veranstaltet, über welchen die gesetzgebende Versammlung so gerechte Klagen führte.

Dennoch war der Erfolg sehr zweifelhaft. Er ward nur durch die Kühnheit des Angriffs entschieden. Pichegrü bemühte sich vergebens, die beiden Directoren zu bewegen, ihren Feinden zuvor zu kommen. Nur eine halbe Stunde fehlte daran, so hätten Carnot und Barthelemy den Verhaftsbefehl gegen die drei andern Directoren unterzeichnet. Pichegrü übernahm die Ausführung. Aber durch Unschlüssigkeit ging der Augenblick verloren, der nie wiederkehrt.

Auch bei dem Angriff selbst gab besonders Augereau's Kühnheit den Ausschlag. Ungeachtet aller Anstalten des Directoriums, aller schon fertigen Proclamationen, aller Bestechungen, die unter den Grenadieren vertheilt waren — konnte niemand bestimmen, wohin sich der Sieg neigen würde, wenn Ramel, der Commandant der Grenadiere, Augereau's Aufforderung mit Kanonen, oder wäre er ihm nahe genug gewe-

sen, mit einem Säbelhieb beantwortet hätte. Aber da er sich von Augereau gefangen nehmen ließ, war freilich alles verloren. Die Deputirten, welche in dem Pallast der gesetzgebenden Versammlung überfallen wurden, konnten nicht anders, als sich ergeben: ihr Widerstand wäre Tollheit gewesen.

Carnot entkam glücklich. Er sah voraus, daß seine Parthei unterliegen würde, weil sie verabsäumt hatte, zur rechten Zeit anzugreifen. Daher hielt er es für besser, zu fliehen. Unter mancherlei Verkleidungen erreichte er die Schweiz. Er besaß eine besondere Geschicklichkeit darin, sich unkenntlich zu machen. Zu einem meiner Freunde kam er als ein reisender Handelsjude, und er wußte diese Person so täuschend zu spielen, daß sein Wirth in das höchste Erstaunen gerieth, als er hörte, daß er Carnot vor sich sähe. Sein Schicksal war auf alle Weise unverdient. Er war der Republik von ihrer Entstehung an immer sehr eifrig ergeben. *) Sie

*) Ich kann es mir aber bei dem allen nicht erklären, warum er in seiner bekanntgemachten Vertheidigungsschrift mit Affectation den stärksten Haß gegen Monarchien und Könige übers-

verdankt ihm besonders die Plane zu den glücklichsten Feldzügen, also großentheils ihre Existenz. Aber er ist freilich kein Freund der Anarchie und der Herrschaft des Pöbels. Wenn er unter dem Schreckenssystem Sitz in dem Wohlfahrtsausschuß nahm, so geschah es nur, um nicht ganz unwirksam zu bleiben. Er bekümmerte sich nur um die kriegerischen Angelegenheiten und nahm an anderen Vorgängen keinen Theil. Oft nutzte er auch die Gelegenheit, größeres Uebel abzuwenden, und pflichtete stets der gelinderen Meinung bei. Sollte der Krieg wieder ausbrechen, so, meint man, werde die Regierung ihn sehr entbehren. Zwar wird Carnot gewiß nie den Feinden der Republik seine Dienste widmen; dazu ist er zu fest, und seinem Vaterlande auch jetzt noch zu treu. Aber es wird schon fühlbar genug seyn, daß die Regierung sich selbst um seine Beihülfe gebracht hat.

Ueberhaupt sollte der achtzehnte Fructidor billig ein allgemeines Trauerfest für die französische

haupt äußert. Dieser Zug entspricht so wenig seinem Charakter und überhaupt dem eines verständigen Mannes, daß ich deswegen fast an der Aechtheit dieses Aufsatzes zweifle.

Republik seyn. Man kann sagen, daß die Republik an diesem Tage zu Grabe getragen ward. Die Constitution ist so offenbar verletzt, die Regierung hat durch die Verdammung einer beträchtlichen Anzahl Volksrepräsentanten, ohne sie einmal zu hören, eine solche schreiende Ungerechtigkeit begangen, daß ich nicht begreife, welchen rechtlichen Grund sie noch für die Fortdauer ihrer Gewalt anführen kann.

Auch ist es in Frankreich keine Heimlichkeit, daß sie jetzt blos auf Usurpation beruhet. Sie herrscht, so lange sie die Macht in Händen hat, sich zu behaupten. Nur durch diese Macht besteht sie; nicht durch das Gesetz oder durch den Willen des Volks. Durch das Gesetz ist sie nicht begründet, denn die Constitution war unleugbar für die Parthei, welche sie gestürzt hat. Das Volk verabscheuet und verachtet sie. Es ist nicht möglich, daß man in irgend einem Lande von der Regierung schlechter spreche, als in Frankreich. Nicht blos von den untergeordneten Werkzeugen spricht man so, auch von den Directoren selbst. Als das Dekret gegeben ward, welches neutrale Schiffe confiscirte, wenn sich englische Waaren darauf befanden, sagten die Pariser

ganz laut, man dürfe sich darüber nicht wundern, das Handelsinteresse der Nation auf die frevelhafteste Art hintangesetzt zu sehen, weil Director Merlin mit allen Kapern interessirt wäre. Beschweren Sie sich über die fast unglaublichen Mängel und Gebrechen aller Artikel, welche den Armeen geliefert werden, so verweiset man sie auf Director Newbel, der eine beträchtliche Summe von allen Lieferanten erhält. Wie ist es möglich, daß eine Regierung Liebe und Achtung genießen kann, der man solche Greuel zur Last legt? Und wie geneigt wir auch seyn mögen, an Uebertreibungen zu glauben, so ist es doch wohl ausgemacht, daß eine solche Volksmeinung niemals ohne Grund ist. Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit in Staatsgeschäften kann nicht verborgen bleiben, und mir ist nie ein Beispiel vorgekommen, daß man einen Minister in seinem Lande der Bestechung unschuldig angeklagt habe.

Eigentlich ist es nur die Uebersättigung des Volks in Revolutionen, was die jetzige Directorialregierung erhält. Man kann sicher behaupten, wenn jemals eine Begebenheit der Revolution der Neigung und dem Wunsch des Volks zu-

zuwider lief, so war es die Veränderung vom 18. Fructidor. Gleichwohl ist sie in der größten Ruhe vollzogen. Niemand hat sich der Regierung öffentlich widersetzt: niemand hat den Frevel auch nur zu tadeln gewagt, als der einzige Camille Jordan, einer der Proscribirten. Er schrieb in den ersten nachfolgenden Tagen aus einem Schlupfwinkel eine kurze Adresse an das Volk zur Rechtfertigung seiner Parthie, und übergab nachher eine ausführlichere Darstellung des Hergangs der Presse. Aber was hilft und was schadet diese Schrift? Nichts, wenn Sie von dem Einfluß auf die Staatsverwaltung reden. Man liest sie mit Interesse: man beklagt den Verfasser: man schimpft auf die Regierung. Aber die Regierung braucht sich nicht darum zu bekümmern: sie thut es auch nicht. Sie handelt so gewaltthätig, als es ihr nur immer in den Sinn kömmt: um solcher Ursachen willen findet sie nicht den geringsten Widerstand mehr.

Vergleichen Sie diese Apathie mit der Spannung in den letztern Jahren der Monarchie. Niemals sprach man von dem Hofe und den Ministern so durchaus herabwürdigend, als von der jetzigen Directorialregierung. Niemals konnte

man jenen eine Masse von Schandthaten vorwerfen, die mit denen der republikanischen Häupter auch nur zu vergleichen ist. Niemals durften jene sich solche gewaltsame Maaßregeln auf eine kurze Zeit erlauben, als die republikanische Regierung nun schon Jahre lang übt. Und dennoch welche gewaltige Wirkung hatten in den letzten Jahren der Monarchie die Schriften, worin die Regierung angegriffen ward? Die Flugblätter jener Zeit, die Vorstellungen der Parlamenter, ich bitte Sie, vergleichen Sie sie mit dieser Schrift von Camille Jordan, mit den Reden in dem Rath der Fünfhundert vor dem achtzehnten Fructidor. Was für ein Resultat erhalten wir! Aber gleichwohl blieben die letztern ohne alle Wirkung.

Wie können wir diese Verschiedenheit anders erklären, als durch die Abstumpfung des Volks durch die Revolution. So mancher edle Mann von hohem Geist, von lebhafter Einbildungskraft, von edler Wärme für Tugend und Menschenwohl — ist unter dem Schwerdt gefallen. Wahrlich auch in einem Lande vom ersten Range, auch in Frankreich, ist es fühlbar, wenn einige hundert solcher Männer in wenig Jahren weg-

gerafft werden: und dieß ist sicherlich die geringste Zahl, die wir annehmen können. Solche Männer waren es vor allem, auf die ehedem die Mißbräuche der Monarchie den tiefsten Eindruck machten. Sie wünschten eine Veränderung; sie bewirkten sie auch durch das Uebergewicht, was entschiedene Talente in dem Stande der Ruhe allemal haben. Aber sie fielen durch ihrer Hände Werk. Sie wurden unglückliche Opfer der Fehlgriffe in der Aeußerung ihrer Empfindungen. Sie verloren Leben oder Vaterland durch die nicht zu berechnenden Ergießungen eines Stroms, dessen mangelhafte Dämme sie unvorsichtiger Weise durchstachen, ehe sie dem neuen Damm hinlängliche Haltung geben konnten. Jetzt fließen unsere Thränen ihrem traurigen Schicksal, und nur leise und ungerne gestehen wir uns, daß es gar wohl hätte anders seyn können. Es wäre auch anders gewesen, hätten sie eine Erfahrung gehabt, wie wir jetzt sie vor uns haben. Vergniaud und Condorcet hätten gewiß nie für die Republik gestimmt, wenn ihnen ein 31. Mai und 18. Fructidor als möglich eingefallen wäre. Trauriges Loos der Menschheit, daß wir nur durch Irr-

thum zur Wahrheit gelangen, und nur klug werden durch die Fehler unserer vorzüglichsten Mitbrüder.

Verzeihen Sie mir diese Abschweifung, mein Freund. Ich fühle mich immer unwillkührlich hingerissen, wenn ich an das traurige Loos der großen Männer denke, die während der Revolution eines unnatürlichen Todes starben. Ihre Zahl ist so selten im arithmetischen Verhältnisse zu der Volksmenge: und in diesen wenigen Jahren fielen ihrer so viele in allen Fächern. Was wird es mich noch kosten, wenn ich in meiner Geschichte der französischen Revolution auf sie komme. Wie schwer wird es mir werden, mein lebhaftes Gefühl für Größe des Geistes und des Charakters so weit zu mäßigen, daß ich ihre Fehler nicht auf Kosten der historischen Treue verschleiere.

Hätten sie noch alle gelebt, diese Männer, so sage ich nur immer, so wäre der 18. Fructidor nicht möglich gewesen: wenigstens würde nicht die Regierung so ruhig, so ohne allen Widerstand die Früchte ihrer Usurpation ärndten. Aber wenn solche Stützen des Volks weggerissen sind, so ist es natürlich, daß die öffentliche Mei-

rung minder Kraft und minder Gewicht habe. Viele, die ihnen zunächst stehen, sehen auch mit Furcht auf ihr Schicksal. Wenn solche Männer unterlagen in ihren Bemühungen dem Vaterlande eine bessere Regierung zu verschaffen, was würde es jenen helfen, in ihre Fußstapfen zu treten, mit geringeren Hülfsmitteln, bei schwächeren Aussichten eines glücklichen Erfolgs? Gewiß halten dergleichen Betrachtungen manche ab, sich gegen die schreienden Gewaltthätigkeiten aufzulehnen, die sonst vor andern dazu geneigt seyn mögten.

Aber was bei weitem die stärkste Schutzwehr der jetzigen Regierung ist, was ihr zur wahren Egide wird, das ist ohne Zweifel das Andenken der vergangenen Leiden. Es ist die Revolution selbst, welche die revolutionäre Regierung auf ihrem usurpirten Throne erhält. Man vergleicht nun nicht mehr in Frankreich die Directorialregierung mit der monarchischen. Es ist nicht mehr die Frage davon, ob die sogenannte republikanische Freiheit und Gleichheit ein Gut sey, was der ohne Vergleich besseren Verwaltung aller inneren Angelegenheiten während der Monarchie die Waage halten könne: ob die Gewaltthätig-

keiten und Erpressungen des Directoriums von jenen der Gouverneurs in den Provinzen und der übrigen Kronbeamten übertroffen werden: ob Frankreichs Bewohner, überhaupt genommen, an Glück, Zufriedenheit und Bildung durch die Revolution bisher gewonnen haben oder nicht: ob die jetzige Regierung, ja die Constitution überhaupt wahrhaft republikanisch sind, oder ob nicht vielmehr die Directorialregierung eine wahrhaft monarchische, vielleicht despotische Regierung unter andern Formen sey, und die Constitution ein bloßes Schattenbild, wodurch man das Volk, nachdem es so lange sich mit republikanischen Ideen beschäftigte, zu unterhalten sucht. Von diesem allen ist jetzt die Frage nicht: diese Erinnerungen liegen schon zu fern von dem Gesichtskreise derer, welche die heftigen Erschütterungen der Revolution erlitten. Sie vergleichen nur den gegenwärtigen Zustand mit dem nächstvorhergehenden: die Directorialdespotie mit dem Schreckenssystem. Dann freilich finden sie ihre jetzige Lage erträglich, weil doch jetzt eine gewisse Sicherheit der Personen und des Eigenthums statt findet. Die Regierung läßt im Ganzen den Einzelnen Freiheit und Ruhe,

so lange sie sich in allen öffentlichen Angelegenheiten blos leidend verhalten. Dieser leidende Gehorsam wäre den Franzosen in den ersten Zeiten der Revolution unmöglich gewesen: eben der lebhafte, aufbrausende Charakter des Volks war eine der Haupttriebfedern der Revolution. Allein jetzt unterwirft man sich willig, wenn nur Sicherheit der Personen und ungestörter Genuß des Eigenthums der Preis der gänzlichen politischen Gleichgültigkeit ist. Der einzige Trost, der den Franzosen zu allen Zeiten wichtig war, ist auch jetzt die Ergießung der Empfindungen, die Mittheilung seiner Meinungen. Man verdammt die Regierung, witzelt über sie, und gehorcht, wie unter der Monarchie Jahrhunderte lang, bis zu auffallende Mißbräuche, in Verbindung mit manchen zufälligen Umständen die Revolution herbei führten. Und jetzt ist auch die Regierung klug genug, dem Volk jene Schadloshaltung ziemlich unbeschränkt zu lassen. Ich habe Ihnen schon erzählt, daß man in Frankreich unglaublich schlecht über die Regierung spricht. Anfangs schien mir dieß unerklärbar: jetzt nicht mehr, da ich über die Lage des Volks genauer belehrt bin. Die Regierung hat ihr

Ansehen, ihre Gewalt nun so fest begründet, daß sie von jenen strengen Urtheilen und Witzeleien nichts mehr zu fürchten hat. Sie thut also nach der gewöhnlichen Art der Menschen nicht mehr böses, ist nicht grausamer oder härter, als ihre Endzwecke nothwendig und zunächst zu erfordern scheinen. Der vollständigste Commentar darüber ist ihr Verhalten nach dem 18. Fructidor. Sie schloß den Jacobinerklub mit Gewalt, weil ihre Sicherheit es nöthig machte: aber sie verhängte nicht, wie ehemals, allgemeine Verfolgungen über alle, deren politische Meinungen ihr verdächtig genug seyn mogten.

So kann man sagen, das Schreckenssystem hatte den Despotismus der Directorialregierung. Die sicherste Stütze der jetzigen Regierung ist die Furcht vor der Wiederkehr der vorhergehenden. Darum erträgt das Volk so geduldig jede Veränderung der Personen, wie unangenehm sie ihm auch seyn mag, wenn nur das System im Ganzen dasselbe bleibt, wenn es nur keine Erneuerung der Noyaden und der Hinrichtungen in Masse besorgen darf. Daher rechnen die Anhänger der Bourbons, oder die sogenannten Royalisten, ohne Grund auf die Stimme des

Volks. Das Volk, es ist wahr, würde auch noch in diesem Augenblick, wenn jeder Hausvater einzeln, frei, mit Wahrscheinlichkeit des Erfolgs stimmen könnte, einen Bourbon zurück wünschen. Ich bin überzeugt, daß bei einer solchen Abstimmung wenigstens drei Viertheile der Nation sich, unter einigen billigen Einschränkungen, für einen Regenten aus dem Hause Bourbon erklären würden. Aber damit ist auf keine Weise gesagt, das Volk werde bei der jetzigen Lage der Sachen aufstehen oder nur irgend eine thätige Hülfe leisten, um die Regierungsform wieder herzustellen, welche die große Mehrheit sich wünscht, wenn sie ohne Gefahr, ohne Anstrengung, ohne neue Aufopferungen sich einführen ließe. Im Gegentheil, sobald von dergleichen die Rede ist, würde die jetzige Regierung die stärkere Unterstützung finden. Denn eine beträchtliche Anzahl Familien ist durch den Verkauf der Nationalgüter so genau in die Revolution verflochten, daß sie alle Kräfte aufbieten würden, um einen gänzlichen Umsturz der jetzigen Verfassung abzuwenden. Ein solcher Widerstand ist viel wirksamer, viel planmäßiger, als der unvorbereitete Kampf einer größern

Menge, die mehr durch unbestimmte Neigung, als durch ein festes Interesse bewegt wird. Und selbst von dieser nicht unmittelbar betroffenen Menge würden wahrscheinlich die meisten lieber für die jetzige Regierung streiten. Sie wagten unleugbar weniger dabei; auch hätten sie die Aussicht auf Erhaltung der Ruhe näher, die, nach so schrecklichen Stürmen unter allen Wünschen des Volks der angelegentlichste scheint.

Ob diese Stimmung des Volks ganz dieselbe seyn werde nach Rückkunft der Armeen — das ist eine andere Frage. Denn eben diese jetzt abwesende Masse ist es, welche für jede Gährung die meiste Empfänglichkeit hat, und sich bei der Revolution am geschäftigsten beweiset. Sie besteht größtentheils aus einer unruhigen Jugend oder aus den unbeschäftigten Männern, welche sich bald mehr, bald weniger ohne Anstrengung ernähren wollen. Man hat uns überreden wollen, dem französischen Conscriptionssystem zufolge müßte jeder zum Kriegsdienst brauchbare Hausvater und Hausohn ohne Unterschied marschiren, sobald er das gesetzmäßige Alter hätte. Glauben Sie es ja nicht. Selbst während des Schreckenssystems ließ sich dieß nicht erreichen;

weniger jetzt, wo die Regierung glauben machen will, das regne de moderation sey eingetreten. Wer Vermögen hat oder Freunde, der konnte zu allen Zeiten und kann auch jetzt noch in der Regel dem Kriegsdienst entgehen, aller Conscriptionen ungeachtet. Man verbirgt den geliebten Sohn vor den Beamten, läßt ihn inzwischen einschreiben, und sendet nachher an seiner Stelle unter seiner Nummer einen andern, der sein Leben, ungefähr wie in Deutschland, nur unter einer andern Form verkauft. Mit den ersten Nationalgarden war es freilich anders: sie bestanden wirklich aus bewaffneten Bürgern. Aber wie man diese, ihrer Bestimmung entgegen, in das Feld rief, zeigte sich bald, daß nach unsern Sitten der Krieg mit Erfolg nirgends anders, als durch Söldlinge sich führen läßt. Der Unterschied zwischen Nationalgarden und Linientruppen mußte bald aufgehoben werden, oder vielmehr, er verschwand von selbst, weil alle Truppen der Republik Soldaten waren, denen ihr Sold wenigstens versprochen war. Selbst der verschrieene Aufstand in Masse gab keine andere Soldaten. Man jagte alle nicht begünstigte Müßiggänger, alle irgend entbehrliche junge

Arbeiter auf dem Lande, wie in den Städten, zu den Armeen. Dort wurden sie in Corps vertheilt, und gehalten wie die Veteranen. Und ging es so in jener Zeit, wo das Schreckenssystem in voller Macht wüthete, wie viel mehr Grund haben wir denn anzunehmen, daß jetzt der Kriegsdienst nicht mit der buchstäblichen Strenge des Gesetzes gefordert wird.

Daher läßt es sich auch begreifen, daß die lange Abwesenheit von mehreren hunderttausend Männern nicht die gänzliche Stockung des innern Gewerbes, nicht die Abnahme des Nationalvermögens hervorgebracht hat, die man vermuthen sollte. Allerdings trägt das Feld weniger, weil der Arbeit so viele Hände entzogen sind: allein die, deren Gegenwart vor andern nöthig ist, die Eigenthümer, die Aufseher, die Pächter haben meistens Mittel gefunden, bei ihrem Geschäft zu bleiben. Sie haben durch angestrengtere Arbeit, durch weibliches Gesinde, durch größere Oekonomie den Mangel so viel möglich zu ersetzen gesucht. Nur während der erstern Jahre des Krieges war ein Mißverhältniß der Production zu dem Verbrauch sichtbar. Damals standen die französischen Armeen an

den Grenzen, um sie gegen die eindringenden Feinde zu vertheidigen. Sie mußten aus dem Lande mit Lebensmitteln, Kleidung, Pferden versehen werden. Die Anschaffung dieser Bedürfnisse überstieg den Ertrag der Erndten, und verminderte die Mittel des Erwerbes. Auch der Transport zu den Armeen, der einen ungeheuren Aufwand von Kräften erforderte, vergrößerte die Lasten sehr, weil die Geschäftigkeit, die er im ganzen Lande veranlaßte, immer nur eine größere Verzehrung der Produkte nach sich zog. Damals merkte man es nur zu sehr, daß dem Feldbau bei einem größern Verbrauch ein paarmal hunderttausend Arme fehlten. Die Noth stieg noch größer, als in der Vendee jener verderbliche Krieg ausbrach, den man einen wahren Volkskrieg nennen kann, der Frankreich mehr schadete, als alle auswärtigen Feldzüge. Zu der Zeit war es, daß man in Frankreich wirklich das dringendste Bedürfniß der Kornzufuhr aus der Fremde empfand. Sie wissen, mein Freund, daß ich nie an die Hungersnoth in Frankreich glaubte. Der Plan des englischen Ministeriums, ein Land, wie Frankreich, durch eine gänzliche Sperre der Zufuhr, auszuhungern, schien mir

nicht minder thöricht als menschenfeindlich. Allein jetzt muß ich nach den glaubwürdigsten Zeugnissen mein Urtheil auf gewisse Weise zurück nehmen. Der Endzweck hätte sich in der That erreichen lassen, wenn es möglich gewesen wäre, die Zufuhr ganz zu hemmen. Nicht blos in Paris, selbst in mehreren Provinzen war im Winter von 1793 bis 1794 wirklich ein Mangel, der das Volk der Verzweiflung nahe brachte. Nur die unbegränzte Gewalt der Regierung, ihre grausame Entschlossenheit erhielt die öffentliche Ruhe; zum Theil auch die Furcht der Franzosen, das Reich zerstückelt zu sehen, wenn sie die Parthei der feindlichen Armeen nähmen. Man wog in Paris jedem das Brod täglich in kleinen Portionen zu. Ein wohlhabender Bürger, selbst Mitglied des Convents, aß während einer kurzen Zeit mit seiner Familie nur einen Tag um den andern etwas weniges Brod. Der Mangel schien auf den höchsten Punkt gestiegen zu seyn, als die Zufuhr im Frühjahr einige Linderung verschaffte, und noch mehr die Hoffnungen belebte. Wenn wir diese Zeit vergleichen mit der, wo man unter der Regierung der beiden letzten Könige zuweilen ungestüme Besorgniß

wegen Mangel oder Theurung äußerte, wenn wir sie selbst noch mit der vergleichen, wo die Regierung unter der constituirenden Versamm: lung außerordentliche Anstrengungen aufbieten mußte, um Paris überflüssig zu versorgen, so dürfen wir doch wahrlich nicht länger daran zweifeln, daß die Revolution das Volk mürbe gemacht hat!

Aber im Laufe des Sommers 1794 gewann die Sache eine ganz andere Gestalt. Auf den Verlust der österreichischen Niederlage folgte in einigen Monaten die Vertreibung aller feindli: chen Armeen von dem französischen Gebiet auf dem festen Lande, die Besitznehmung fast des ganzen linken Rheinufers, bald nachher auch die Eroberung von Holland, die den Franzosen ungemein große Mittel zur Fortsetzung des Kriegs verschaffte. Seit jener Zeit kosteten die franzö: sischen Armeen dem Lande beinahe nichts. Die Abwesenheit der großen Menge von Arbeitern hatte auch nicht mehr die bisherige nachtheilige Folge. Denn die Production nahm zwar ab, aber auch der Verbrauch. Die Erfahrung hat es gezeigt, daß Frankreich, seit die Armeen auf

feindlichem Boden standen, wenig mehr Korn aus der Fremde erhielt, als vor der Revolution.

Weit größer und fühlbarer ist das Unglück des Kriegs für Fabriken und Handel. Den Fabriken sind die Arbeiter größtentheils entzogen. Von den Geldern, die vermögende Leute darin anlegten, ist das meiste verloren gegangen. Gebäude und Geräthschaften sind zerstört. Lyon, der Hauptsitz der ergiebigen Seidenmanufakturen, scheint auf Jahrzehnde verwüstet zu seyn. Gelegenheit und Ermunterung zum Absatz der Waaren vermindern sich durch die fast gänzliche Auflösung des französischen Handels. Von dieser Seite und durch den Verlust der westindischen Besitzungen hat Frankreich einen unersetzlichen Verlust erlitten. Zwar nach Arnould's Schilderung des französischen Handels, während der ersten Zeit der Revolution, sollte es nicht so seyn. Allein wenn man sie auch für vollkommen zuverläßig annimmt, so können sich die Folgen von dem Stillstand der Manufakturen und von dem Verlust der Colonien doch erst nachher recht zeigen. Setzen Sie nun zu der beträchtlichen Verminderung des Nationalvermögens, durch die

Verstopfung jener beiden Quellen, die ansehnliche Ausgabe für diejenigen Waaren des Auslands, deren stärkeren Verbrauch der Krieg nothwendig mit sich führt; rechnen Sie ferner, daß der Handel, den Frankreich noch treibt, blos passiv ist, daß also dadurch beides auf Einfuhr und Ausfuhr ein neuer Verlust entsteht; bringen Sie die großen Summen baaren Geldes in Anschlag, welche die Emigranten, zumal im Anfang, aus Frankreich zogen — so müssen wir freilich wohl denen glauben, die versichern, daß Frankreich durch die Revolution auch an baarem Gelde um vieles ärmer geworden sey. Schon vor der Revolution war, durch die schlechte Wirthschaft der Regierung, die Summe des umlaufenden baaren Geldes verhältnißmäßig zu geringe. Dieß Uebel wird also noch weit fühlbarer werden, wenn einst nach dem allgemeinen Frieden die Armeen zurückkehren, und alles wieder in das gehörige Geleise kömmt. Zwar möchte ich nicht mit d'Ivernois behaupten, die jetzige Regierung müsse noch vor dem Frieden durch die Finanzen fallen: aber ich bin allerdings überzeugt, daß, ungeachtet ihres mehr als einmal wiederholten Staatsbanquerots, sehr viel

Einsicht und Klugheit dazu gehöre, das Finanzsystem nach dem Frieden auf einen solchen Fuß zu setzen, daß nicht die republikanische Regierung, wie ehedem die monarchische, in der Länge der Zeit durch dessen Mängel umgeworfen werde.

Uebrigens übertreibt man ohne Zweifel auf der andern Seite, wenn man uns überreden will, es wäre fast gar kein baares Geld mehr in Frankreich. So viel Geld, als zur Belebung des jetzigen, allerdings sehr verminderten, inneren Verkehrs nothwendig erfordert wird, ist immer im Lande gewesen, und ist auch noch da. Freilich gingen ungeheure Summen aus dem Lande in den Jahren 1794 und 1795: aber damals hatte Frankreich auch noch beträchtliche Vorräthe von Manufacturwaaren und Colonieproducten. Diese ersetzten einen Theil jenes Verlustes. Nachher hatte man weniger den Ausländern zu geben: man hatte aber auch weniger zu zahlen. Manche Gewerbe mögen wohl zum Theil aus Geldmangel darnieder liegen, andere in geringerem Maaße betrieben werden. Allein bis jetzt wenigstens merkt man im Innern des Reichs im Allgemeinen keinen auffallenden

Stillstand der Gewerbsamkeit und der Geschäfte, die sich darauf beziehen. Wird in der Folge die Nachfrage stärker, und das Bedürfniß eines lebhafteren Verkehrs größer, so darf man kaum zweifeln, daß nicht auch einige neue Quellen des Geldumlaufs sich wieder öffnen sollten. So ist noch in der That viel baares Geld und Silber vergraben, theils von den ersten Zeiten der Revolution her, theils seit der Herrschaft des Papiergeldes und des Schreckenssystems. Es ging damals in Frankreich, wie in Rom unter Tiberius. Reichthum war ein Todverbrechen. Wer für reich galt, hatte das Leben verwirkt. Er konnte es nicht einmal loskaufen, wenn er auch alles hingab, was er besaß; die einzige Hülfe für ihn war, seine Schätze der verschwiegenen Erde anzuvertrauen, ehe seine Nachbarn es ahndeten, daß er sie noch besäße. Einige dieser Summen sind freilich nachher heimlich aus dem Lande gebracht. Aber die meisten sind noch jetzt verborgen. Die Eigenthümer getrauen sich noch nicht, sie hervorzuziehen. Aber sie werden gewiß wieder in Umlauf kommen, wenn die Regierung durch den allgemeinen Frieden so fest gegründet scheint, daß man keinen plötzlichen Um-

sturz der bürgerlichen Ordnung, keine gewaltsame Störung der öffentlichen Sicherheit mehr zu fürchten hat.

Auch für die Bevölkerung sind die Folgen der Revolution nicht so verwüstend, als man sich es vorzustellen pflegt. Nach der Volkszählung bei Gelegenheit des neuesten Gesetzes über die Kontributionen betrug die Bevölkerung der 84 alten Departements im Jahre 1797 zusammen 27,859,660 Menschen; das wäre ungefähr eben so viel, als Necker sie kurz vor der Revolution schätzte. Zu diesen 84 Departements gehört auch Corsika, das für zwei Departements gerechnet ward und 230000 Menschen zählte. Die 13 neuen Departements, das ist Frankreichs Eroberungen während des Kriegs, sollen 3,705,977 Einwohner enthalten. Darin sind nun die vier Departements auf der linken Rheinseite noch nicht begriffen. Die Bevölkerung von allen 97 Departements, die man jetzt in dem publicistischen Sinn der französischen Regierung zu Frankreich rechnet, würde also 31,565,637 Menschen betragen. Daraus würde folgen, daß Frankreich jetzt beträchtlich an Volksmenge zugenommen habe, ungeachtet des großen Verlusts

durch den Krieg, durch die Revolution und durch die Auswanderung. Gleichwohl beträgt dieser Verlust eine ungeheure Summe. Man nimmt nach einer sehr mäßigen Berechnung an, daß in den Volksaufständen, durch die Guillotine, die Hinrichtungen in Masse und andere Greuel der Regierung seit dem Anfang des Jahrs 1789 etwa 1,500,000 Menschen umgekommen sind. Die Kriege im Inneren des Landes haben wenigstens 1,200,000 Menschen das Leben gekostet. Die Summe der Ausgewanderten mit ihren Familien beträgt ungefähr 200,000 Personen. Von den Armeen, die Frankreich aufstellte, muß, nach dem untrüglichen Maaßstabe der Recrutirung zu rechnen, im Durchschnitt jährlich der vierte Theil umgekommen seyn. Dieß beträgt für fünf Jahre sicher 400,000 Menschen. Für die Marine kann man an Todten, Ertrunkenen und Gefangenen, die Colonien einberechnet, wohl auch 100,000 als verloren annehmen. Dieß gäbe eine Summe von 3,400,000 Menschen, die Frankreich im Jahre 1797 von seiner ursprünglichen Volksmenge verloren hätte. Sollte nun jene Angabe richtig seyn, so müßte die Zählung, wornach Necker rechnete, um eben so

viel zu niedrig gewesen seyn. Dieß scheint mir kaum glaublich, ob ich gleich auf der andern Seite keinen Grund sehe, die neueste Zählung für so beträchtlich übertrieben zu halten. Es bleibt also wohl unentschieden, wie groß die gegenwärtige Bevölkerung von Frankreich sey, bis wir hinlänglichen Aufschluß über die Zuverlässigkeit der letzten Zählung erhalten.

So viel kann man vielleicht mit Sicherheit zugeben, daß der Ueberschuß der Geburten während des fünfjährigen Kriegs ungewöhnlich hoch gewesen sey, und mehrere hunderttausend betrage. Glaubwürdige Reisende versichern einstimmig, man bemerke eine auffallende Seltenheit junger, zumal unverheiratheter Männer zwischen 20 und 35 Jahren; aber dagegen eine erstaunende Menge von Kindern, besonders Knaben. Es ist allerdings zu begreifen, daß die Folgen der mehrjährigen Abwesenheit eines großen Theils der jungen Mannschaft, in Ansehung der nächsten Geburten, auf andere Weise ersetzt sey. Auch die plötzliche Aufhebung aller Klöster, die Abschaffung der Ehelosigkeit des geistlichen Standes, die Erleichterung der Heirathen durch die Revolution mußten auf die Zunahme der

Bevölkerung in den nächstfolgenden Jahren einen glücklichen Einfluß haben. Ob aber diese Umstände auch auf eine längere Zeit hinaus dieselbe Wirkung hervorbringen werden: ob nicht vielmehr bei einigen bald eine entgegengesetzte Wirkung eintreten werde — davon kann wohl kaum die Frage seyn. Zwar haben die Sitten auf der einen Seite durch die Auswanderung einer Anzahl der verdorbensten jungen Leute vom Adel und der Geistlichkeit allerdings gewonnen: allein auf der andern wird vielleicht kein geringeres Uebel durch die Sittenlosigkeit der revolutionären Parvenü's gestiftet, zumal in Verbindung mit dem großen und unnatürlichen Mißverhältniß, was jetzt Krieg und Revolution in der Anzahl beider Geschlechter hervorgebracht haben.

## X.

Rastadt, den 20. Febr. 1798.

Ganz so fabelhaft ist die Revolutions-Propagande doch nicht, wie ich bisher immer behauptete. Ich habe hier in der Nähe Beweise davon gesehen, die mich kaum daran zweifeln lassen, daß man mit stillschweigender Genehmigung der französischen Regierung Deutschland zu revolutioniren sucht. Dieses große Werk wird begonnen durch Emissarien an den Grenzen des südlichen Deutschlands. Sie kommen theils von Strasburg, theils aus Basel, theils von Frankfurt. Selbst in unsere Nähe wagen sich dergleichen Apostel von Strasburg aus: und wahrlich, dazu gehört eine ungemeine Dreistigkeit, sich an die badenschen Lande zu machen. Ich will nicht einmal des Kongresses erwähnen, obgleich die Kongreßstadt schon deswegen weniger Empfänglichkeit für die Revolutionirung haben muß, weil sich durch den Kongreß mehr Wohlstand verbreitet. Aber das kann doch niemand übersehen, daß diese Lande einen

so guten Fürsten haben, eine wahrhaft väterliche Regierung, die mit der größten Sorgfalt über die möglichste Beförderung des gemeinen Wohls wacht. Wie oft habe ich dabei an Dich gedacht, mein geliebter Bruder, wie oft habe ich gewünscht, meine Freude mit Dir zu theilen, wenn ich diese Bemühungen in der Nähe beobachtete.

Dennoch sind selbst diese Gegenden nicht sicher vor der blinden Wuth der Revolutionsprediger. Ich habe zufällig Gelegenheit gehabt, einige von diesen Helden unerkannt zu sprechen. Es bedurfte nur eines sehr mäßigen Grades von Zurückhaltung, um sie sogleich in mir einen hoffnungsvollen Schüler vermuthen zu lassen. Sie fingen ihre Bekehrung an mit der gefälligsten Lobpreisung der französischen Konstitution. Alles, was die Zauberformeln, Freiheit und Gleichheit, anziehendes haben, ward von ihnen sorgfältig vorgetragen in dem Sinn der gewöhnlichen Deklamationen der französischen Rednerbühne. Dann gingen sie über zu Vergleichungen mit deutschen Verfassungen und deutschen Sitten. Was sie über Fürsten, über Auflagen, über den Adel sagten, kannst Du Dir

vorstellen. Sie ermahnten dabei ihre Zuhörer auf das kräftigste, ein solches unerträgliches Joch abzuschütteln. Wir brauchten nur, so versicherten sie uns, ernstlich zu wollen: und unser Wille wäre in demselben Augenblick vollbracht. So wäre es in Frankreich gegangen; gerade so. Der Kraft des Volks könne nichts widerstehen. Die Soldaten, der Popanz, den man uns vorhielte, machten sogleich gemeinschaftliche Sache mit uns. In den Schlössern und Pallästen, wo der Adel und die Großen ihren durch Erpressungen zusammengebrachten Raub aufschwelgten, fänden wir reiche, einladende Beute. Sollten wir aber ja fürchten, so wäre uns jetzt eine Hülfe gewiß, die jede Besorgniß zu der armseligsten Kleinmüthigkeit machte. Das französische Directorium würde uns kräftig unter die Arme greifen, sobald es von unserm ernstlichen Willen unterrichtet wäre. Noch erlaubten die Umstände es nicht, frei hervorzutreten: man habe sich einmal in jene läppischen Unterhandlungen zu Rastadt eingelassen, deren Ausgang man erst erwarten müsse. Allein diese Formalität hindere keinesweges den heimlichen Vorschub, der oft wirksamer sey, als der erklärte Beistand. Dieß

könne man an dem Beispiel der Patrioten in Belgien und Holland sehen; noch deutlicher an denen in Mainz, Worms und den übrigen Städten am linken Rheinufer. Hier hätten die liberalen Bürger durch die geheimen Insinuationen französischer Emissarien über ihr wahres Beste belehrt, in der Stille conspirirt, bis das Glück der Waffen ihre Befreier in den Stand gesetzt hätte, offenbar für sie zu wirken. Jetzt wären sie alle französische Bürger, Mitglieder des großen, unüberwindlichen Volks, theilhaftig aller Segnungen der Freiheit und Gleichheit, befreiet auf ewig von dem infamen Anblick des Stolzes und der Ueppigkeit des Adels. Mit dem übrigen Deutschland sey zwar der Fall nicht ganz derselbe, weil alle verschiedenen Völker unmöglich nur eine Nation ausmachen könnten; aber er wäre doch jenem sehr ähnlich. Das südliche Deutschland müsse billig den Anfang machen, indeß das nördliche noch in den Klauen der Barbaren des Nordens wäre — diese Barbaren, mit Ehren zu melden, sind wir Dänen, die Preußen, Schweden und Russen.

So ungefähr sprachen diese abscheulichen Menschen. Es that mir nun fast leid, daß ich

nicht geradezu sie widerlegen durfte, weil ich deutlich bemerkte, daß ihre Rede nicht ohne alle Wirkung blieb. Die Scene war in einem Wirthshause in einem Städtchen, wo gerade des Markttags wegen viele Menschen versammlet waren. Von diesen saßen etwa zwanzig um den langen Tisch in der Gaststube, wo jene Prediger ihre Lehren verbreiteten. Man hörte ihnen so aufmerksam zu, daß ich sie, ohne Aufsehen zu erregen, nicht füglich zur Rede stellen konnte. Gleichwohl glaubte ich mich verpflichtet, den Eindruck, den ihre Rede zu machen schien, zu schwächen. So wenig ernstliche Besorgnisse mir hier statt zu finden schienen, so hielt ich es doch für eine Klugheitsregel, dem ersten Aufkommen solcher verderblichen Ideen, wo man nur kann, Hindernisse in den Weg zu legen. Ich beschloß ihnen daher von Seiten der Religion anzukommen, die glücklicher Weise im Badenschen noch sehr geachtet und geschätzt wird. Anfangs wichen sie mir geschickt aus, mit einer wahren ausgleichenden Sanftmuth. Allein dieß machte mich nicht irre. Ich bin zu gut bewandert in der Geschichte der Revolution, um nicht die Mittel zu kennen, wie ich sie aufbringen konnte. Die Ein-

ziehung der geistlichen Güter, die Beraubung der Kirchen, die frevelhafte Zerstörung der Klöster boten mir einen reichen Stoff zu Beschuldigungen dar, die dem Revolutionsgeist unerträglich sind. Sie antworteten mit bitterem Spott. Nun brauchte ich nichts mehr zu erwiedern, wenn ich es auch sonst angemessen gefunden hätte. Die ganze Gesellschaft fand in ihrer Geistlichkeit die Religion verhöhnt, und jeder glaubte, zu seiner Seelen Heil die Frevler bestreiten zu müssen. Sie sahen nun, daß ihre Bemühungen fruchtlos seyn würden, und verließen den Saal mit sichtbarem Unwillen, aber unter dem Frohlocken aller Anwesenden.

Indeß wurden sie nicht an allen Orten, wohin sie sich wandten, so bald entdeckt. An einigen haben sie doch schon gedruckte Zettel ausgestreuet, und, wie es scheint, sich wirklich einigen Anhang gemacht. Allein ihr Ungestüm vereitelte vor der Hand ihre weiteren Fortschritte. Sie ließen ihre Absichten unbesonnener Weise kund werden, ehe ihre Anschläge eine gewisse Festigkeit erreichen konnten. Aufmerksame und verständige Beamte vertraten ihnen den Weg. Man

unterdrückte bei ihren Anhängern den ersten Saamen der Empörung durch eine zur rechten Zeit angewandte Gewalt. Die Revolutionsapostel selbst mußten sich über den Rhein flüchten. Man hatte ihre Personen genau genug kennen gelernt, um durch die französische Gesandtschaft Klage über sie zu erheben. Das Direktorium verleugnete sie nun ganz; es sey, daß es in der That ihr Betragen mißbilligte, oder daß es nur ihren voreiligen Eifer auf die in solchen Fällen gewöhnliche Weise bestrafte. Man verwies sie aus dem französischen Gebiet, und jagte sie über den Rhein: ja, was Du am sonderbarsten finden wirst — am Ende ward die ganze Sache englischen Emissarien zur Last gelegt.

Ich glaube in der That nicht, daß die französische Regierung gegenwärtig diese Revolutionsversuche veranlaßt oder begünstigt hat. Wie sehr sie auch vielleicht die Revolutionirung des südlichen Deutschlands wünschen mag, so scheinen mir doch jene Versuche so falsch berechnet, und dem wahren politischen Interesse Frankreichs in diesem Augenblick so sehr zuwider zu laufen, daß ich der Regierung unmöglich einigen Theil daran beimessen kann. Nur eine Betrachtung

dürfte noch einigen Zweifel gegen ihre Klugheit auch in diesem Punkt erregen. Dieß ist die auffallend sonderbare Sprache der französischen Diplomatik seit dem achtzehnten Fructidor. Ich gestehe Dir, sie ist mir so befremdend, daß ich sie mir bei einem Talleyrand-Perigord auch nicht zu erklären weiß. Man mag von dem Charakter dieses Mannes sagen, was man will, so ist sein scharfer Verstand, sein feiner Takt, sein überwiegendes Talent über allen Zweifel erhaben. Desto weniger kann ich es begreifen, daß dieser Mann in seinen Amtsgeschäften seine Feder zu Aufsätzen hergiebt, die eben so verwerflich an sich sind, als empörend gegen alle andere Cabinetter, mit denen doch die französische Regierung es jetzt nicht verderben will.

Ich muß Dir zum Beweise das merkwürdige Circular mittheilen, welches hier bald nach meiner Ankunft bekannt ward. Es ist an alle diplomatische und consularische Agenten der französischen Republik gerichtet, und am 2. Januar 1798 (14. Nivose an VI. de la Republique françoise, une et indivisible) ausgefertigt.

„Bürger, Sie befinden sich in ganz neuen Umständen: Ihre republikanischen Gesinnungen und Ihre patriotischen Bemühungen müssen einen neuen Schwung nehmen.“

„Von den gegen die französische Freiheit verbündeten Mächten ist nur England allein noch zu bestreiten übrig. England ist unsere ewige Feindin. Eine große Unternehmung wird gegen dasselbe vorbereitet: der Wunsch der Nation betreibt diese Ausrüstung. Alle Beamte, alle Geschäftsmänner müssen die Absichten des Directorii hierin unterstützen: alle Theile der französischen Republik müssen in diesem Augenblick England bekriegen.“

„In dem Augenblick dieser allgemeinen Unternehmung müssen Sie nicht und dürfen Sie nicht unthätig bleiben; Sie müssen vielmehr an dem Erfolg dieser Unternehmung einen ausgezeichneten Antheil nehmen. Sie wissen, daß seit langer Zeit die diplomatischen Waffen, fürchterlich in den Händen des englischen Ministeriums, in den unsrigen wie abgestumpft hinsterben. Das Vollziehungs-Directorium will diesem Departement seinen Glanz und seine Kraft wiedergeben. Der

Frie-

Frieden von Campo Formio soll diesen Zeitpunkt bezeichnen. Der rastadter Kongreß soll das Siegel darauf drücken. Sie alle müssen dazu mitwirken."

„Jetzt, Bürger, macht sich ein Jeder von Ihnen ohne Zweifel einen richtigen Begriff von der Größe und Stärke der französischen Republik. Der Auswärtige weiß es, und es ist unnöthig, Sie daran zu erinnern, daß Sie das erste Volk in Europa vorstellen; eine Nation, die aus dreißig Millionen Menschen besteht, und der auf dem festen Lande sich nichts widersetzen konnte."

„Wie hat denn England, eine Macht, die uns sogar zu den Zeiten der Monarchie an Hülfsmitteln und Stärke nachstand, seit mehr als einem Jahrhundert Frankreich in allen Stücken widerstreben, ja es sogar demüthigen können? Seine insuläre Lage, und die Freiheit, deren es sich rühmte, haben dieß nicht allein bewirkt. Es war besonders eine Folge des englischen diplomatischen Systems: aber auch diese Stärke ist nur erkünstelt, wie alles übrige. Man überzeugt sich leicht davon, wenn man nur die Geschichte

der Engländer verfolgt, seitdem sie sich in die europäischen Staatshändel mischten.“

„Ihr Protektor Cromwel war es, der zuerst ihrer Diplomatik einen Ton gab. Indem er Miltons kraftvolle und ehemals republikanische Feder zu Hülfe nahm, wagte er gegen alle Kabinette diese hochmüthige Sprache zu führen, welche das Ministerium von St. James nachher immer behauptete. Ursprünglich war sie die trotzige Unverschämtheit eines zu glücklichen Usurpators; in der Folge schien sie der energische und stolze Ausdruck eines Volks zu seyn, das sich frei nannte. Die europäischen Mächte, verwickelt in jenen Kriegen, deren lange Reihe die Regierung Ludwigs XIV. anfängt und endigt, hielten alle die für sehr mächtig, welche sich dafür ausgaben. Sie geriethen in Erstaunen, und gaben ohne Untersuchung den Ansprüchen eines Hofes nach, der mit Drohungen forderte. Bald nachher sah sich Frankreich selbst so weit herabgesetzt, daß es vor dem angemaßten Genie des Londoner Kabinets zitterte; Frankreich, das damals unter einem apathischen Regenten verdorbenen Ministern überlassen war, das zugleich durch unnütze Siege und durch nachtheilige Bündnisse geschwächt

ward, Frankreich, das in die beklagenswürdigste Ohnmacht gerieth! Stark durch diese Täuschung weit mehr, als durch wirkliche Macht, spielte England, am Ende jedes großen Krieges, eine glänzende Rolle in den Friedensunterhandlungen zu Nimwegen, Ryswick, Utrecht, Aachen, in dem Tractat zu Paris, in den Konferenzen zu Pillnitz und den folgenden Krisen unserer Revolution."

„Diesen Schwindel, Bürger, müssen wir jetzt zerstreuen; diesen Koloß auf Füßen von zerbrechlichem Ton sollen wir umwerfen."

„Sie müssen also, Bürger, von Ihrer Seite die Macht Englands in ihrer Stärke durch politische Verbindungen muthig angreifen, indeß unsere Armeen auf der andern Seite sich auf den englischen Boden stürzen und das Geheimniß der Schwäche dieses Reichs vor den Augen aller europäischen Regierungen enthüllen, welche die Prahlerei seiner Regierung blendet."

„Dieß ist der Weg, den Sie bei diesen Bemühungen betreten müssen."

„Setzen Sie Ihr Betragen in geraden Widerspruch mit dem der englischen Gesandten.

Binden Sie sich fest an diese Regel, welche Sie nie trügen kann. Die Sache, welche jene vertheidigen, ist die der Tirannei, der kaufmännischen Habsucht, des schimpflichen und strafbaren Machiavellismus; alle ihre Handlungen, alle ihre Absichten tragen das Gepräge ihres verderbten Ursprungs. Woran liegt es, daß England nicht Carthago nachahmte, jenes übermüthige Carthago, das den umliegenden Völkern, um sie noch abhängiger zu machen, im Uebermaaße seines die Menschheit entehrenden Stolzes, bei Todesstrafe untersagte zu säen, zu pflanzen, zu handeln, oder irgend ein ähnliches Geschäft zu treiben; ein Verbot, dessen bloßes Andenken gerechten Abscheu erregt? Ist nicht dieß das Ziel, wohin der Despotismus der Engländer zur See mittelbar führt? Will es sich nicht den Handel der ganzen Welt ausschließend zueignen? Und welches Kabinet in Europa wäre wohl blind genug, um nicht das Interesse aller Staaten zu fühlen, ein so schreckliches Monopol zu bekämpfen und auszurotten, und diese anmaaßenden Despoten, welche sich nie in die Angelegenheiten des festen Landes mischen sollten, auf ihre Insel zu beschränken?"

„Sie hingegen, Bürger, streiten für die Sache der Freiheit, der Menschenliebe, des Ruhms und der Tugend. Der Glanz einer so schönen Sache muß auf Sie und Ihre Handlungen zurückfallen. Frankreich hat zu Lande gestritten für seine Unabhängigkeit und seine natürlichen Grenzen: es wird zur See streiten, nicht blos für sich, sondern um den Ocean zu befreien, um alle Völker zu erlösen, welche in gleichem Maaße Opfer der Habgier der Engländer sind. Man vergleicht London mit Carthago: mit noch mehrerem Recht kann man die Franzosen mit den Römern vergleichen. Aber Rom kannte zu wenig Handlung und Künste: Rom dachte nur auf den Ruhm, die Welt zu erobern: Rom bekriegte Carthago als ein wetteiferndes Reich, nicht als einen handelnden Staat. Die französische Republik hat weit edlere Beweggründe! Es sind nicht blos die Beleidigungen während mehrerer Jahrhunderte, die sie jetzt an der englischen Regierung rächen will; es ist zum Vortheil Europens und der ganzen Menschheit, daß sie die Freiheit der Meere wieder herzustellen strebt. Die Geschichte zeigt uns nichts, was wir hiemit vergleichen können; unter diesem Ge-

sichtspunkt müssen die Bewohner aller Länder Wünsche für den glücklichen Fortgang unserer Waffen emporschicken!“

„Entsprechen Sie also, Bürger, Ihrer erhabenen Sendung; entsprechen Sie ihr auf eine würdige Weise. Die Feder und die Stimme der französischen Unterhändler müssen den Muth und das Schwerdt unserer Vertheidiger unterstützen.“

„Je mehr die englischen Agenten sich gebieterisch, trügerisch, ränkevoll bezeigen, desto offener und gerader handeln Sie. Beeifern Sie sich in eben dem Verhältniß desto größere Mäßigung zu beweisen, welche weit eher als Uebermuth das charakteristische Zeichen der wahren Macht ist.“

„Erforschen Sie alle ihre Schritte: verhindern Sie, daß sie keine neue Verschwörungen gegen die Republik anstiften können. Allenthalben und ohne Aufhören müssen sie auf Ihrem Wege Sie finden. Folgen Sie ihnen unermüdet bis in das Innerste der Kabinette. Sie müssen sie in ihren letzten Verschanzungen zu treffen wissen. Seyn Sie eifrig in der Entdeckung, sorgfältig in der Vereitelung der verborgenen

Ränke, der Verläumdungen, der Intriguen, der treulosen Verführungen, der abscheulichen Entwürfe, welche ihre geheimen Unterhändler vergebens zu verhüllen suchen. Dergleichen Unterhändler haben sie an allen Orten, bei unsern erklärten Feinden wie bei unsern treuen Bundesgenossen; in Italien und in Spanien, in der batavischen Republik, und vielleicht häufiger, als sonst wo, in dem Innern von Frankreich. Hören Sie nicht auf, ihrem Einfluß entgegen zu wirken, nicht durch kleine Chikanen und geringfügige List, sondern durch weise, überlegte Vorstellungen. Man wird Sie hören; das Vollziehungsdirektorium wird wissen, Sie zu unterstützen. Ihnen ziemt es, den Ministern der Höfe zuweilen die republikanische Sprache in ihrer männlichen Stärke hören zu lassen; aber ohne dieß Mittel verschwenderisch zu gebrauchen, weil es immer treffend und entscheidend seyn muß. Verschaffen Sie sich nur insonderheit immer vollständigen Unterricht von allem, was das höllische Genie des londoner Hofes anspinnt. Die Regierung muß von allem Nachricht haben; es muß sie von allen Seiten und zeitig erhalten. Ihre verschiedenen Anzeigen,

täglich entwickelt, mit Sorgfalt verglichen, werden dem Vollziehungsdirektorium vorgelegt, und Sie wollen gewiß nicht, daß das Vollziehungsdirektorium von andern erfahre, was es gleich und zwar durch Sie erfahren sollte."

„Was Sie für Ihre Person betrifft, Bürger, so machen Sie sich beliebt, geschätzt, geachtet. Stoßen Sie nicht gegen die Sitten, die Gebräuche, die Vorurtheile der Länder, wo Sie sich befinden; aber indem Sie das Schickliche beobachten, müssen Sie zugleich die Gebräuche und Sitten der Republikaner beibehalten. Zeigen Sie statt jener Aeußerungen einer leeren Etiquette, die Artigkeit, die freimüthige Höflichkeit, welche aus einem tugendhaften Herzen fließt und aus dem Gefühl der Größe, das die Freiheit giebt. Hüten Sie sich vor allen Dingen vor einem Fehler, der in unsern Tagen nur zu gemein ist; ich meine vor dieser auffahrenden und lärmenden Energie, die bei einem Diplomaten nie für eine glückliche Eigenschaft gelten wird. Messen Sie alle Ihre Schritte ab, und vergessen Sie nie, daß Ungestüm nicht Stärke ist."

„Ich setze mir vor, Bürger, Ihnen regelmäßiger und häufiger, als jemals, die Gedanken und Ansichten mitzutheilen, welche mir Ihr Briefwechsel an die Hand geben kann. Verdoppeln Sie also Ihre Sorgfalt. Der Endzweck dieses Circulärs ist besonders der, zwischen allen Agenten der französischen Diplomatik einen thätigen, eifrigen Bund zu stiften gegen den letzten Feind, den die Republik noch zu überminden hat, und auf diese Weise die Absichten des Directoriums zu erfüllen. Machen Sie allenthalben recht bemerklich, wie wenig Zutrauen das englische Kabinet verdiene; dieß ist in diesem Augenblick Ihr vornehmstes Ziel. Strengen Sie sich, Bürger, auf das Aeußerste an, bei diesem Gegenstande Ihrer Arbeiten. Ohne Zweifel werden Sie große Schwierigkeiten zu überwinden haben. Lassen Sie sich aber nicht abschrecken. Rechnen Sie, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, auf die Armee gegen England. Das Vaterland hat seine Augen auf Sie gerichtet. Indem Sie sich nach dem Geist dieses Circulärs richten, werden Sie eine sichere Stütze finden in der Einigkeit und in dem Wohlwollen des Vollziehungsdirectoriums, so wie in

dem Wohlwollen des Ministers, der Ihnen auf ausdrücklichen Befehl des Directoriums schreibt.“

Was hätten doch wohl zu dieser Instruction jene auswärtigen Gesandten Ludwigs XIV. gesagt, die der Diplomatik von Europa den Ton gaben? Dieser Monarch, der zuerst die Sitte einführte, beständige Gesandten an fremden Höfen zu halten, ward von ihnen auch vorzüglich gut bedient. Zwar mußten sie, gemäß dem stolzen Geist des Königs und dem System seiner Politik, oft genug eine gebieterische Sprache führen: aber sie vernachläßigten niemals die gefälligen äußeren Formen, die das Herbe in dem Sinn der Worte doch immer mildern. Diese Schonung erleichterte ihnen die schwierigsten Unterhandlungen; sie gab ihnen Mittel an die Hand, die Gemüther zu gewinnen. Eben darin bewiesen sie ihre große Geschicklichkeit, wovon Frankreich mehrmals nicht weniger Früchte erndtete, als von den Siegen seiner Heere. Man hat oft gesagt, und mit Recht gesagt, das französische Kabinet wäre seinen Feinden immer bei den Friedensunterhandlungen überlegen gewesen, wenn auch das Kriegsglück mehr die Feinde be-

günstigt hätte. Darum sind die Memoiren der Staatsmänner jener Epoche ein wahres Muster für den Diplomatiker. Sie sind es beides durch die Gegenwart des Geistes, durch die Gewandtheit bei den Verhandlungen selbst, und durch den angemessenen gefälligen Ausdruck. Aber die republikanischen Agenten, wenn sie nach diesen Vorschriften sich richten sollen, werden dieß Vorbild gewiß nie erreichen. Alle Vortheile der mündlichen Unterhandlung gehen verloren, wenn man mit Erbitterung anfängt. Es ist etwas so widriges in den sich immer gleichen Aeußerungen einer unversöhnlichen Feindschaft, daß sie durch die Vorstellungen, die ihnen hier empfohlen werden, der Sache des englischen Kabinets bei den übrigen Höfen eher nutzen als schaden müssen. Selbst die Sprache versagt sich gefälligen Wendungen, wenn sie solche Gesinnungen ausdrücken soll, und wenn man dabei ihren größten Vorzug in republikanischer Energie setzt, die nur zu leicht in empörende Derbheit ausartet. Davon giebt eben Talleyrand, wie mich dünkt, einen unwiderleglichen Beweis. Denn selbst er, der noch ganz in der alten Schule gebildet ist, der die Sprache ganz in seiner Macht hat, der

gewiß über alle republikanische Affectation heimlich spottet — selbst er vergißt sich so sehr, daß er von einem genie infernal du Cabinet de Londres redet! Was kann man denn von denen erwarten, die nun diesem Muster nacheifern sollen, und von denen wohl wenige ihm an Mitteln gleich sind. Und eine solche Instruction, die ehedem in Chiffern gesetzt wäre, will man jetzt, wie man mich versichert, durch alle Zeitungen bekannt machen! Welch eine übelverstandene Publizität, oder vielmehr, welcher Uebermuth, einen doch immer mächtigen Feind auf das Aeußerste zu reizen, da doch der Ausgang des Zugs gegen England, wenn er auch wirklich vor sich geht, wenigstens noch sehr ungewiß ist.

Auch scheint es wohl nicht so ausgemacht, als Herr Talleyrand meint, daß alle neutralen Mächte von dem gehofften Siege der Franzosen die Befreiung der Meere erwarten dürfen. Denn zwei Tage nach Ausfertigung jenes Circulärs trug das Vollziehungsdirectorium auf ein Gesetz an, daß alle, selbst neutrale Schiffe, wenn sie englische Waaren am Bord

haben, für gute Prisen gelten sollen. Dieser Antrag ward, nach einer leichten Erörterung, am 11. Januar von dem Rath der Fünfhundert, am 18. Januar von dem Rath der Alten genehmigt, und also zum Gesetz erhoben. Eine ähnliche Beeinträchtigung des Völkerrechts kennen die Annalen der Seehandlung bisher nicht; denn selbst das ungereimte Vorhaben der Engländer, allen Handel auf Frankreich untersagen zu wollen, war für die Freiheit der Schifffahrt minder kränkend, und nicht so ganz von allem Schein eines Grundes entblößt, als jenes Gesetz. Man muß billig hoffen, daß die französische Regierung selbst bald davon zurückkommen werde, weil Frankreich unfehlbar am meisten darunter leidet, was auch die Direktoren Merlin und Rewbel für ein besonderes Interesse bei der Erweiterung der Kaperei haben mögen. Allein bis dieß Gesetz zurückgenommen wird, kann wahrlich keine auch noch so gut französisch gesinnte neutrale Nation sich von der französischen Regierung eine gerechte und billige Behandlung ihrer Schiffe versprechen.

## XI.

Rastadt, den 24. Febr. 1798.

Hätten Sie doch diese kleine Reise nach Carlsruhe mit mir gemacht, mein würdiger Freund! Wie sehr würden Sie sich darüber gefreuet haben, realisirt zu sehen, was wir oft über das gegenseitige glückliche Verhältniß eines guten deutschen Fürsten zu den Unterthanen uns im Allgemeinen dachten. Man dürfte kaum ein vollkommneres Beispiel dieser glücklichen Lage anführen können, als eben aus dem Lande, wo ich jetzt lebe. Sie wissen, mein Freund, wie lebhaft ich stets wünschte, Erfahrungen der Art zu machen; Sie können sich also vorstellen, mit welchem Eifer ich die Gelegenheit nutzte, die sich mir jetzt darbot. So viel möglich habe ich gesucht mich mit allem bekannt zu machen, was zur vollständigen Kenntniß dieses schönen politischen Phänomens gehört; und die Summe dieser Beobachtungen will ich Ihnen vorlegen. Ich behalte mir es indeß vor, Ihnen erst in der Folge umständlicher zu schildern, was der gute

Markgraf während seiner funfzigjährigen Regierung für das Land that. Für heute nur einige allgemeine Bemerkungen: die nächste Frucht des Aufenthalts von einigen Tagen in Carlsruhe.

Markgraf Carl Friedrich verdient wegen seiner persönlichen Eigenschaften eben so sehr, als wegen seiner Regierung, innige Liebe und hohe Achtung. Er machte sich von seiner Stellung stets richtige, angemessene Begriffe; er war unabläßig bemühet, alles Gute in seinem Lande zu wirken, was die Umstände nur immer zuließen. Was sein richtiger Verstand ihn beschließen machte, das führte er mit Festigkeit, aber zugleich mit Behutsamkeit aus. Dieser allmählige, und eben dadurch desto gewissere Fortschritt zum Bessern, ist in allen seinen Veranstaltungen unverkennbar. So will es im Ganzen die menschliche Natur: so will es insonderheit der Charakter des bedächtigen Deutschen, dem plötzliche Umformungen minder entsprechen. Freilich scheint der Erfolg glänzender, wenn der rasche Geist eines Kaiser Josephs große Plane mit ungeheurer Anstrengung, mit betäubender Schnelligkeit ausführt: aber wie oft stirbt nicht die Pflanze plötzlich wieder ab, eben weil ihr

Wachsthum übertrieben ward? Vergleichen Sie hingegen mit solchen überschnellten Veränderungen die reifen Früchte langsamer, aber anhaltender Bemühungen; so ist die Summe des Guten, was die letzten bewirkten, in einem gewissen Zeitraum von Jahren sicherlich die größere. Darum erndtet der gute Fürst zwar jetzt erst, am Abend seines Lebens, wo er in der Jugend und in dem ersten männlichen Alter säete: aber er erndtet auch mit der getrosten Hoffnung noch besserer Aussichten für seine Nachkommen. Und das Gute, was er stiftete, ist dauerhaft, bewährt, selbst in heftigen, nicht vorhergesehenen Stürmen. Unstreitig haben die badenschen Lande vieles durch den Krieg gelitten, dessen beständiger Schauplatz sie seit drei Jahren gewesen sind. Manche Anlage zum Wohlstand ist dadurch zerstört oder zurückgehalten; manche gute Veranstaltung mußte unter diesen widrigen Umständen unausgeführt bleiben. Allein eben in dieser Prüfung ward die Güte der Regierung recht sichtbar. Schon in einem ziemlich hohen Alter, und an Widerwärtigkeiten nicht gewöhnt, wandte der Markgraf mit verdoppelter Anstrengung alles mögliche an, um hier das unvermeid-

liche

liche Elend des Kriegs zu mildern, dort gute Einrichtungen aufrecht zu erhalten oder wieder herzustellen, in demselben Augenblick, wo der äußere Drang etwas nachließ. Ich kann Ihnen nicht sagen, mein geliebter Freund, wie viel höher ich ihn eben aus diesem Gesichtspunkt ehre. Er redet selbst, wenn man ihm etwas mehr bekannt wird, mit einer so innigen Empfindung über die Hindernisse, die der Krieg seinen Bestrebungen für das Wohl des Landes in den Weg legte, daß man schon um seiner Person willen heftig mit dem Schicksal zürnet. Indeß zeigte sich auch hier ausgezeichnetes Verdienst gewissermaaßen über dem Schicksal erhaben. Seine Sorgfalt für das Land war nicht fruchtlos. Es ist auffallend, wie viele Wunden, die der Krieg schlug, schon geheilt, wenigstens auf dem Wege der Heilung sind. Selbst die Franzosen, da sie als Feinde kamen, schonten das Land in manchen Stücken vor andern, wegen des Fürsten, den sie ehren lernten, von dem sie so viel Gutes hörten. „Le Margrave," sagte mir ein Officier von Buonaparte's Gefolge, „vit avec ses sujets comme un père parmi ses enfans. Nous l'avons

toujours traité favorablement: nous savons respecter les liens de l'humanité."

Wirklich ganz so lebt in seiner Residenz der ehrwürdige Greis, der in diesem Jahre seinen siebzigsten Geburtstag feiern wird. Es ist nicht möglich, mehr gutmüthige Freundlichkeit, mehr ächte Höflichkeit zu finden, als in der markgräflichen Familie. Und nicht blos Fremde müssen diesen gefälligen, verbindlichen Ton des Hofes bemerken: auch gegen die Einwohner zeigt die herrschaftliche Familie, ohne der Würde zu vergeben, ein eben so einnehmendes Betragen. Wie viele, die sich groß dünken, weil ihnen in einem Staat die Geburt einen so genannten hohen Posten gab, oder weil ihnen ein glückliches Ungefähr Reichthum zuschleuderte, sollten nach Carlsruhe reisen, um an einem fürstlichen Hofe zu lernen, wie man, ungeachtet einer wirklichen Verschiedenheit des Standes, sein Haus angenehm machen kann. Lassen Sie mich hinzusetzen, wie viele deutsche Fürsten, größere und kleinere, die mit dem Markgrafen von Baden in keiner Rücksicht zu vergleichen sind, könnten von ihm lernen, daß ächte, allgemeine Humanität auch am Hofe sehr gut mit Würde und nothwendiger

Etiquette besteht. Dieß Verdienst, sich in dieser fürstlichen Liebenswürdigkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, immer gleich geblieben zu seyn, ward um desto größer, wenn man bedenkt, daß die markgräfliche Familie in den letztern Jahren mehrere Verbindungen traf, die bei vielen andern fürstlichen Personen gewiß einen andern Ton hervorgebracht hätten, wenigstens jene Ostentation, die so oft Folge eines geglaubten schnellen Glücks ist. Eine Enkelin, Großfürstin in Rußland, die zweite Königin in Schweden, die dritte bald Churfürstin von Pfalzbaiern; und alle noch mehr ausgezeichnet durch persönliche Eigenschaften, als durch ihren Rang. Welch ein Grund zur Erhöhung des Tons, wenn nicht eigenes Verdienst, wahre Bildung des Geistes, selbst auch Gewöhnung an angenehmere Geselligkeit diese Familie über solche an sich kleinliche Rücksichten hinaus setzte.

Daher ist insonderheit bei den Einwohnern von Carlsruhe in allen Klassen nur eine Stimme über den Fürsten und seine Familie. Sie fühlen alle das Glück ihrer Lage; sie wissen, daß sie die Fortdauer derselben mit Zuversicht hoffen können. In allen Geschäften der Regierung herrscht

ein Geist der Ordnung, der Thätigkeit, der Aufmerksamkeit, der noch lange hinaus wirken muß. Der Markgraf hat selbst viele Kenntnisse und lenkt die Geschäfte. Er sowohl, als der Erbprinz, sind in den Versammlungen des Geheimenraths immer zugegen: man kann mit dem vollkommensten Recht sagen, daß alle wichtige Veranstaltungen dem Fürsten selbst angehören. Auch bemerkt man leicht in dem Detail der Verwaltung, daß das Ganze mit Einsicht und beständiger Achtsamkeit auf die Zeitumstände angeordnet ist. Ich bin noch in keinem Lande gewesen, wo ich verhältnißmäßig mehrere geschickte und verständige Beamte fand, als im Badenschen.

Besonders hat der Markgraf die ökonomischen Geschäfte mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, und auf seinen beträchtlichen Domänen Beispiele für das ganze Land gegeben. Keine dem Lokal angemessene Verbesserung ist unversucht geblieben; er hat sich auch bemühet, die Entdeckungen und Beobachtungen anderer Völker sogleich auf deutschen Boden zu verpflanzen. So hat er namentlich die wichtigsten neuen Einrichtungen in der englischen Landwirthschaft auf

seinen Domänen angebracht, und die Erfahrung, die man hier mit einem auffallend reichen Ertrag machte, trug nicht wenig dazu bei, sie in Deutschland allgemeiner zu machen. Ich nenne Ihnen nur als ein Beispiel die Abwässerungen, die bei mehreren sumpfigten Gründen mit dem größten Erfolg gebraucht sind, und viele Landeigenthümer in der umliegenden Gegend zur Nachahmung ermuntert haben.

Die natürliche Folge dieser Sorgfalt für eigenes Vermögen ist, die größte Ordnung in den Finanzen des Markgrafen. Einen großen Theil seiner Einkünfte zieht er, wie die meisten deutschen Fürsten, aus seinen beträchtlichen Domänen; eine Quelle des Einkommens, deren Ergiebigkeit ganz auf die Art der Benutzung beruhet. Dem Markgrafen werfen sie so viel ab, daß er, ungeachtet mancher Defekte und mancher Ausgaben während des Krieges immer das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe erhalten kann. Gaben gute Jahre einen Ueberschuß, so wandte er ihn theils an zum Ankauf neuer Domänen oder zu wichtigen Verbesserungen der alten; theils nutzte er ihn als Ersparung, um den Unterthanen in harten Jahren

Nachlaß an den Abgaben bewilligen zu können, oder ihnen im Kriege und bei andern plötzlichen Unfällen eine baare Unterstützung zu reichen. Dabei bemerkt man aber immer in den eigenen Ausgaben des Fürsten und in allem, was zu dem Außerordentlichen gerechnet wird, jene weise Sparsamkeit, die sich in Ansehung des mehr oder weniger in die Zeiten zu fügen weiß, ohne dem Anstand etwas zu vergeben, und ohne daß andere als sehr geübte Augen nur einmal einige Einschränkung wahrnehmen.

Auch trifft eine solche Verminderung der Ausgaben niemals Gegenstände der Wohlthätigkeit, die in manchen andern deutschen Ländern zuerst beschnitten werden, wenn die Rentekammern die Einnahmen geringer als gewöhnlich finden. Nicht so im Badenschen: hier vergrössern sich vielmehr diese Ausgaben oft durch eben die Ursachen, aus welchen die fürstlichen Einkünfte abnehmen. Der Markgraf verwendet nicht blos aus den eigentlichen Landeseinkünften eine beträchtliche Summe zur Unterstützung der Armen und Bedürftigen: er thut mehr noch aus seiner Chatoulle. Und hierin wetteifert mit ihm seine Familie. Die liebenswürdigen Prinzessin-

nen finden ein vorzügliches Vergnügen darin, Wohlthaten auszutheilen, deren Geberinnen man nur aus der schönen, feinen Art erräth. Mehrere, ganz unverdächtige Zeugen haben mir Züge von diesen Gesinnungen erzählt, denen niemand die innigste Theilnehmung versagen kann; sie stellen uns in dem vollkommensten Lichte das reizende Bild von Fürsten dar, die in der That einen der ersten Vorzüge ihres Standes darin setzen, die vorzüglichen Mittel, die er ihnen giebt, anzuwenden, um in dem Zirkel, der sie zunächst umgiebt, so viel Glück als möglich zu verbreiten.

Einer ähnlichen Gesinnung des Markgrafen verdankt das Land, insonderheit Carlsruhe, das sichtbare Aufblühen des Kunstfleißes. Er hat durch ansehnliche Vorschüsse und andere angemessene Unterstützungen Fabriken zu schaffen und Künstler zu bilden gesucht. Allenthalben bewies er dem einheimischen Künstler jene vorzügliche persönliche Aufmerksamkeit, die kräftiger als alle Geldbeiträge auf den Künstlergeist wirkt. Er setzte immer einen Genuß darin, in seinem Schloß, in seinen Häusern, auf seinen Gütern, kurz zu seinem persönlichen Gebrauch einheimi-

sche Meubeln, einheimische Fabrikate zu haben. Dadurch erreichten die Fabriken und Manufakturen in einem nicht gar langen Zeitraum eine im Verhältniß zu den Mitteln des Landes bewundernswürdige Höhe. Die einzige Fayancemanufaktur, die in der umliegenden Gegend in verdientem Kredit steht, ist älter, als die Regierung des Markgrafen; alle andere Fabriken und Manufakturen sind erst unter ihm entstanden, und von ihm, besonders im Anfange, durch einen beträchtlichen Aufwand befördert. Gleichwohl ist ihre Anzahl jetzt ansehnlich, und ihre Gegenstände sind sehr mannigfaltig.

Carlsruhe, dem Range nach die zweite Fabrikstadt im Lande — die erste ist Pforzheim — zählt etwa 10000 Einwohner, die ihre Nahrung vielleicht eben so sehr dem Gewerbfleiße als der Hofhaltung verdanken. Die Stadt gehört zu den wohlhabenden in Deutschland, und man bemerkt in dem Ameublement auch in guten Bürgerhäusern eine Eleganz, die nicht blos von dem Wohnsitz eines fürstlichen Hofes, sondern auch von geschickten Arbeitern zeugt. Wirklich sind die Tischlerarbeiten und überhaupt die Meubeln in Carlsruhe sehr vorzüglich; sie werden in sol-

cher Menge und zu so billigen Preisen verfertigt, daß sie einen starken Absatz in der ganzen umliegenden Gegend haben. Auch Wagen und Lederwaaren macht man von vorzüglicher Güte, beides zum einheimischen Verbrauch und zum Vertrieb außer Landes.

Die Lage von Carlsruhe ist einzig, am Ende eines Waldes um das Schloß herum, als ein Fächer, dessen 9 Strahlen die Straßen in der Länge ausmachen. Diese werden in der Breite durch zwei Hauptstraßen durchschnitten, die sich von dem einen Ende der Stadt bis zum andern erstrecken. Alle Gassen sind breit, gerade, hell, und sehr gut gepflastert. Die Häuser sind meistens von zwei Stock, gut gebauet, fast in gleichem Stil. In den letzten zehn Jahren ist die Stadt in den neuen Anlagen noch weiter ausgebauet. Hier sind gerade die schönsten Gassen eingerichtet, und mit den besten Häusern, großentheils von drei Stock besetzt, zu deren Erbauung nach Modellen der Markgraf ansehnliche Vorschüsse gab. Allenthalben bemerkt man große Reinlichkeit; auch hat die Stadt eine reichliche Beleuchtung. Um die Stadtthore sind die herrschaftlichen Waldstücke zu zwei verschiedenen Zei-

ten ausgereutet, und als Gartenplätze unter die Bürger vertheilt.

Das Schloß ist geräumig und bequem eingerichtet, aber nicht prächtig. Der Vater des jetzigen Markgrafen, Carl Wilhelm, bestimmte es zu seiner Residenz. Von dem sogenannten Bleithurm an der einen Seite des Schlosses hat man eine schöne Aussicht über die weite rastadter Ebene und in der Ferne auf die umliegenden Berge. Diese Berge an der durlacher Seite sind doch nicht weit entlegen. Man erreicht den Fuß derselben in einer halben Stunde. Auch einige Zimmer im Schlosse haben angenehme, ländliche Aussichten: die übrigen gehen auf die Stadt. Der Schloßplatz vor dem Schlosse nach der Stadtseite ist groß und schattig; aber nicht schön. Er ist in viele Alleen und Hecken zerschnitten, die ein steifes Ansehen haben. Indeß sollen sie sich bei festlichen Erleuchtungen sehr schön ausnehmen. Schon der Anblick der Stadt in der gewöhnlichen Beleuchtung von dem Schloßthurm herab ist in der That prachtvoll: die Stellung in dem Endpunkt, worin alle Strahlen des Fächers zusammenlaufen, verstärkt den Eindruck ungemein. Um den Schloßplatz herum

sind in dem ganzen halben Zirkel alle Häuser unter einem Dach. Man geht hier immer bedeckt unter Arkaden, die aber durch die Gassen unterbrochen werden, welche die Länge herab laufen.

Hinter dem Schloß liegt ein großer Park, oder vielmehr ein Wald, worin in verschiedener Richtung 32 Alleen ausgehauen sind. Sie erstrecken sich noch außerhalb des Parks in den Wald meilenweit und fast ganz bis Gräben. Dieser Park ist der allgemeine Spatziergang der Einwohner. Er bietet ihnen auch in der größten Hitze einen undurchdringlichen, kühlen Schatten dar: aber sie bedürfen dessen auch um so mehr, weil die Hitze in dieser sandigen Ebene, welche die Winde nicht durchstreifen können, fast unerträglich seyn würde. Die schönsten Parthien des Parks, der Fasanengarten und der Schloßgarten sind besonders eingefriedigt: doch weiset keine Wache den Wanderer zurück. Ich habe hier auch keine Verbote, keine Strafbefehle gegen nachtheilige Verletzungen bemerkt: lassen Sie uns hoffen, daß die Einwohner von Carlsruhe so gut geartet, ihrem Fürsten so ergeben sind, daß er nicht nöthig hat, Undankbarkeit

abzuwehren, indem er für das allgemeine Vergnügen in dem möglichst freien Umfange sorgt.

In diesem Park liegt die Steinschleiferei des Hofsteinschleifers Meyer, eine Fabrik, die selten in ihrer Art ist und die Aufmerksamkeit aller Reisenden verdient. Der Eigenthümer hat seine Arbeiten bis auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, und weiß ihnen mit vielem Geschmack eine große Mannigfaltigkeit zu geben. Vorzüglich veredelt er einheimische Steine. Die Rheinkiesel weiß er so zu schleifen, daß sie an Helle und Farbenstrahl den schönsten Kristallen gleich kommen. Ich habe auch sehr schöne badensche Chalcedone und Achate verarbeitet gesehen. Ueberhaupt verdankt man diese Benutzung der Landesprodukte der Sorgfalt des Markgrafen. Fast seit 1754 sind diese feineren Steine entdeckt, weil man ihre Aufsuchung durch Prämien beförderte, und jetzt zählt man schon gegen 80 Arten von mannigfaltiger Schönheit. Herr Meyer verarbeitet aber auch viele ausländische Steine. Unter diesen habe ich mich nicht wenig gefreuet, isländische Lava zu finden. Sie nimmt einen vortreflichen Glanz an, und wird so zu Dosen, zu Halsbändern und anderem Ge-

schmeide geschliffen. Ich hoffe, der rastadter Kongreß soll zufälliger Weise beitragen, diesem vaterländischen Produkt größere Celebrität zu geben. Die Damen in Rastadt finden, daß die Lava: Perlen und Herzen und Andreaskreuze vorzüglich gut stehen, und Herr Meyer versichert mich, daß er sie in sehr großer Menge nach allen Theilen Deutschlands und selbst nach Frankreich und Italien versendet. Sonderbar genug, daß man in Carlsruhe Arbeiten aus isländischer Lava macht, auf die man nicht in Kopenhagen fällt.

Der botanische Garten ist sehr gut unterhalten, und mit großer Sorgfalt mit mancher merkwürdigen einheimischen Pflanze besetzt. In dieser Rücksicht haben, wie mich dünkt, dergleichen Anlagen für ein bestimmtes Local immer einen großen Werth. Sie geben die beste Gelegenheit, den Reichthum der Natur eben in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen, weil man so das Vorzüglichste in jeder Gegend am sichersten sammelt. Auch verbreiten sie den wissenschaftlichen Beobachtungsgeist mehr im Allgemeinen, und leiten ihn zu einer genaueren Untersuchung da, wo sich mehrere gleichartige Ge-

genstände bei einander finden. Deswegen ist mir zur Kunde der badenschen Pflanzen ein botanischer Garten in Carlsruhe viel wichtiger, als die vollständige Sammlung aller badenschen Pflanzen in dem großen botanischen Garten in Wien, obgleich in anderer Rücksicht dieser wieder seine eigenthümlichen Vorzüge vor jenem hat. In dem Carlsruher Garten befinden sich aber auch mehrere seltene ausländische Gewächse, und unter diesen ganz ausgezeichnete Exemplare. Man hieß mich unter diesen eine trefliche Sophara und einige schöne Kaffeebäume bemerken. Eine andere Einrichtung, deren Nutzen mir auffiel, ist, daß man durch einen Deich und einen künstlichen Felsen dafür gesorgt hatte, Pflanzen zu ziehen, die nur im Wasser und an Felsstücken wachsen.

Die fürstliche Bibliothek, in einem Pavillon des Schlosses, schien mir nicht außerordentlich zahlreich zu seyn, aber sehr gut auf den gemeinnützigen Gebrauch berechnet, und ganz dem Endzweck gemäß vorzüglich reich an großen Werken, die Gelehrte sich ihrer Kostbarkeit wegen nicht so leicht anschaffen. In dieser Rücksicht steht sie auch jedem zum Gebrauch auf die gefälligste

Weise frei, und alle Freunde der Litteratur bekommen ohne Schwierigkeit die Bücher, welche sie verlangen, in ihre Wohnung. Eben, indem man mir dieß sagte, fiel mein Blick auf eine große Lücke, wo ein sehr bändereiches Werk fehlen mußte. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß es die Schriften Voltaire's und die Encyclopädie wären. Aber sie waren nicht ausgeliehen: der französische General Delmas hatte sie geliehen und eingepackt. Der Bibliothekar sah traurig auf den Boden, und sagte blos: der Krieg führt so manches Uebel mit sich. Ein Stück noch, dachte ich, daß der General nicht in dem Geist der Gallerieestürmerei darauf gefallen war, die Carlsruher Bibliothek um ihre größte Seltenheit zu bringen, die in ihrer Art einzig ist. Diese besteht in einer sehr reichen Sammlung Tulpen in 14 großen Foliobänden, die zusammen 5298 Stück enthalten. Es war eine Liebhaberei des Markgrafen Carl Wilhelm, der viele Mühe und Kosten darauf wandte, und einige Exemplare sehr theuer bezahlte.

In eben dem Geschmack, als die Bibliothek, besitzt der Markgraf mehrere Kabinetter, die alle

zum gemeinnützigen Gebrauch mit der größten Bereitwilligkeit bestimmt sind. Sein physisches Kabinet enthält viele vortrefliche Stücke zur Kenntniß des Weltgebäudes und der Naturerscheinungen. Seine Modellkammer befaßt die wichtigsten Arbeiten für praktische Meßkunst, Mechanik, Hydraulik, bürgerliche und Kriegsbaukunst. Er besitzt eine reiche Sammlung vorzüglicher topographischer Risse, die mit vieler Einsicht geordnet ist. In dem Naturalienkabinet befinden sich besonders einheimische, und darunter mehrere seltene Mineralien und Conchylien. Noch reicher ist das Münzkabinet, das unter seiner Regierung sehr vermehrt ist. Es enthält sowohl vaterländische, als römische Münzen, auch verschiedene Medaillen, die sich durch Gepräge oder Seltenheit auszeichnen.

Das Gymnasium, welches im Jahre 1786 schon sein zweites hundertjähriges Jubelfest beging, ist seit 1750 nach einer sehr verbesserten Einrichtung, mehr dem praktischen Unterricht angepaßt. Hier erhalten auf 40 bis 50 junge Leute eine vollkommene Vorbereitung zu der akademischen Laufbahn, welche sie alsdann füglich in 2 Jahren endigen können, anstatt daß sie

ohne

ohne diese Hülfe 3, auch wohl mehrere Jahre brauchten. Der ganze Unterricht in dem Gymnasio ist auf 2 bis 3 Jahre vertheilt, und in dem dritten Jahre werden dann schon theologische, juristische und medicinische Vorbereitungs-Collegien gelesen. Vorzüglich aber erhalten die Studirenden auf dem Gymnasio, nach Anstellung mehrerer Lehrer seit 1764 in der angewandten Mathematik, der Experimentalphysik und Naturgeschichte einen so vollständigen Unterricht, wie selbst die Einrichtung der akademischen Studien ihn selten zuläßt. Für diesen Unterricht interessirt sich der Markgraf aus eigener Neigung ganz vorzüglich, und zum Gebrauch bei demselben sind vorzüglich seine eigenen Kabinetter und Sammlungen bestimmt. Sie, mein Freund, mögen nach Ihrem anhaltenden, vorurtheilsfreien Nachdenken über alle Abstufungen des wissenschaftlichen Unterrichts, am treffendsten darüber urtheilen, ob eine solche Anstalt, mit der gehörigen Sorgfalt unterhalten und geleitet, einem Lande von mäßiger Größe nicht wohl so nützlich ist, als eine vollkommene und gerechte Universität. Mir scheint es so, wenn ich meine Stimme mit geben darf. Ja ich gestehe Ihnen,

ich wünschte dieser Anstalt noch die, in einer Residenz ohne großen Aufwand mögliche weitere Ausdehnung, daß Theologen und Juristen sich hier zum Hausbedarf der Amtsbesetzung im Badenschen vollends ausbilden könnten, ohne durchaus der akademischen Wanderschaft weiter sich zu unterziehen. Daß ich deswegen ausgezeichneten Köpfen nicht die Gelegenheit benehmen will, sich durch den Unterricht mehrerer vorzüglicher Männer in demselben Fache noch mehr zu bilden — das wissen Sie ohnehin. Sie erinnern sich auch vielleicht noch aus unserm Briefwechsel über diesen Abschnitt des neuen preußischen Gesetzbuchs, daß ich den Staat nicht für befugt halte, einem jungen Menschen, der eigenes Vermögen hat, die Erlaubniß zu versagen, ausländische Universitäten zu besuchen, so lange es ihm gefällt. Aber eins ist, Ausnahmen zulassen, und etwas anders, sie als Regel festsetzen. So wie im Ganzen die moralischen und intellectuellen Eigenschaften der Studirenden beschaffen sind, und so wie die äußere Lage der bei weitem größten Mehrheit beschaffen ist, geschieht wahrlich den jungen Leuten selbst und ihrem Vaterlande, wo sie einst ein Amt bekleiden wollen, ein weit größerer

Dienst dadurch, daß man ihnen Gelegenheit verschafft, sich die nöthigen allgemeinen Kenntnisse zu verschaffen, ohne die Universität zu bereisen. Ich bitte Sie, sollten nicht unsere meisten Prediger und Advokaten oder Unterrichter ungefähr eben das geworden seyn, was sie jetzt sind, wenn ihnen nach einer guten Vorbereitung auf Schulen und dem Carlsruher Gymnasium ein geschickter Prediger, Advokat oder Beamter ein gutes Compendium ihrer Wissenschaft erkläret, und dabei einige Jahre lang einige praktische Anleitung gegeben hätte? Ich meine sicherlich. Und eben so gewiß bin ich überzeugt, daß ihre Sitten, ihre Finanzen, selbst ihre Brauchbarkeit zu Amtsgeschäften dadurch nicht wenig gewonnen hätten. Auch würde umgekehrt die Sittlichkeit der Studenten auf allen Universitäten, nach einer solchen merklichen Verminderung der Anzahl der Studirenden, sich mehr bessern, als durch alle möglichen Sittenedikte und Censuren; denn gerade in dem Beisammenleben einer so großen Anzahl zum Theil roher jungen Leute, von denen viele mit einem gewissen Grad von Armuth zu kämpfen haben, liegt ein Hauptgrund der

Unsittlichkeit, gegen die wir bis jetzt noch immer kein hinreichendes Mittel gefunden haben.

Diese Gedanken wurden desto lebhafter in mir, da ich mich mit verschiedenen würdigen Lehrern in Carlsruhe unterhielt, und so mich selbst überzeugte, daß man von ihnen einen auf alle Weise zweckmäßigen Unterricht erwarten kann. Mehrere von ihnen studiren ihre Wissenschaft mit ausgezeichnetem Eifer fort, und schaffen sich wohl zu dem Ende eigene Sammlungen an. So sah ich bei dem Hofrath Gmelin, der Professor in der Physik und Naturgeschichte ist, ein recht schönes Kabinet, das vorzüglich zum Gebrauch bei Vorlesungen eingerichtet war. Er zeigte mir eine neue Steinart, die eben, wie der Phosphorus, Blasen zieht, wenn man sie anhaucht. Besonders bemerkte ich eine schätzbare Classification von Edelsteinen. Hier sah ich den gelben Rubal, den man oft für gelben Diamant verkauft.

Zur weiteren Ausbildung der jungen Leute, welche von der Akademie zurück kommen, hat der Markgraf verschiedene Anstalten getroffen, die es noch leichter möglich machen, junge Leute ohne einen Aufenthalt auf einer Universität zur

Verwaltung öffentlicher Aemter anzuführen. Er hat ein Schulseminarium errichtet, und bald nachher ein Pfarrseminarium, in welchem die Kandidaten sich unter Anleitung der geistlichen Kirchenräthe zum Kanzelvortrag und dem Unterricht der Kinder bilden. Juristen und Kameralisten erhalten, nach einer vorhergegangenen schriftlichen und mündlichen Prüfung, den Zutritt in der Kanzlei eines Landescollegiums, um sich praktische Kenntnisse zu erwerben: meistens aber treiben die Juristen erst einige Jahre Advocatur und werden dann zuerst als Assessoren bei den Oberämtern angesetzt. Die jungen Mediciner finden Gelegenheit in Carlsruhe, unter den Augen geschickter Aerzte zu praktisiren und das Spital zu besuchen; und eine Anzahl von ihnen, denen ein Wartgeld gegeben wird, bilden sich unmittelbar unter der Weisung des ersten Spitalarztes. Ein ähnliches Wartgeld ist bei einigen jungen Wundärzten eingeführt, die sich bei der angestellten Prüfung zu Landchirurgen und Hebammenmeisterstellen geschickt bezeigen. Für ihre Bildung insonderheit wird durch das mit dem Gymnasium verbundene anatomische Institut gesorgt, wo sie jeden Winter theoretisch

und praktisch Unterricht erhalten; auch werden sie bei Verrichtungen der gerichtlichen Arzeneikunde auf dem Lande zugezogen *). Für die Vieharzeneikunde ist ein zu Charanton wissenschaftlich gebildeter Lehrer angesetzt, der in Carlsruhe darin Unterricht giebt, und über den Unterricht der Schmiede und Landleute die Aufsicht führt, welche auf sein Zeugniß die Erlaubniß erhalten, selbst zu praktisiren, zum Theil mit Beilegung einer Besoldung.

Bei dem Bauamte in Carlsruhe sind immer geschickte Lehrer zum praktischen Unterricht junger Ingenieurs, Feldmesser und Baumeister in allen in diese Fächer einschlagenden Gegenständen. Auch werden von Zeit zu Zeit fähige junge Leute auf Reisen in Rücksicht auf die verschiedenen Zweige der Kameralwissenschaft unterstützt.

*) Diese Verfügung scheint so musterhaft, daß sie billig allenthalben Nachahmung verdient, und allgemein dahin einzuführen wäre, daß der Amtsphysikus bei einer jeden solchen Verrichtung wenigstens einen jungen Arzt des Orts oder der Nachbarschaft und einen Wundarzt mit sich nehmen sollte.

Seit 1784 ist zu Carlsruhe ein Taubstummeninstitut errichtet. Der Vorsteher hat auf Kosten des Staats die vornehmsten Anstalten dieser Art besucht, und sich mit großer Sorgfalt mannigfaltige Erfahrungen gesammlet. Jetzt werden hier immer einige Taub- und Stummgeborne verpflegt, unterrichtet, und zu Handarbeiten geschickt gemacht. Jährlich wird eine öffentliche Prüfung angestellt, bei welcher der Fürst selbst zugegen ist, um durch die Bezeugung seiner vorzüglichen Theilnehmung Lehrer und Zöglinge zu ermuntern.

Die ganze Gegend von Carlsruhe ist sehr angebauet; man sieht allenthalben die Spuren einer mehr als gewöhnlich sorgfältigen Kultur. Vorzüglich sind die Baumpflanzungen gelungen. Man erstaunt, wenn man erfährt, wie jung diese Bäume sind, die jetzt in voller Pracht stehen. So ist die Allee, welche in einer geraden Linie eine halbe Meile lang nach Durlach führt, mit den schönsten italienischen Pappeln besetzt, deren üppiger Wuchs gewiß nicht errathen läßt, daß sie erst vor zwanzig Jahren gepflanzt wurden.

Durlach ist eine kleine, alte Stadt mit unregelmäßigen, meistens engen Gassen. Sie enthält etwa 3500 Einwohner, die sich größtentheils vom Feldbau nähren. Die Stadt treibt einen beträchtlichen Kornhandel. Sie hat auch einige Fabriken, besonders eine Krappfabrik, und die Fayancefabrik, welche gegen 60 Personen beschäftigt. Das alte fürstliche Schloß mag ehemals fest gewesen seyn, ob es gleich in der Ebene liegt. Ein Flügel desselben ist noch ziemlich erhalten; hier wohnt jetzt einer der Brüder des Markgrafen. Markgraf Carl Wilhelm wollte das Schloß, seit Jahrhunderten die Residenz der Fürsten, erweitern; aber die Einwohner weigerten sich, ihm einen Theil des Stadtfeldes zu überlassen. Darum legte er Carlsruhe an, und die Bürger bereueten zu spät, daß sie sich selbst die Hofhaltung entzogen hatten. Auch der Garten hinter dem Schloß war einst schön, nach dem alten Geschmack. Jetzt dient er nur besonders zu der Orangerie, die hier, durch einen Hügel gedeckt, vortreflich gedeihet. Doch enthält er auch eine Kunstmerkwürdigkeit, die in verschiedenen Gegenden im Badenschen aufgefundenen römischen Denkmale und Meilenzeiger.

Von Durlach ging ich über Ettlingen zurück. Es sind anderthalb Meilen; ebener Weg und fruchtbare Gegend. Man kömmt vor der rüppurer Mühle und einigen Gebäuden vorbei, die zum rüppurer Hof gehörten.

Ettlingen ist eine kleine, schlecht gebauete Stadt mit einem alten Schlosse. Dieß Schloß, ohne Zweifel zum Wohnsitz des Stifters einer fürstlichen Nebenlinie erbauet, giebt einen anschauenden Begriff von der Genügsamkeit unserer Vorfahren. Jetzt würde es kaum für ein mäßiges Privathaus gelten. Aber der Garten ist des vortreflichen Obsts wegen berühmt. Man zieht an keinem Orte im Badenschen das feine Obst in der Vollkommenheit, als hier. Am Rathhause rechts, an der Brücke über die Alb, steht ein römisches Denkmal des Neptun. Der Gott ist in Stein ausgehauen, mit dem Dreizack in der Hand und einem Meerungeheuer zur Seite. Eben ein solches Denkmal soll in dem Schloßhof zu Baden stehen, das den Römern wegen seiner Bäder wichtig seyn mogte.

Von Ettlingen ist noch eine Post bis Rastadt. Der Weg läuft fast parallel mit dem von Carls-

ruhe über die so genannte rastadter Heide. Man kömmt vor einer Dorfschaft vorbei, welche Bruchhäuser genannt wird. Die Chaussee scheint mir noch besser, als die nach Carlsruhe; sie dient auch im Winter oft zu einer Spatziers fahrt.

## XII.

Rastadt, den 1. März 1798.

In der Stunde, wo ich dieses schreibe, liebe Friederike, schlägt der letzte Glockenschlag der guten, alten Schweiz. Es ist zehn Uhr Abends. Jetzt läuft der Waffenstillstand ab, den der listige Brüne von der schwachen berner Regierung erschlichen hat. Nun ist er gerüstet, ist mit allen Bedürfnissen versehen, hat die berner Truppen desorganisirt oder aufgewiegelt: jetzt wird er den lang überlegten Streich führen, und die Schweiz wird französirt, wie die Lombardei.

O, über die arme Schweiz! Von allen Sünden der französischen Regierung ist keine so schreiend, wie diese. Ich habe, seitdem ich hier bin, dem Ungewitter, das sich über die Schweiz zusammenzog, mit einer Empfindung zugesehen, die ich selbst Ihnen nicht schildern kann. Wahrlich, wenn mich meine jetzige Lage mehr als gewöhnliche Zurückhaltung lehrt, so lege ich eine starke Probe ab, daß ich den Schmerz, den Un-

willen, die Bitterkeit nicht unzeitig laut werden lasse, die mich durchdringen, so oft ich an die Schweiz denke. Und dieß ist einer von den Gegenständen, die mich am meisten beschäftigen. Sie wissen, daß ich mich immer lebhaft für dieß Land interessirte: wie viel mehr jetzt, da ich dem Schauplatz näher bin, da ich die großen politischen Folgen der Eroberung der Schweiz genauer berechnen kann, da ich mit den wackern Männern täglich umging, welche Zürch und Bern hieher sandten, um einen letzten Versuch zu machen, ob nicht andere Mächte Europens sich ihrer annehmen würden.

Aber der Versuch blieb fruchtlos. Entweder sie glauben nicht, daß die Schweiz so leicht fallen werde, oder sie sehen es voraus, daß ihre Vorstellungen das golddürstige Direktorium nicht erweichen werden. Was weiß ich es? Aber das weiß ich — und gebe der Himmel, daß ich irren mögte — diese Stunde zündet das Kriegsfeuer auf dem festen Lande wieder an. Oesterreich, Italien und Deutschland können nie Frieden haben, wenn die Franzosen Meister der Schweiz sind. Und daß sie es werden, daran zweifle ich jetzt nicht im mindesten.

Ich klage und traure um die Schweiz nicht allein der Schweiz wegen, nein — wegen ganz Europa, wegen jedes gebildeten Menschen, in welchem Lande er auch immer leben möge, der Gefühl hat für Menschenwürde und für die Rechte der Menschheit. Die Schweiz, dieß glückliche Land, das nur durch eisernen Fleiß der genügsamen Bewohner unter dem Schutz eines ewigen Friedens blühend und zum Theil wohlhabend ward — dieß Land wird nun von Schaaren französischer Krieger verderbt, verwüstet, aufgezehrt werden. Das gutmüthige Volk, das größtentheils isolirt, zufrieden in sich selbst, des Lebens froh genoß, ohne irgend einem Nachbar wehe zu thun — das Volk ist schon durch fühllose Bösewichter seit Jahren so bearbeitet, daß hie und da Gährungen ausbrachen, die nicht ohne große Mühe vielleicht erst nach Verlauf vieler Jahre sich ganz wieder stillen lassen. Kommen jetzt französische Armeen hinzu, werden die unglücklichen Grundsätze der französischen Constitution angenommen, so ergreift, es ist nicht mehr die Frage davon, in kurzer Zeit ein politischer Schwindel dieß Volk, das bis dahin gut und ruhig war, dessen Leiden-

schaften aber wie ein reißender Strom rasen werden, wenn sie einmal aufgeregt sind, und wenn alle Bande, die sie bis jetzt zurückhielten, frevelhaft zerbrochen werden. Wer mag die Summe dieses Elends ziehen: wer mag sagen, hier wird es aufhören?

Aber der Verlust der Freiheit der Schweiz trifft nicht blos die Schweiz allein: ich mögte sagen, daß alle Länder Europens darunter leiden. So lange die Schweiz ihre alte, auch einst durch Blut erkaufte, aber nun in Jahrhunderten nie angefochtene Verfassung behielt, so lange war eine große Strecke des österreichischen und des französischen Gebiets gegenseitig vor feindlichen Angriffen gesichert. Es gab also in beiden Reichen Gegenden, und selbst in der Nähe des Kriegsschauplatzes, wohin die Waffen nicht leicht dringen konnten. Die Schweiz, neutral durch ihre Lage und ihr politisches Interesse, knüpfte selbst während des Kriegs den Handel und so manche andere Bande wieder an, wodurch das Uebel des Kriegs gemildert wird. In Zukunft werden alle diese Vortheile aufhören: im Gegentheil wird nun eine Veranlassung mehr zu Kriegen zwischen Frankreich und Oesterreich

entstehen, durch die Leichtigkeit, womit das eine oder das andere Heer durch die Schweiz vorrücken kann. Man hat es so oft mit Recht gesagt, daß die Schweiz den kriegführenden Mächten im südlichen und westlichen Europa eben das wäre, was die neutralen Seemächte Frankreich und England sind, daß wahrlich nur ein hoher Grad leidenschaftlicher Verblendung das französische Direktorium zu dem unseligen Beschluß bringen konnte, diese Neutralität auf immer zu untergraben.

So lange noch die bisherige Verfassung der Schweiz bestand, so hatten wir auch in Europa ein Land, wo man in der bürgerlichen Gesellschaft leben konnte, wo man den vollkommensten Genuß des Eigenthums, alle mögliche persönliche Sicherheit hatte, ohne an irgend einen Staat gebunden zu seyn. Wenn jemand, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, in seinem Vaterlande Unrecht erlitt oder Kränkungen erfuhr, die ihm den Aufenthalt unleidlich machten, so fand er in der Schweiz einen Zufluchtsort, wo niemand sich um seine politischen Meinungen kümmerte. Ward ein wohlgesinnter Irrgläubiger von den Rechtgläubigen so anhaltend verfolgt, daß sie

ihn zuletzt, der Stadt oder der Gemeine, oder wohl gar dem ganzen Staat zum Besten, zwangen, die Gesellschaft seiner Mitbürger zu fliehen, so bot ihm die Schweiz eine Freistätte dar, wo niemand nach seiner Religion fragte. Flößte häusliches Ungemach, bitteres persönliches Leiden, einem Unglücklichen eine solche Abneigung gegen die menschliche Gesellschaft ein, daß er glaubte, nur in einer ihm fremden Welt Ruhe wieder zu finden, so hatte er in der Schweiz die Wahl unter tausend einsamen Wohnungen, fast von allen Charakteren und Nüancen der Schwermuth. So war die Schweiz dem Unglücklichen jeder Gattung ein allgemeiner Zufluchtsort. Wenn man ihn auch nicht wirklich suchte, so lag doch schon etwas überaus beruhigendes in dem Gedanken seiner Existenz. Wie manchen richtete nicht in politischen und religiösen Verfolgungen der Trost auf: wenn es zu arg wird, so kannst du in der Schweiz Sicherheit und Ruhe finden. Denn bisher war dort vollkommene Sicherheit und Ruhe. Ganz Europa schien, wenn ich so sagen darf, die moralische Neutralität der Schweiz zu achten, wie ihre politische, und man hat kein Beispiel, daß irgend ein

Despot einen Flüchtling dem Schatten eines friedlichen Schweizerthals mit Gewalt wieder entriß. Aber so wird es nicht in Zukunft seyn. Unglückliche bedürfen der Ruhe, bedürfen der Gewährleistung des äußeren Friedens. Wann wird Ruhe wieder in der Schweiz wohnen? wer will ihr den Frieden verbürgen, wenn jetzt das französische Direktorium mit Heeresmacht die alte Verfassung umstürzt, ihnen eine nach der französischen gemodelte aufdringt, und sie dann, wie Cisalpinien, durch den verderblichsten aller Verträge, durch einen Allianztractat, mit Frankreich amalgamirt?

Und indem die französische Regierung diese heillose Veränderung hervorbringt, wie grausam spricht sie dadurch zugleich allen Menschenrechten Hohn! Denken Sie zurück, liebe Friederike, an jene ersten Tage der Revolution, wo wir, um den Lehnstuhl des guten Vaters versammlet, der Nationalversammlung lobpriesen wegen des schönen Beschlusses niemals einen Eroberungskrieg zu führen. Erinnern Sie sich noch, wie damals der Vater halb unwillig sagte: Ja, ihr werdet sehen, wie sie Wort halten! Freilich! sie haben schön Wort gehalten. Wir

wollen nicht davon reden, daß die Regierung wenig Jahre nachher die Farce gab, Volksdeputirte von Avignon, vom Bisthum Basel, von Savoyen und Nizza, von ganz Belgien und Lüttich die Einverleibung dieser Länder begehren zu lassen: für diese Eroberungen läßt sich doch wenigstens das Kriegsrecht anführen. Schlimmer schon in jeder Rücksicht war es, daß sie nach der Eroberung der Lombardei die bisherige Verfassung umstürzten, und das Volk nöthigten, ganz wider seinen Willen republikanisch zu werden: dieser Eingriff in die Menschenrechte steht fürwahr einer Regierung sehr übel, die sich für die Schutzgöttin der Freiheit erklärt. Aber der Frevel, den sie jetzt gegen die Schweiz begeht, ist noch ohne allen Vergleich größer. Dieß Land war fre, lebte in tiefem Frieden mit allen Nachbarn, hatte der französischen Regierung nicht den mindesten Anlaß zu Klagen gegeben. Das half alles nichts. Das Directorium nahm Aufrührer, die es selbst aufgeregt hatte, gegen die rechtmäßigen Regierungen in Schutz; erklärte — ein unerhörtes Beispiel in der Geschichte — die Mitglieder dieser Regierungen, der Regierungen eines noch freien Volks, persönlich verant-

wortlich für alles, was sie gegen jene Aufrührer vorkehren würden; verlangte zuletzt geradezu — unter Androhung eines feindlichen Ueberfalls — Abschaffung der bisherigen Regierungen und Einführung neuer von Paris aus vorzuschreibender Formen. Niemals sah man wohl noch einen übermüthigeren Mißbrauch der Macht; nie eine grausamere Unterdrückung eines Volks mitten im Frieden. Selbst die letzte Theilung von Polen ist nicht damit zu vergleichen. Dort hatten doch die theilenden Mächte einen Grund in der unheilbaren inneren Zerrüttung Polens, welche diese Auftheilung gewissermaaßen als eine politische Nothwendigkeit aufstellen konnte. Auch trieben sie nicht unanständigen Spott mit den heiligen Namen der Freiheit und Menschenrechte; sie erklärten vielmehr offen und ohne Rückhalt ihre Absicht, die besetzten Provinzen ihrem Zepter zu unterwerfen. Aber die französische Regierung fällt die Schweiz an, ohne auch nur den mindesten Schein für sich zu haben; dabei spottet sie, gleich den verschrieenen Tyrannen des Alterthums, ihres Schlachtopfers, und verspricht dem Lande, auf dessen Plünderung es angesehen ist, den vollen Genuß der Freiheit und der Men-

schenrechte. Wahrlich, in dessen Brust muß alles Gefühl erstorben seyn, der dabei kalt bleiben kann; der nicht mit dem bittersten Unmuth diese ungleiche Vertheilung der Kräfte ansieht, welche es dem Stärkern möglich macht, ohne alle Ursache den Schwächeren muthwillig zu Boden zu werfen und unter die Füße zu treten. Wenn irgend etwas Moralität und Achtung für Menschenrechte verhöhnt, so ist es ein solches Betragen: und fast mögte der Unterdrückte in seiner Verzweiflung über ein solches ungerechtes Schicksal seinen auch den einzigen letzten Trost verlieren, fast mögte er sogar in dem Glauben an die Vorsehung wanken, wenn nicht bald die Rache des Himmels die Bösewichter trifft, welche die menschliche Freiheit zu solchen Schandthaten mißbrauchen *).

Fragen Sie mich nun, warum denn die französische Regierung ohne alle Noth sich dieser

*) Seitdem ich das schrieb, sind schon alle Hauptwerkzeuge der Unterdrückung der Schweiz, beides in der Schweiz und in Frankreich, den gewöhnlichen Vorstellungen nach, bestraft: die innere Strafe, die Quaal ihres Gewissens, wird wohl niemand zu schildern versuchen.

abscheulichen Ungerechtigkeit schuldig machte? was es denn für überwiegende Vortheile waren, die sie mit dem Ruin eines Landes, mit dem Verderben von zwei Millionen Menschen erkaufte? wie groß der Gewinn war, um dessen willen sie sich dem Haß, der Verachtung, dem Abscheu aller Redlichen Preis gab — was kann ich Ihnen anders antworten — als die Regierung der französischen Republik trat im Jahre 1798 alle Rechte der Menschheit und der Völker freventlich unter die Füße, um durch die Unterdrückung der Schweiz etwa zehn Millionen Thaler zu gewinnen. Dieß ist das Wort des Räthsels, zweifeln Sie nicht daran. In wenigen Tagen sind die Franzosen gewiß Meister von Bern, und dann werden Sie sehen, daß es dem berner Schatz galt, daß dieser das Ziel der französischen Bemühungen für die Schweiz war.

Zwar hat man mir gesagt, daß Buonaparte nicht günstig für die Schweiz gesinnt ist. Als er das letztemal aus Italien durch die Schweiz hieher reisete, soll er alle Höflichkeitsbezeugungen der Regierung von Bern mit ab-

schreckender Kälte abgelehnt haben. Dagegen fanden die, welche man in der Schweiz für französisch gesinnt hielt, bei ihm eine günstige Aufnahme. Er soll sogar deutlich genug in Genf angedeutet haben, daß diese Stadt und das Waadtland mit Frankreich der Lage nach vereinigt werden müßten. Wirklich gab er einen deutlichen Beweis davon, daß er die cisalpinische Republik mehr als die Schweiz begünstigte, indem er durch einen Machtspruch am 10. October 1797 die drei Graubündten unterworfenen Landschaften: Veltelin, Chiavenna und Bormio, die sich seit dem Mai 1797 revolutionirt hatten, der cisalpinischen Republik einverleibte. Allein ich kann mich doch nicht überreden, daß dieser wirklich große Mann zu einer solchen Ungerechtigkeit die Hand sollte geboten, vielweniger sie selbst eingeleitet haben *). Hat er sich nicht widersetzt, so rührt dieß vielleicht mehr daher, daß er der Regierung keinen hinlänglichen Wider-

*) Diese Vermuthung scheint jetzt neues Gewicht zu erlangen, da Buonaparte dem helvetischen Gesandten Glaire die künftige Unabhängigkeit der Schweiz und die Aufhebung des Allianztractats vom 16. Aug. 1798 feierlich zugesichert hat.

stand jetzt entgegen setzen kann; denn er muß sich wohl mehrere Dinge gefallen lassen, die auf keine Weise nach seinem Geschmack sind.

Aber das ist gewiß, daß der unselige 18. Fructidor der Todestag der bisherigen Schweizer-Regierungen war. Das französische Directorium hatte bis dahin noch nie eine offenbar feindselige Gesinnung gegen die Schweiz bewiesen. Wenn gleich die Anstifter und Beförderer der Volksunruhen in Genf, im Waadtlande und späterhin am zürcher See in den Jahren 1789, 1790 und 1795, in Frankreich mancherlei Unterstützung fanden, so kann man doch nicht sagen, daß die Regierung selbst einigen Theil daran nahm. Robespierre behandelte sogar geflissentlich die Schweiz mit vorzüglicher Schonung. Er erklärte, daß der Name eines Schweizers bei fränkischen Republikanern schon eine mächtige Empfehlung wäre. Nach seinem Tode blieb die damalige Regierung, der Wohlfahrtsausschuß, in eben diesen Gesinnungen. Er entließ alle Schweizer, die in holländischen, spanischen und sardinischen Diensten Kriegsgefangene geworden waren, auf ihr Wort unentgeldlich in ihre Heimath. Auch ist es ausgemacht, daß die Neu-

tralität der Schweiz in diesem und dem nächstfolgenden Jahre für Frankreich von der größten Wichtigkeit war. Sie versorgte nicht allein einen Theil der mittäglichen Provinzen mit Lebensmitteln: sie ward auch mehr als einmal die Freistätte geschlagener französischer Armeen, die waffenlos durch die Schweiz auf den vaterländischen Boden flüchteten.

Gerne möglich, daß das französische Directorium, als es seine Macht hinlänglich begründet glaubte, schon früher den Plan entwarf, die Schweiz zu unterjochen, ehe es ihn irgend kundbar werden ließ. Vielleicht wagte es diesen in der That bedenklichen Schritt nicht, so lange es noch die österreichischen Heere gegen sich hatte. Vielleicht hielten auch, wie man hier versichert, Carnot und Barthelemy das Ungewitter zurück, bis sie selbst zur Trauer aller Rechtschafenen verdrängt wurden. So viel ist gewiß, das Directorium änderte seine Sprache unmittelbar nach dem Frieden zu Campo Formio.

Verschiedene Schritte kündigten der berner Regierung von ferne ihr Schicksal an. Sie, als die mächtigste, mußte zuerst gestürzt werden;

der übrige Theil der Schweiz konnte nur schwachen Widerstand leisten.

Einer von den Häuptern der Mißvergnügten im Waadtlande, Cäsar Friedrich la Harpe, fand jetzt in Paris eine günstige Aufnahme. Er schrieb mehrere Flugblätter, um seine Parthei zum Aufstand gegen die Regierung zu reizen. Verschiedene Waadtländer vereinigten sich nun in Paris unter dem anerkannten Schutz des Directoriums. Sie reklamirten die Garantie Frankreichs, weil König Carl IX. den letzten Entsagungsvertrag garantirt hatte, wodurch das Waadtland im Jahre 1565 unter Vorbehalt seiner Privilegien von Savoyen an Bern und Freiburg gekommen war. Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, liebe Friederike, daß die Berufung auf diese Privilegien nur ein nichtiger Vorwand war. Es ist historisch erwiesen, daß die Waadtländer die Gerechtsame nicht hatten, welche sie jetzt in Anspruch nahmen; auch ist es moralisch gewiß, daß ihnen die berner Regierung gerne durch eine gütliche Vereinigung jede billige Forderung zugestanden hätte, gewiß mehr, als wozu sie berechtigt waren.

Aber es kam hier auch auf nichts weniger an, als auf das Recht alter Briefschaften. Die französische Regierung wollte nur einen Vorwand haben, die berner Regierung anzugreifen. Wie wenig sie auch das Urtheil der Welt achtet, so war doch die Stimme der Nation in Frankreich noch so laut für die Schweiz, daß sie doch nicht ohne eine scheinbare Ursache die Feindseligkeiten beginnen wollte. Einen solchen Anlaß gab jene Reclamationsschrift.

Indem der General Schauenburg am 14. Dec. 1797 unvermuthet das Münster- und Emmenthal als Theile des Bisthums Basel besetzte, und sich dadurch der wichtigsten Pässe des Jura bemächtigte, griff das Direktorium zugleich zu den diplomatischen Waffen. Der Narrateur universel hatte getreulich einen bestellten Artikel über die nahe Vereinigung des Waadtlandes mit Frankreich aufgenommen; er ward durch einen Schluß vom 17. Dec. unterdrückt, um vor dem Publikum die Uneigennützigkeit der französischen Regierung zu beurkunden. Dagegen forderte ein Dekret vom 27. Dec. dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten seinen Bericht über jene Petition der

Waadtländer ab. Der Bericht wartete nur auf das Dekret; denn schon am 28. Dec. erfolgte auf diesen Bericht das merkwürdige Dekret, welches die Regierungen von Bern und Freiburg persönlich verantwortlich machte für die Ausübung ihrer noch unbestrittenen Rechte.

Jetzt hätte, dünkt mich, die berner Regierung ernsthafte Maaßregeln ergreifen sollen. An den Gesinnungen des Direktoriums war nicht mehr zu zweifeln. Daß Nachgeben niemals von dem Untergang rettet, der einmal von diesen unerbittlichen Herrschern beschlossen ist, haben so viele Beispiele dieser Kriegsgeschichte bewiesen. Im muthigen Kampf ist vielleicht Rettung: unschlüssiges Zögern oder furchtsame Nachgiebigkeit bringt den gewissen Tod. Dieß schien die berner Regierung selbst zu fühlen. In dem ersten Unwillen über die unrechtmäßige Besetzung des Münsterthals sandte sie eine hinlängliche Anzahl Truppen an die Aar. Sie beschloß zugleich die Bundestreue der alten Eidgenossen anzurufen. Der Vorort Zürch schrieb auf ihre Veranlassung auf den 26. Dec. 1797 eine Tagsatzung nach Aarau aus. Aber diese Spannung des Augenblicks ließ nur zu bald nach. Anstatt die gün-

stige Stimmung des Volks zu benutzen, das über das Vorrücken französischer Posten bis auf fünf Stunden von Bern, und mehr noch über das Verantwortlichkeitsdekret höchst aufgebracht war, ließ sich die Regierung in unglückliche Unterhandlungen zu Paris ein. Der Erfolg davon war vorauszusehen. Das einzige Mittel, der Unterhandlung Fortgang zu verschaffen, das Anerbieten einer nahmhaften Summe hätte das Ungewitter nur zurückgehalten, bis ein neues Geldbedürfniß es wieder hervorriefe. Und zu diesem Mittel konnte sich die Regierung nicht einmal entschließen.

Das französische Direktorium, noch mehr aufgemuntert durch die Zaghaftigkeit der Regierung von Bern, fuhr mit raschen Schritten fort, die innere Uneinigkeit anzufachen. Es flößte den sogenannten waadtländischen Patrioten Muth ein, durch drohende Noten an den Rath, und durch die Annäherung von Truppen. Die Division Massena zog in das Ländchen Gex und in die Nachbarschaft Genfs. Nun forderte die Bürgerschaft von Lausanne die Zusammenberufung einer waadtländischen Ständeversammlung. Die Landgemeine Montreux bei Vevai

pflanzte am 4. Jan. den ersten Freiheitsbaum auf helvetischen Boden. Aber glauben Sie ja nicht, daß diese Schritte wirklich Wille der Mehrheit der Bürger waren. Bei weitem die meisten Bürger in den Städten, wie auf dem Lande, sind der Regierung herzlich ergeben. Einige wenige mißvergnügte ehrgeizige, einige unruhige junge Leute, schlechte Menschen, deren Geschicklichkeit sich nicht gut mit der gesetzlichen Ordnung verträgt — das sind die Helden dieser Revolution. Man hat mich versichert, daß die Unterschriften, die französische Blätter] auf Jahrtausende angeben, nur mit Mühe zum Theil durch abscheuliche Drohungen in geringer Zahl zusammen gebracht sind. Hätten die Beamten, denen diese Umstände nicht unbekannt seyn konnten, hier mehr Entschlossenheit bewiesen, so wäre wahrscheinlich für jetzt die Gefahr noch abgewandt. Man hätte die Verfasser solcher Bittschriften festsetzen sollen, bis die Unterschriften gerichtlich verificirt wären. Sie würden schwerlich Beistand gefunden haben, und eine solche kräftige Maaßregel hätte dem Muth aller Gutgesinnten zur Dämpfung der Unruhen, die etwa im finstern schlichen, eine bestimmtere Richtung gegeben.

Zugleich hätte die Regierung die Truppen zusammenziehen und an die Grenze verlegen sollen. Die Division, welche damals in der Nähe war, konnte sich ihnen nicht entgegenstellen, und die Jahrszeit ließ keine schnelle Ankunft von Hülfsvölkern zu. Mir wenigstens fiel dabei gleich der Vendéekrieg ein. Die Vendée ist ungefähr ein Land, wie die Schweiz: aber die Mittel der Vendeer lassen sich mit denen der Schweizer nicht vergleichen. Dennoch wissen wir, wie diese Leute Jahre lang kämpften, wie sie am Ende eines blutigen Krieges dennoch Frieden auf Bedingungen erhielten, die das Direktorium der Schweiz gewiß nicht bewilligen wird.

Die berner Regierung wollte auch einen entscheidenden Schritt gegen die Volksbewegungen vornehmen, aber sie fehlte in der Wahl. Sie ließ alle Gemeinen des Waadtlandes zusammenberufen, um am 10. Jan. ihrem Souverain auf das neue einen feierlichen Eid der Treue zu schwören. Diese Maaßregel hätte wirksam seyn können, wenn man versichert gewesen wäre, daß die Gutgesinnten in allen Gemeinen die Oberhand behielten. Dieß war nicht der Fall. Einige Gemeinen weigerten sich, den Eid zu leisten;

bei andern wagte die Obrigkeit nicht, ihn zu fordern. Freilich leistete ihn die überwiegende Mehrheit: aber in solchen Fällen sind alle Ausnahmen gefährlich. Der Muth der Unruhestifter stieg unglaublich in den Gemeinen, wo sie über die Regierung siegten. Lausanne ward nun bestimmt der Brennpunkt einer keimenden Revolution. Hier bildete sich am 15. Januar ein Centralausschuß, hier vereinigten sich in der Stille Bürgerwachen, hier schmiedete man, die Flugblätter, womit jetzt, nach der Revolutionssprache, der Patriotismus genährt ward. Von diesem Ort aus verbreiteten sich Emissare in die übrigen Städte des Waadtlandes: die Stadtgemeinen fingen an, mit einander zu correspondiren, unter dem Namen der Committé's, eben wie ehemals die streitbaren Töchter des Jacobinerklubs in Paris.

Jetzt beschloß der geheime Rath in Bern, Gewalt zu gebrauchen; spät freilich, aber noch nicht zu spät. Hätte man den Anfang gemacht mit einem schnellen Streich, der die wenig zahlreichen Häupter der Revolutionnäre unvermuthet treffen konnte, so wäre vielleicht der Vulkan noch im ersten Ausbruch erstickt. Allein man wollte

zugleich unterhandeln. Dadurch verrieth man den unternehmenden Gegnern eine Schwäche, welche diese, kühn durch die Nähe französischer Truppen nur zu gut nutzten. Der fast unumschränkte Befehlshaber der Truppen, gewissermaaßen auch der Unterhändler, war der Landvogt von Mouden, Obrist Weyß, ein Mann, dessen Charakter und unbestimmte Grundsätze es fast unerklärbar machen, wie die Wahl auf ihn fiel. Ihm wurden zwei gemeinschaftliche Deputirte der Eidgenossen zugegeben, um den Unterhandlungen desto mehr Eindruck zu verschaffen. Weyß fand kein Gehör; er sollte nur die einzelnen Gemeinen hören, und sich in keine allgemeine Unterhandlung einlassen. Die revolutionnären Comité's, unterrichtet von den Beschlüssen des geheimen Raths, gewannen einige Tage Zeit: sie bildeten nach französischem Zuschnitt Nationalgarden zu Lausanne und Vevai. Weyß, der keine Truppen bei sich hatte, mußte sich nach Yverdün flüchten. Nun brachen von Bern am 17. Januar vierzehn Bataillons deutscher Miliztruppen gegen das Waadtland auf. Noch hätten sie die Revolution unterdrücken können. Allein Weyß wankte unschlüssig. Die

eid:

eidgenössischen Deputirten riethen noch einmal zur Güte. Sie reiseten am 20sten nach Bern ab mit dem Ultimatum des Centralausschusses, eine ungeziemende Bittschrift, worin eine deutliche, schnelle Antwort auf alle Vorstellungen der Gemeinen verlangt ward. Weyß erhielt Befehl, die Aufrührer anzugreifen. Er zögerte noch einmal, weil er noch immer auf die Kraft seiner Ermahnungen rechnete. Aber die Aufrührer zögerten nicht. Als der Obrist endlich am 23. Jan. sich anschickte, auf Lausanne zu rücken, griffen sie zuerst in den meisten Städten zu den Waffen. Der Centralausschuß in Lausanne erklärte sich am 24. Jan. zu einer unabhängigen Generalversammlung. Am folgenden Tage sandte man Deputirte an den General Menard nach Ferney, ihn zu bitten, den Rückzug der deutschen bernerischen Truppen aus dem Waadtlande und die Einstellung der Dispositionen des Obristen zu bewirken. Es war indeß nicht die Absicht des Ausschusses, französische Truppen in das Waadtland zu ziehen. Sollten Sie es glauben? Diese Menschen waren wirklich so bethört, so unerfahren in der Revolution, daß sie sich einbildeten, die französische Regierung würde ihre

Vermittelung bewilligen, ohne die Gelegenheit zu nutzen; eine dürftige Armee mit allem zu versehen, und Contributionen und Requisitionen für ihre Mühwaltung zu erheben. Aber diese Uneinigkeit war dem General Menard nicht zur Pflicht gemacht. Er sollte mit Eifer die erste Gelegenheit ergreifen, das Waadtland zu besetzen. Daher erklärte er dem Obristen am folgenden Tage, er würde ihn an der Spitze seiner Division zwingen, sich mit seinen Truppen zurückzuziehen. Noch war Weyß ihm überlegen. Seine Truppen waren zahlreicher; sie hatten eine ungleich stärkere Artillerie; sie waren voll guten Willen. Die Schweizer fochten, sie wußten es, für ihr Vaterland: die Franzosen nur für Beute. Aber, anstatt jetzt auf der Stelle seine Maaßregeln zu nehmen und das Terrain zu benutzen, das er ganz für sich hatte — gab Weyß eine ausweichende Antwort. Menard hätte sich sicherlich bedacht, anzugreifen: auf schwache Antworten war er gefaßt und instruirt.

Ein Zufall beschleunigte seinen Einmarsch. Ich will glauben, daß es ein Zufall war; wenigstens war der Vorfall gewiß nicht auf Seite

der Schweizer vorbereitet. Der französische Adjutant Autier ward auf dem Wege nach Yverdün in Thierens von den Vorposten angehalten, weil ihn französische Husaren und ein waadtländischer Dragoner begleiteten. Die Husaren zogen den Säbel gegen die Wache. Diese that ihre Pflicht. Sie gab Feuer. Ein Husar und der Dragoner fielen: der zweite Husar ward entwaffnet. Natürlich war dieß nach der Taktik der französischen Regierung ein verrätherischer Angriff, ein unerhörter Frevel der berner Oligarchen, der nur durch den Untergang des Staats abföhnen konnte. Wirklich war der geheime Rath schwach genug, die Soldaten, die ihre Pflicht gethan hatten, auszuliefern: aber das französische Kriegsgericht sprach sie selbst frei, und entließ sie ungestraft.

Indeß rückte nun Menard am 27. und 28. Jan. in das Waadtland ein. Nach Gewohnheit der französischen Generale theilte er Proclamationen unter das Volk aus, worin die herrlichsten Versprechungen gegeben wurden, die man keinen Augenblick zu halten dachte. Die berner Truppen gingen nun auf das deutsche Gebiet zurück. Obrist Weyß kam selbst, ohne Be-

fehl, nach Bern: er sah sich aber von dem allgemeinen Unwillen so sehr verfolgt, daß er verschwand. Er hatte durch sein unkluges Betragen sehr viel zum Verlust des Waadtlandes gethan, das ein Roverea noch retten konnte. Nun ist es verloren; wenigstens verloren, bis die 15000 Franzosen auf das Haupt geschlagen werden. Wer wollte wohl daran zweifeln, daß dieß möglich sey? Noch jetzt sind in der Schweiz über 20000 Soldaten, die aus französischem Dienst zurückkamen. Blos nach dem 10. August 1792 wurden 10000 Mann tractatwidrig zurückgesandt, die alle vollkommen disciplinirt und so geübt sind, daß man sie sicher jeder Armee entgegen stellen kann. Man hat mich versichert, und es ist sehr glaublich, daß eine große Zahl von ihnen bei dem Corps des Obristen war; daß sie von Streitlust gegen die Franzosen entbrannt waren, und sich wohl vorsetzten, ihre Kameraden zu rächen, die am 10. August, als ein schönes Opfer der Treue, in dem ungleichsten Kampf fielen. Setzen Sie nun dazu, daß diese Armee mehrere versuchte Officiere hat, daß sie mit einer vortreflichen Artillerie und einem Ueberfluß von Munition

versehen ist, daß sie in ihrem Lande steht und ein günstiges Terrain benutzen kann; so wird man es nicht für gewagt halten, wenn ich glaube, daß sie gar wohl selbst eine zurückkehrende Division der italienischen Armee schlagen kann.

Aber das ist freilich eine andere Frage, ob Bern, wenn es nun den ersten Schlag thut, bei den andern Kantons die Unterstützung finden wird, die unumgänglich nöthig ist, um den Verstärkungen zu widerstehen, welche die Franzosen nachrücken lassen. Bern ist der Gegenstand der Eifersucht verschiedener von den übrigen Kantons: besonders werden die kleinen demokratischen Kantons schwerlich weiter helfen, als um ihre eigenen Berge und Thäler zu vertheidigen. Selbst mit den größern Kantons ist das Einverständniß nicht sehr genau: die Macht, der auffallendere Wohlstand, wenn Sie wollen, auch der Stolz der Berner haben immer mehr oder weniger eine Art Neid erregt, welche Bern vielleicht eine Demüthigung nicht übel gönnen mogte. Allein ich glaube doch, daß diese kleinen Zwistigkeiten dem Nationalinteresse nachstehen, sobald dieses rege gemacht wird. Ist einmal Blut geflossen, haben einmal die Berner für die

Unabhängigkeit eines Schweizerkantons gegen die anmaaßende revolutionnirende Nation gefochten, und vor allen Dingen — haben sie den Sieg erhalten, so werden — ich zweifle nicht im mindesten daran — die übrigen Kantons bald von einem Enthusiasmus beseelt, der das französische Direktorium zwingen kann, seine Ungerechtigkeiten vielleicht zum erstenmal zu betrauern.

Nur das fürchte ich, daß die französischen Emissarien, mit den teuflischen Künsten der Revolutionnirung nur zu vertraut, die andern Kantons zeitig vergiftet haben; daß sie den Saamen der Zwietracht so fleißig ausgestreut, so sorgfältig gehegt haben, daß an keine ernstliche Vereinigung der Schweiz mehr zu denken ist. Dieß scheint der Ausgang der allgemeinen Tagsatzung zu Aarau und die seitdem erfolgte Demokratisirung der Regierung aller größeren Kantone deutlich genug anzuzeigen.

Diese Tagsatzung, ein schwaches Nachbild einer ehemals ehrwürdigen, ächt republikanischen Versammlung, kam am 26. Dec. zusammen. Ungünstige Umstände bedroheten sie von allen Seiten; aber es war, als erwachte wieder der alte Geist der Schweizer mit der lebhafteren

Erinnerung an die Vorzeit. Alle Deputirte zeigten den besten Willen: nur theilten sie auch mit ihren treuherzigen Vorfahren die Unkunde der Welthändel. Sie dachten sich die Schweiz noch in dem Verhältniß zu auswärtigen Feinden, worin sie damals stand, als sie zuerst ihre Unabhängigkeit erfocht. Alle Erfahrungen der letzteren Jahre waren für sie verloren. So wenig dachten sie sich die Gefahr, so dringend als sie wirklich war, daß sie fast nichts für die auswärtigen Verhältnisse thaten. Es war nicht die Rede von einer gemeinschaftlichen Gesandtschaft nach Paris: nicht die Rede von ernsthaften, nachdenklichen Erklärungen an den französischen Gesandten Mengaud, noch weniger von Anstalten zu einer allgemeinen Bewaffnung, die damals noch — Sie müssen sich zwei Monate zurück denken — alle Entwürfe des Direktoriums vereitelt hätten. Man ließ es dabei bewenden, einen doppelten verbandmäßigen Zuzug zu beschließen, der doch nur 26800 Mann beträgt: und diese, an sich nicht große, in viele kleinere, verschieden organisirte Korps vertheilte Hülfe ist nicht einmal zu einer Zeit und auf einem Fleck zu gebrauchen. Dagegen beschloß die Mehrheit der

Stimmen die feierliche Erneuerung des alten helvetischen Eidschwurs und der Garantie der jetzigen Verfassungen. Dieß Befestigungsmittel des Bundes, das seit hundert Jahren vergeblich betrieben war, mögte in minder stürmischen Zeiten von großem Erfolg gewesen seyn; jetzt hat es nur dazu gedient, die französische Regierung zu überzeugen, daß der graue Bundesverein hinfällig geworden ist. Die Feierlichkeit ward am 25. Jan. nach alter hergebrachter Sitte zu Aarau vollzogen, an eben dem Tage, da Menards Husaren die Kriegsbotschaft brachten. Aber wenig Tage darauf brachen in mehreren Gegenden Unruhen aus, die nur zu deutlich lehrten, daß der Väter Geist nicht mehr auf den Schweizern ruhet.

Auch während der Tagsatzung selbst unterließ Mengaud, der französische Bevollmächtigte, nichts, um die umliegende Gegend auf mannigfaltige Weise für die Absichten des Direktoriums zu bearbeiten. Er begab sich selbst nach Aarau, pflanzte die dreifarbige Fahne vor seinem Hause auf, zog alle unruhige Köpfe an sich, verbreitete mit verschwenderischer Hand Flugschriften, die unter mancherlei Gestalt theils die Gemüther

gegen die Regierungen aufbringen, theils wirklich die Revolution hervorrufen sollten. Insonderheit nahm er bald von diesem, bald von jenem geringfügigen Vorfall Anlaß, an die berner Regierung Noten zu richten, deren Ton immer drohender ward; und er eilte, sie sogleich gedruckt auszutheilen, um den Muth aller zerstreueten Patrioten zu beleben. Zugleich suchte er die Tagsatzung irre zu führen, indem er immer die Sache von Bern und Freiburg, die es nur allein mit dem Waadtlande zu thun hatten, als abgesondert von der der übrigen Kantone darstellte. Auch erregte er von der andern Seite arglistig Argwohn gegen Oesterreich, und den Gedanken an die Möglichkeit einer Theilung. Zu dem Ende erklärte er in einer Note am 11. Januar, Frankreich müsse gleichfalls Truppen in Helvetien einrücken lassen, wenn die Nachricht gegründet wäre, daß österreichische Truppen in Graubündten einfallen sollten. Diese verschiedenen Eingebungen hatten wirklich die Folge, daß die gemeine Meinung in der Schweiz wieder gegen das französische Direktorium war, als man es nach den bisherigen Vorfällen vermuthen mußte.

Am stärksten hatte Mengaud auf Basel gewirkt. Basel war sein beständiger Aufenthalt; hier fand er auch einige Personen, die vor andern schickliche Werkzenge zur Revolutionnirung der Schweiz abgeben konnten. Man setzt an ihre Spitze den Stadtschreiber Ochs, einen Mann von Kopf oder von unruhigem Geist und unbestimmtem Charakter. Er hatte sich Buonaparte bekannt gemacht, hatte ihn auf seinem Durchflug durch die Schweiz begleitet, und ging nachher nach Paris, wo er, wie man versichert, die Revolutionnirung der Schweiz betreiben will. Mit ihm sind mehrere Männer von Talent verbunden, die zum Theil die allgemeine Achtung ihrer Mitbürger haben. Allein irre geleitete Wirksamkeit, vielleicht auch falscher Ehrgeiz, scheinen sie von der sicheren Straße allmähliger Verbesserungen in den revolutionnirenden Strudel geworfen zu haben. Diesen Charakter nahm ihre Verbindung gleich bei ihrer Entstehung an. Sie nannten sie eine Gesellschaft der Freunde der Freiheit; aber sie zeigten sehr bald eine entschiedene Widersetzlichkeit gegen die Regierung und die Verfassungen, worauf sie gegründet war. Schon am Neujahrstage forderten sie alle Anhänger demo-

kratischer Grundsätze in den übrigen Kantons zum Beitritt auf. Besonders gelang es ihnen, den friedlichen Landmann aufzuwiegeln. Fast zu eben der Zeit, als im Waadtlande, entstanden am 8. Januar zu Aristorf und am 11. zu Liechstall aufrührerische Bewegungen. Wie die Revolutionnären im Waadtlande Fortschritte machten, erschien am 16. Jan. eine Addresse der Bürger der Landschaft an die Bürger der Stadt Basel, worin die Einführung durchgängiger politischer Gleichheit in drohendem Ton verlangt ward. Die Regierung schien noch unschlüssig, ob sie das Geschrei der Aufwiegler für die Stimme des Volks halten sollte. Sie ward bald belehrt, daß die Stimme des Volks nicht mehr durchdringen könne. Am 18. Januar bekriegten die Haufen bewaffneter Landleute die Schlösser der Landvögte; am 19. zogen sie als Besatzung in die Stadt ein. Nun fielen der Regierung die Zügel aus den Händen, Rath und Stadtbürgerschaft erkannten in einer förmlichen Urkunde die wohlbewiesenen Rechte der Landschaft an. Sie riefen die Repräsentanten des Kantons von Aarau zurück. Basel nahm nicht mehr Theil an der Erneuerung des Bundesvereins. Eine Natio-

nalversammlung von sechzig Gliedern eröffnete am 6. Februar ihre Sitzungen. Sie bestand aus 40 Mitgliedern aus der Stadt, wovon die Stadtbürger die eine, Landbürger die andere Hälfte wählten, und aus 20 Mitgliedern aus der Landschaft. Glücklicherweise hat diese Versammlung bisher sich weit gemäßigter betragen, als man es nach dem Vorbilde der Waadtländischen nicht erwarten konnte; aber sie gab doch das erste verderbliche Beispiel des gänzlichen Umsturzes einer rechtmäßigen Regierung und der förmlichen Trennung von Andersgesinnten.

Dieß Beispiel ward in Kurzem von den meisten übrigen Kantonen befolgt. Luzern trat zu den neuen Grundsätzen sogar ohne einen bestimmten Anlaß über. Die Regierung hielt den Drang der Umstände für so groß, daß sie die Zügel lieber selbst aus den Händen gab, als sie sich entreißen ließ. Sie wissen, daß in Luzern nur wenige Familien allein regierten, ohne Zuziehung der Bürgerschaft. Diese Oligarchen — auf sie paßte die Benennung viel besser, als auf die Berner — erklärten am 31. Januar, den unverjährbaren und unveräußerlichen Menschenrechten zu Liebe, die bisherige Regierungsform

für abgeschafft. Sie wollten selbst nur noch provisorisch die Regierung verwalten, und in dieser Eigenschaft Volksrepräsentanten berufen, um eine demokratische Verfassung auf vollkommene Freiheit und Gleichheit zu gründen.

Aarau, wo Mengaud nicht umsonst so lange gearbeitet hatte, sollte der nächste Schauplatz gewaltsamer Auftritte werden. Der Freiheitsbaum ward bereitet, noch während der Zeit, daß die eidgenößischen Deputirten über die Erneuerung des Bundes Rath pflegten. Er ward gepflanzt am 1. Februar, sobald sie die Stadt verließen. Die Bürgerschaft errichtete eine Sicherheitskommission: sie weigerte ihr Kontingent in das Feld zu stellen; sie erklärte in der That der berner Regierung offene Fehde. Allein dießmal hätte diese einen fähigen Vollzieher angemessener Beschlüsse. General Büren dämpfte die Bewegungen in der umliegenden Gegend so schnell, daß er schon am dritten Tage nach der Organisirung des Aufstandes gegen die Stadt zog. Die Patrioten, oder vielmehr die Häupter der Empörung mußten sich nach Lichstall flüchten; die Stadt kehrte zum Gehorsam zurück. Von Lichstall aus erhoben jene ihr wohlbekanntes Geschrei über die

abscheuliche tyrannische Behandlung, die sie erlitten hatten. Mengaud und die jungen schweizerischen Nationalversammlungen schnoben Rache.

Aber in eben diesen Tagen verlor die berner Regierung ohne allen Vergleich weit mehr, als was sie durch jene Festigkeit gewann. Es ist mir unbegreiflich, wie sie so zwischen entgegengesetzten Maaßregeln schwanken konnte; wie sie zu einer Zeit die sichtbarste Schwäche verrieth, wo nur Entschlossenheit, die an Kühnheit grenzt, den Staat zu retten vermogte. Sie wissen es wohl, liebe Friederike, daß ich von der Sitzung vom 3. Februar rede; von der Sitzung, worin der selbst seinen Feinden ehrwürdige Rath von Bern sich selbst das Todesurtheil sprach. Ohne Zweifel haben schon andere Ihnen über diese merkwürdige Sitzung geschrieben. Viele sehen gewiß die Sache aus einem andern Gesichtspunkt an, und würden mit mir zürnen, als einem leidenschaftlichen Vertheidiger der Aristokratie. Aber ich kann mir nicht helfen. Ich vermag nicht, mich zu überreden, daß Mitglieder einer Regierung groß und edel handeln, wenn sie Vorrechten in einem Augenblick des Sturms

entsagen. Sie mögen zehnmal selbst diese Vorrechte für ungereimt halten: der Augenblick der Noth ist nicht der Zeitpunkt der Veränderung. Hat die unendliche Mehrheit der Bürger bis jetzt ruhig sich diese Vervortheilung — wenn Sie wollen — Bedrückung sogar gefallen lassen: so macht sie die höchst gerechte Forderung an die bisherigen Machthaber, daß sie nun auch das Staatsschiff erst durch den Sturm bringen. Ist die Ruhe wieder hergestellt, dann mögen sie den Eingebungen ihres Herzens, den Rathschlägen der Großmuth folgen: dann mögen sie eine populäre Regierungsform einführen, wenn ihnen die aristokratische ungerecht dünkt. Aber im Sturm das Ruder verlassen, in der Gefahr von dem Posten weichen, wo man in einer langen Reihe von Jahren vor andern genoß, vor andern glücklich war — das ist Kleinmuth und Feigheit. Man sage mir doch ja nicht, daß die Stimme der Menschlichkeit, der Billigkeit, der Mäßigung eben in einem solchen entscheidenden Augenblick die Oberhand behalten müsse. Niemand glaubt daran. Hätten die Minister Ludwig XVI. in der königlichen Sitzung am 23. Junius 1789 die Hälfte von dem freiwillig ein-

geräumt, was man nachher den unglücklichen Monarchen zu sanctionniren zwang, so wäre nie eine Revolution, wie die jetzige, in Frankreich ausgebrochen. Damals hätte man mit Recht gesagt, der Monarch und seine Rathgeber opferten aus Ueberzeugung von dem Wohl des Staats, aus edlem Bestreben, Gutes zu wirken, einen Theil der königlichen Gerechtsame auf, um den übrigen mit Zuziehung von Volksrepräsentanten desto zweckmäßiger auszuüben. Damals hätte diese Sprache Eingang gefunden; man hätte ihr Glauben beigemessen. Später wäre sie auch von den Verständigen mit mitleidigem Achselzucken aufgenommen, weil über die wahren Beweggründe oder vielmehr über die wahren Triebfedern des erzwungenen Nachgebens nicht mehr zwei Meinungen seyn konnten. So ungefähr betrachte ich auch jenen Schritt des berner Raths. Die Erfahrung scheint dieß Urtheil schon in den drei Wochen, die seitdem verflossen, zu bestätigen: ich fürchte sehr, der Verfolg der Zeit wird es noch deutlicher lehren, daß eine Aufopferung unter solchen Umständen wenigstens keine gute Folgen haben konnte.

Den ersten Schritt lasse ich noch hingehen. Die Zusammenberufung der Deputirten von Landgemeinen und Städten konnte als eine Maaßregel angesehen werden, dem Rath in einer allerdings kritischen Zeit mehr Zutrauen zu erwerben, wenn diese Deputirten sich blos zur Berathung versammeln sollten. In diesem Sinn nahmen sie die wählenden Gemeinen wirklich auf; insonderheit die Landgemeinen, deren Wahl fast durchgehends auf Männer fiel, die mit wahrem Gemeinsinn aufrichtige Ergebenheit für die Regierung verbanden. Die große Mehrheit dieser 52 Deputirten, welche die ganze Land- und Bürgermiliz am 31. Januar unter den Waffen ernannte, begnügte sich auch mit einer blos berathenden Stimme. Aber damit war die Parthei nicht zufrieden, welche im Rath jene Maaßregel in der unglücklichen Absicht durchgesetzt hatte, eine unzeitige Revolution darauf zu gründen. Da sie sah, daß diese Deputirten sich nicht dazu würden gebrauchen lassen, erregte sie selbst den Sturm. Sie veranlaßte in der zweiten Sitzung, woran die Deputirten Theil nahmen, am 3. Februar eine lebhafte Debatte über die Sicherstellung des Staats. Den größtentheils

gutgesinnten, aber mit der Lage der Sachen, mit den Mitteln des Staats minder bekannten Deputirten erschien nun die Gefahr einer inneren allgemeinen Gährung weit größer, als sie war. Dabei wurden sie getäuscht durch die listig aufgestellte Aussicht, den Krieg mit Frankreich zu vermeiden, wenn man freiwillig mit einer Reform der Regierung zuvorkäme. So pflichteten auch sie der Meinung der Mehrheit bei, die auf eine Veränderung ging, wie sie in Basel erfolgt war. Man suchte jedoch zugleich so viel möglich die Wünsche der andern Parthei zu schonen, und setzte daher den Anfang der neuen Ordnung der Dinge auf eine Zeit hinaus, die hinlänglich schien, um eine ruhige, von aller fremden Einmischung befreiete, Ueberlegung eintreten zu lassen.

Auf die Weise entstand die wunderbare Erklärung, worin der berner Rath sich selbst aufhob; freiwillig, wie er sagt, und ohne im Geringsten dazu angegangen oder aufgefordert zu seyn. Er versprach in der Konstitution die Verbesserungen zu machen, welche das Wohl des Vaterlandes heischte, und die dem Geist und den Umständen der Zeit angemessen wären. Eine

Kommission sollte zur Entwerfung eines Konsti-
tutionsplans niedergesetzt werden; zu dieser Ar-
beit ward ihr eine Jahresfrist gegeben. Vor-
läufig setzte man als Grundregeln fest, jeder
Bürger sollte zu allen Stellen und Aemtern ge-
langen können, und nahm eine durch Wahl be-
wirkte Repräsentation des Volks als Grundlage
der neuen Regierung an. Zugleich aber erklärte
man sich bestimmt, Religion, Freiheit, Unab-
hängigkeit und Selbstständigkeit des Staats auf-
recht erhalten, und sich aller fremden Einmi-
schung widersetzen zu wollen.

Durch diesen Beschluß verwandelte sich der
Rath eigentlich in eine provisorische Regierung.
Indem er sich im Grunde seiner Macht begab,
brachte er sich zugleich um das Zutrauen des
Volks. Dabei befriedigte er noch keinesweges
die Forderungen der Revolutionnäre. Denn so
lange die bisherige Ordnung auch nur proviso-
risch bestand, trat noch die Anarchie nicht ein,
welche nach ihrer Lehre der politischen Wieder-
burt unfehlbar vorangehen muß. Also verlor er
auf der einen Seite alles, ohne auf der andern
zu gewinnen. Die Folgen wären schon in den
ersten Tagen im ganzen Lande sichtbar geworden,

wenn nicht die gewohnte Achtung für eine Regierung, die seit Jahrhunderten unter den weisen mit zuerst genannt ward, noch ihr Gewicht behauptet hätte. Das Volk schien sich wenig um die angekündigte Veränderung zu kümmern; es blieb der Regierung ergeben, nach wie vor, und erwartete mit Zuversicht von ihr auch die jetzt angemessenen Veranstaltungen. Aber in den Versammlungen des Raths selbst ward die unglückliche Wirkung desto merklicher. Jetzt verschwand alle Festigkeit: das Ansehen der Minorität, die bisher noch immer für die Würde der Regierung gestritten hatte, war dahin. Verderbliches Schwanken, die reichste Quelle alles politischen Unglücks, bezeichnete jeden Beschluß des Raths, der sich selbst nicht mehr für eine gesetzmäßige Gewalt ansehen konnte.

So ernannte man am 7. Februar eine Oberpolizeikommission, gegen die Verbreitung aufrührerischer Grundsätze, gegen die Einreichung von Bittschriften in collectiven Namen, selbst gegen die Vertheilung von sogenannten Freiheitsschriften. Weise und vortreflich! ohne Zweifel, wenn die Regierung sich selbst es getrauet hätte, über die Ausführung zu halten. Aber was wol-

len Sie erwarten, wenn ich Ihnen sage, daß die — soll ich sagen französirende oder ängstliche Parthei — welche der standhafteren zuließ, mit jenem Beschluß zu spielen, an eben dem Tage einen andern durchsetzte, der wenigstens bewies, daß der Rath ohne Einheit und Festigkeit handelte. Man beschloß nemlich ein demüthiges Schreiben an das französische Direktorium zur Bekanntmachung der hochherzigen Erklärung vom 3ten.; und sandte eine Deputation nach Basel, um Mengaud zu besänftigen, und es zu entschuldigen, daß in Aarau einige Aufrührer sich geflüchtet hatten.

Sehen Sie hier die schönen Folgen. Mengaud entgegnete in seiner Kraftsprache: der Egoismus, die Intriguen, die Treulosigkeit einiger Mitglieder der schweizer Regierungen hätten nur zu lange den allgemeinen Willen aufgehalten. Diesem unanständigen Streit müsse endlich ein Ziel gesetzt werden: die Größe der französischen Republik könne sich nicht herabwürdigen lassen durch den ewigen Widerstand und die beleidigenden Zögerungen, welche die angekündigten Reformen fruchtlos machten. Er begehre daher nunmehr bestimmt und zum letzten

Mal, alle obrigkeitliche Personen sollten ihre Würden niederlegen, man solle den Kriegsrath und den geheimen Rath aufheben, und eine provisorische Regierung einführen, die auf reindemokratische Grundsätze gebauet wäre, und worin kein Mitglied der alten Regierung könnte aufgenommen werden. Zugleich verlangte er unverzügliche Freiheit der Presse, Entschädigungen für die Bürger von Aarau und überhaupt für alle, die man wegen ihrer politischen Meinungen oder wegen ihrer Weigerung verfolgt habe, gegen Frankreich zu marschiren. Diese Note begleitete er mit einer Bekanntmachung an das Volk in allen Kantonen, worin er betheuert, die Schweiz sey dem Despotismus einer Hand voll gieriger Magistratspersonen Preis gegeben, ohne Seele und Ehre, immer bereit sich den Feinden Frankreichs zu verkaufen. Und mit eben der Wahrhaftigkeit versicherte er, daß das Vorhaben falsch sey, die französische Regierung wolle sich in die Angelegenheiten der Schweiz mischen, wenn sie einmal eine verbesserte Konstitution haben würde.

Eine Regierung, welche dergleichen Druckschriften ungehindert verbreiten läßt, ist zu ihrem

Falle reif — sie gebiete in Petersburg oder in St. Marino. Die berner Regierung wird eine traurige Bestätigung dieser Wahrheit geben. Man kann vielleicht sagen, sie hat sie schon gegeben. Zwar schien der allgemeine Unwille über Mengauds Schmähungen eine gewisse Energie wieder zu erwecken. Der Rath gab keine andere Antwort als die, daß man keine der Forderungen bewilligen werde. Die braven Milizen besetzten schnell die Grenzen; man traf wirksame Veranstaltungen, den Zuzug in Bewegung zu setzen. Jedermann schien vor Eifer zu glühen, die Selbstständigkeit des einst so geachteten berner Staats zu erhalten. Aber die Regierung verrieth jedem Verständigen schon dadurch ihre Schwäche, daß sie sich keine Schritte gegen solche Schmähungen erlauben durfte. Als wir hier das seltene Aktenstück erhielten, war nur eine Stimme darüber. Einige der lebhafteren, und unter diesen selbst Republikaner, behaupteten, man hätte die Proclamation für untergeschoben erklären sollen, weil sich doch nicht leicht eine Regierung gegen einen noch freien Staat dazu bekennen dürfte; dann hätte man sie als eine apokryphe Schandschrift durch des Henkers Hand

können verbrennen lassen. Die Gemäßigtsten, welche jeden ahndenden Schritt der berner Regierung unter diesen Umständen für zu gewagt hielten, glaubten doch, sie hätte unbedenklich sich anhaltende Maaßregeln erlauben dürfen, und wenigstens die Verbreitung der Erklärung in ihrem Gebiet hindern können. Aber auch dieß setzt eine anhaltendere Festigkeit voraus, als die einer vorübergehenden Anwandlung von Unwillen. Und dieser Geist der Stärke war aus dem Rath gewichen.

Den deutlichsten Beweis davon gab er durch die unglücklichen Unterhandlungen, welche er mit dem General Brüne anknüpfte, und deren Auflösung eben in diesem Augenblick den Untergang Berns und der Schweiz bestimmen wird, entweder durch die Waffen oder durch eine vielleicht nicht minder schreckliche innere Krise.

Dieser listige Mann war Menard im Anfang dieses Monats im Kommando gefolgt. Er bekam ohne allen Zweifel den Auftrag, die berner Regierung hinzuhalten, bis er Verstärkungen von der Rheinarmee an sich ziehen könnte, und zugleich die Gährung im Innern mehr zur Reife gebracht hätte. Dann ließ sich mit Sicher-

heit auf eine solche Veränderung der Stimmung der braven Schweizer rechnen, daß Bern, wenn es auch den Kampf wagte, doch leicht unterliegen würde.

Zu dem Ende brachte er Worte des Friedens an, indeß Mengaud die Regierung zu ängstigen suchte. Er wußte einem lausanner Edelmann von seinen ausgleichenden Absichten eine so gute Meinung beizubringen, daß dieser es übernahm, seine Anträge in Bern anzubringen. Sogleich schöpfte die Mehrheit des Raths gute Hoffnungen. Man sandte zwei Abgeordnete an den General. Sie brachten beruhigende Versicherungen zurück über seine Mäßigung, seine Billigkeit, seine Neigung zum Frieden. Er selbst hatte sie eingeladen zu Unterhandlungen. Bei ihrem Bericht wurden fast alle hingerissen. Die warnende Stimme der wenigen, die sich einem gerechten Mißtrauen überließen, ward als kleinmüthig unterdrückt; es fehlte sogar nicht an verächtlichen Seitenblicken. In der größten Spannung, die doch schon mehr an frohe Erwartung gränzte, beschloß eine überwiegende Mehrheit, Unterhändler abzusenden. Die Wahl traf einen von jeder Parthei: den Herrn von Frisching,

vormaligen Sekelmeister, eins der Häupter der friederathenden Parthei, und Tscharner von St. Johan, einen standhaften, entschlossenen Mann, den immer ein würdiges Betragen empfohlen hatte. Die Instructionen, die sie erhielten, waren ganz in dem Geist der Erklärung vom 3. Februar. Der Rath bezeigte eine bestimmte Willfährigkeit, die Verfassung ungefähr nach den Grundsätzen zu ändern, welche das französische Direktorium so nachdrücklich empfohl: aber er wollte freiwillig mit dem Volk handeln, ohne fremde Einmischung. Zum Unterpfande dieser Freiheit sollten sie die Räumung des Erguals und des Waadtlandes verlangen; den Zurückzug der Franzosen bis auf zwölf Meilen von der Grenze; das Versprechen, von der Schweiz keine Requisition an Geld oder Menschen zu fordern. War es dem Direktorium Ernst mit seiner bisherigen Sprache, so konnte keine Frage davon seyn, daß diese Bedingungen annehmlich waren. Es gab durch ihre Bewilligung den geängstigten Schweizern einen redenden Beweis seiner guten Absichten. Auf der andern Seite bürgte die Lage der Sachen hinlänglich für die Gewissenhaftigkeit der berner Regierung in der

Erfüllung ihres Versprechens. An den Regierungen der übrigen Kantons war ohnehin nicht zu zweifeln. Diejenige Parthei im Rath, welche noch immer fortfuhr, einige Entschlossenheit zu zeigen, behauptete also mit Recht, diese Bedingungen könnten allein die Grundlage eines Vertrags zwischen freien Staaten seyn. Die andere, die für jeden Preis einen Vergleich wollte, und durch Unterwürfigkeit Gewaltthätigkeiten abzuwenden hoffte, wagte daher nicht, zu widersprechen.

Die Gesandten reisten ab, unter günstigen Hoffnungen der Mehrheit und unter zweifelhaften Besorgnissen der Minorität. Noch ist die große Frage nicht entschieden: aber alle Wahrscheinlichkeit ist gegen einen glücklichen Ausgang.

Brüne empfing sie sehr gütig. Er räumte die Billigkeit ihrer Anträge ein. Aber nun auf einmal hatte er keine Vollmacht abzuschließen. Er mußte erst einen Kourier an das Direktorium absenden. Bis dieser zurückkäme, wäre es am besten, einen Waffenstillstand zu schließen. Er drang mit so vertraulicher Beredsamkeit in die berner Deputirten, diese sicher zum Frieden führende Maaßregel anzunehmen, daß er sie wirk-

lich bewegte, einen Stillstand von funfzehn Tagen zu unterzeichnen.

Indeß wissen wir nicht blos aus der Schweiz, sondern auch aus andern Nachrichten, daß Brüne täglich ansehnliche Verstärkungen von der Rheinarmee erhielt, besonders Kavallerie und Artillerie. An jener fehlt es den Schweizern: an dieser den Franzosen. Zugleich weiß man, daß Mengaud in Verbindung mit den sogenannten Patrioten in Basel und im Aargau, des Waffenstillstandes ungeachtet, nichts unterlassen hat, die Gährung in den verschiedenen Kantons, selbst in den angrenzenden Gegenden des berner Gebiets zu unterhalten und zu vermehren. Die Stimmung des Volks muß daher täglich schlimmer werden: desto mehr steigen die Besorgnisse für Bern, wenn nun Brüne statt der versprochenen günstigen Verhaltungsbefehle, solche erhalten hat, wie man sie nach allen bisherigen Erfahrungen erwarten kann.

Inzwischen hat das gefährliche Beispiel, welches der berner Rath am 3. Februar gab, die schlimme Wirkung gehabt, daß die Regierungen aller übrigen Kantons ähnliche Maaßregeln einschlugen, wo sie sich irgend in dem Fall glauben

konnten, die französische Freiheit und Gleichheit annehmen zu müssen. Sie haben alle ihre Regierungsverfassung verändert, mit Ausnahme der kleinen Kantons, die wenigstens der Vorwurf der Aristokratie nicht treffen kann.

In Zürch waren schon lange die dumpfen Bewegungen wieder ausgebrochen, die sich noch auf den Aufruhr der Räfaer Gemeine im Jahre 1795 bezogen. Jetzt erwachten nicht nur die damals zum Theil mit Gewalt zur Ruhe gebrachten Aufrührer zur Rache; sie verschafften sich auch in anderen Dorfschaften, zumal am zürcher See, zahlreiche Anhänger, durch deren Hülfe sie bei veränderten Umständen ihre damals vereitelten Absichten gewiß zu erreichen hofften. Vergebens suchte der Rath das Ungewitter zu beschwören. Schon am 29. Januar auf die erste Nachricht von dem Einmarsch der Franzosen in das Waadtland, bewilligten Rath und Zünfte den seit 1795 gefangenen oder erwiesenen Räfaern unbedingte Amnestie und Zurückgabe der erhobenen Geldstrafen. Die Zünfte thaten sogar freiwillig Verzicht auf alle hergebrachten Gerechtsame: sie versprachen der Landschaft die Zurückgabe ihrer alten Freiheitsbriefe, Aufho-

bung aller Monopolien, freien Zutritt zum Bürgerrecht und Staatsämtern. Der Rath erklärte ferner am 2. Februar, daß er gemeinschaftlich mit Abgeordneten der Landschaft und Stadtbürgerschaft über eine allgemeine Reform berathschlagen wolle. Zu dem Ende sollte eine Landesversammlung von hundert Deputirten berufen werden, 44 aus der Stadt und 56 aus der Landschaft. Mit allen diesen Begünstigungen waren die aufgebrachten, auf Mengaud's Schutz trotzenden Landleute noch nicht zufrieden. Sie weigerten sich immerfort an dem Zug gegen die Franzosen Theil zu nehmen, welche nach ihrer Meinung nicht feindselig gegen die Schweiz gesinnt wären. Ueberdieß bestanden sie auf die in Basel anerkannte Freiheit und Gleichheit, und bedroheten die Stadt mit den schrecklichsten Gewaltthätigkeiten, wenn man ihre Forderung nicht sogleich erfüllen würde. Gerade in diesem Augenblick erfuhr man in Zürch den Umsturz der berner Verfassung. Diese Regierung ward, wie Sie wissen, von den übrigen fast immer zum Vorbild genommen. Sie stand in eben so großer Achtung wegen ihrer Weisheit, als man Zutrauen zu ihrer verhältnißmäßigen Obermacht

hatte. Was der berner Rath sich nicht mehr mit Gewalt zu behaupten getrauete, schien den übrigen vollends unerreichbar. Daher eilte man nun auch in Zürch nachzugeben. Der Rath setzte sich am 5. Februar selbst ab; er wollte mit den untergeordneten Beamten sich der Geschäfte nur so lange noch unterziehen, bis die berufene Landesversammlung den Plan zu einer neuen Verfassung entwerfen könnte, die auf die Grundsätze von Freiheit und Gleichheit gebauet wäre. Diese Kommission ist auch schon in Thätigkeit gesetzt; aber die Gährung der Landleute dauert noch immer fort, und alle scheinen die Entwicklung des Schicksals von Bern abzuwarten, ehe sie an eine feste Vereinbarung die Hand legen wollen.

In Schafhausen, Solothurn und Freiberg wurden zwischen dem 5. und 15. Februar eben solche Erklärungen den bestehenden Regierungen abgedrungen. Unterwallis hat sich schon eben so früh, als das Waadtland, von der Unterwürfigkeit los gesagt. In den italienischen Landvogteien herrscht eine gleiche Gesinnung: sie schwanken aber, ob sie sich mit der cisalpinischen Republik oder mit der

Schweiz vereinigen wollen. Die gemeinschaftlichen Unterthanenlande, die Unterthanen der demokratischen Kantons und die des Fürsten von St. Gallen haben ihrerseits im Laufe dieses Monats alle unbedingte Freiheit und Gleichheit gefordert. Sogar das Dorf Küßnacht verlangt für sich, daß der Kanton Schwyz seinen oberherrlichen Rechten entsage. Doch kommen mitten in dieser allgemeinen wilden Gährung einige Züge alter Schweizertreue vor, die uns die angenehmen Bilder der unverdorbenen Sitten zurückrufen. Gaster hat sich erboten, den Kantons Schwyz und Glarus die 3000 Gulden zu ersetzen, wofür es ihnen verpfändet war; und die Einwohner der alten Landschaft Sankt Gallen und Toggenburg haben ihrem Fürstabt die Kaufgelder wieder angeboten, die seine Vorfahren einst für ihren Besitz zahlten. Aber wie bald werden diese Gefühle für Gerechtigkeit verschwinden, wenn der revolutionnäre Strudel die schwachen Bande völlig wegreißen sollte, die ihn noch bis jetzt etwas zurückhalten!

Fällt Bern, so ist — man kann es mit Gewißheit voraussehen — der alte Schweizerbund aufgelöset; dann ist die Schweiz der Willkühr

der

der Franzosen, allen Stürmen einer französischen Revolution Preis gegeben. Und daß Bern falle — ist jetzt nur zu wahrscheinlich. Es ist jetzt fast allein seinen eigenen Kräften überlassen: denn nach den Veränderungen, die seit dem Anfang dieses Monats in allen Kantons vorgefallen sind, kann man auf ihre Contingente wenig rechnen.

# XIII.

Rastadt, den 5. März 1798.

Indeß wir mit ängstlicher Erwartung auf die Entwicklung des Schicksals der armen Schweiz harren, lieber Münter, haben wir hier heute die Nachricht von der Wiederherstellung der römischen Republik erhalten. Zuerst besetzten am 10. Februar die französischen Truppen die Engelsburg und das Kapitol. Am 27. Morgens riefen wilde Volkshaufen, nach erhaltener Anweisung, auf dem Campo varino die Volksfreiheit aus. Durch eine Akte, welche, wie es sich versteht, viele tausend römische Bürger unterzeichnet hatten, ward die römische Republik wieder hergestellet. Sogleich wurden auf dem Kapitol und an andern öffentlichen Plätzen Freiheitsbäume errichtet. Mittags überbrachte eine Volksdeputation dem General Berthier in sein Lager vor Rom die Wünsche des Volks. Der General war gehörig vorbereitet. Er eilte mit allen Grenadieren und einem Detaschement Reuter auf das Kapitol. Hier rief er die Na-

men der Catone und Brutusse auf, und ermahnte das Volk, der Thaten seiner Väter und des alten Ruhms eingedenk zu seyn. Er proklamirte nun feierlich die neue römische Republik unter dem Schutz der fruchtbaren Mutter. Die Tochter wird auch durch die allein glücklichmachende Fünfzahl regiert werden. Fünf Consuln sind mit der ausübenden Gewalt bekleidet; für die übrigen öffentlichen Gewalten sind provisorisch neue Mitglieder ernannt.

Das ist in Kurzem der Gegenstand der unwürdigen Farce. Der Spott wird um desto bitterer, weil er zugleich mit Namen und Einrichtungen in Verbindung gesetzt ist, die jedem ehrwürdig sind, der irgend mit der alten Geschichte bekannt ist. Und wer nun, wie Sie und so mancher unserer Freunde, die merkwürdige Stadt mit allen ihren Kunstwerken, mit den erhabenen Denkmälern des Alterthums, noch in ihrer vollen Pracht sah, wer sich, wie Sie, des täglichen Umgangs eines Borgia, so vieler andern Freunde der Kunst und Wissenschaft freuete — mit welcher schmerzhaften Empfindung müssen vollends Sie bei der Besorgniß trauern, daß dieß alles zerstreuet und zerstört

wird, daß Rom auf eine Reihe von Jahren für Kunst und Litteratur, und für den geselligen Umgang, der die Mittheilung belebte, verloren seyn wird. Denn wie unverkennbar auch die Mängel des päbstlichen Regiments seyn mogten, wie sehr das Volk durch manche politische Mißbräuche unendlich tief unter das herabsank, was es einst war, so darf man doch nicht zweifeln, daß sich der Zustand von Rom unter einer Revolution, wie diese, noch sehr verschlimmern werde. Andere, nicht geringere Mängel treten an jener Stelle: der wilde, unruhige Pöbel reißt Gewalt und Reichthum an sich; die abscheulichste politische Zwietracht und Verfolgung löset alle Bande der Geselligkeit auf; der gewaltsame Umsturz des Wohlstandes benimmt denen die Mittel, welche sonst Rom den Fremden so angenehm machten; Männer von Bildung und Geschmack werden eben dadurch verdächtig, daß sie sich über den Pöbel erheben; und das Ganze gewinnt ein so trauriges, schreckliches Ansehen, daß jeder, wer nur irgend flüchten kann, eilen wird, auf dem Lande einen verborgenen Winkel zu finden, wo er bei dem Anblick des dürren Freiheitsbaums stille Thränen vergießen darf.

Und so viel Elend wird nun abermals aus keiner andern Ursache verbreitet, als um neue Kontributionen und Requisitionen für die italienische Armee zu erheben. Es ist schrecklich, mit welcher Offenheit diejenigen, welche diese Maaßregeln vollziehen, zum Theil selbst über ihre Ursachen reden. Als der Pabst, nach seinem letzten Frieden, den Buonaparte selbst eine Kapitulation nannte, noch 9 Millionen zu zahlen hatte, sagten französische Kommissäre geradezu, sobald die letzte Million gezahlt wäre, würde man durch eine Revolution zu holen wissen, was ihm noch etwa übrig wäre. Die Drohung traf buchstäblich ein. Kein vernünftiger Mensch kann daran zweifeln, daß der Aufstand vom 27. December von Franzosen selbst eingeleitet war. Düphont kam eigends nach Rom, um eine solche Scene zu veranstalten: nur das war Zufall, daß er das Opfer davon ward. Selbst die officiellen Aktenstücke der französischen Gesandtschaft legen es klar an den Tag, daß der römischen Regierung nicht das Mindeste weiter zur Last fiel, als daß sie nach der Mordscene nicht schnell genug zu dem französischen Ambassadeur sandte; ein Verstoß, der in einer solchen Ver-

wirrung, in einer so peinlichen Angst gewiß Entschuldigung verdient. Und hätte sie auch durch diese Aufmerksamkeit des Gesandten Abreise aufgehalten, vielleicht ganz gehindert, was konnte es ihr helfen? Aehnliche Versuche waren vorher mißlungen; daher ward ein neuer eingeleitet. So wäre es auch jetzt gegangen. Nur das ist mir unbegreiflich, daß sich ein Mann, wie Joseph Buonaparte, der einen großen Geist und entschiedene Talente haben soll, zu einer solchen Rolle gebrauchen ließ. Auch hätte ich nicht die Schöpfung einer römischen Republik erwartet. Der Hauptzweck ließ sich ohne eine solche Katastrophe erreichen. Die päbstliche Regierung, das Volk selbst hätten gewiß mit Freuden bis auf den letzten Heller zum Sühnopfer eines unwillkührlichen Verbrechens hergegeben, um nur ihre bisherige Existenz zu erhalten. Und wenn einmal die päbstliche Regierung aufhören sollte, so konnte der Kirchenstaat einer andern Republik einverleibt werden, ohne eine neue Regierung zu errichten, deren ganze Organisation mehr noch, wie ihre ungeheure Kostbarkeit das unglückliche Volk völlig zu Boden drücken muß. Aber die Revolutionspolitik hat ihre undurch-

dringlichen Geheimnisse, die nur vor den Augen derer sich enthüllen, die durch eigenes Interesse eingeweihet sind. Bis uns die Zeit einige dieser Schleier enthüllet, können wir uns keine andere Ursache denken, als daß in der Vervielfältigung der politischen Verwirrungen und Greuel jeder Art, die kräftigste Nahrung des Vulkans liege, der bei einem mehr beschränkten Focus eher Gefahr läuft zu erlöschen.

Darum will das französische Direktorium nicht eine Republik in Italien, sondern mehrere. Eine Republik, welche alle republikanische Staaten, jetzt den Kirchenstaat einbegriffen, umfaßte, würde gegen fünf Millionen Menschen enthalten. Sie hätte durch ihre innere Kraft, durch den erstaunenden Reichthum ihrer Produkte, durch ihre Lage zwischen den übrigen Staaten Italiens, selbst durch das Interesse von Europa einen Anspruch auf Ruhe und eine gewisse Unabhängigkeit. Durch ihren Beitritt gebe sie den Ausschlag zwischen Oesterreich und Frankreich, zu welcher Seite sie nur sich neigte, wenn sie anders nicht weise oder nicht stark genug wäre, die Neutralität zu behaupten, welche ihr wahres Interesse ihr zum ersten Gesetz machte. Allein

dann wäre auch die französische Despotie über Italien nur precair: und dieß ist dem Geist der jetzigen Direktorialregierung sicherlich zuwider.

Wir haben in der Revolutionsgeschichte Italiens zwei merkwürdige Beweise dieser Absichten. Der eine ist bekannt: der andere ist es freilich nicht, allein ich habe ihn aus dem Munde einiger so gültigen Zeugen, daß ich ihn wohl für historisch wahr ausgeben darf.

Der erste Fall betraf Genua oder die jetzt so genannte ligurische Republik. Sie mußte revolutionnirt werden ohne den allermindesten Anlaß: ohne daß die Franzosen — und das ist doch viel gesagt — auch nur einen Scheinvorwand auffinden konnten. Vielleicht glaubten Sie, die Revolution wäre neben französischem Schutz eingeleitet, um nicht neben der cisalpinischen Republik eine andere bestehen zu lassen, wo noch die unglücksschwangern Namen Adel und Patricier etwas gölten. Nichts weniger. Es kam nur darauf an, die Schätze der Republik, das Vermögen der Einwohner abzuzapfen: die Revolution nach den Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit war blos das Vehikel. Die Veränderung an sich geschah ohne auffallende Gräuel: es ging

weit ruhiger ab, als man hätte erwarten sollen. Aber nachher zerrissen sich die Partheien unter einander, als die Rede davon war, der Regierung eine dauerhafte Einrichtung für die Zukunft zu geben. Jetzt stritten sich vier Hauptpartheien um die Entscheidung des Schicksals der Republik: die independente, die cisalpinische, die französische, die sardinische. Jede von ihnen hatte bedeutende Männer an ihrer Spitze: keine war der andern merklich überlegen. Wäre indeß auch die independente die stärkste gewesen durch den Wunsch des Volks, der doch bei solchen Revolutionen selten in Betracht kömmt, so war es nicht zweifelhaft, daß der Wille der französischen Regierung den Ausschlag geben mußte. Nun wohl; sie erklärte sich nicht für die Parthei, welche die natürlichste war, für die cisalpinische, die das Wohl beider Republiken ernstlich zu befördern wünschte. Auch die Einverleibung mit Frankreich wollte sie nicht, weil man doch einer neufranzösischen Provinz Rücksichten schuldig war, die einen gewissen Zwang auflegten. Genua behielt seine angebliche Independenz nach französischem Zuschnitt; es blieb schwach und unfähig, sich selbst zu schützen. So war es in den Hän-

den des großen Direktoriums ein Werkzeug, das es bei Kriegen vorschieben konnte, oder zu anderen politischen Endzwecken nutzen konnte, wie es zuträglich schien. So konnte auch das Direktorium den Kredit und die Kräfte des Staats am vollkommensten benutzen; weit besser, als wenn er selbst ein integrirender Theil von Frankreich geworden wäre.

Der zweite Fall betraf Venedig. Diese einst so mächtige Republik, die älteste von Europa, fiel, ohne ein anderes Versehen begangen zu haben, als sie neutral bleiben wollte, ohne die gehörigen Mittel anzuwenden, ihre Neutralität mit Nachdruck zu behaupten. Wenn irgend etwas mit der Sprache der französischen Regierung contrastirt, mit den Gesinnungen, welche sie noch immer gegen das Volk vorgiebt, so war es die Zerstörung dieses Freistaats, als eines selbstständigen Staats. Gleichwohl übernahm sie die Bemühung selbst — gegen Executionskosten versteht sich — da die Convenienz es zu heischen schien. Noch am 25. März 1797 waren venetianische Deputirte bei Buonaparte, um für die Erhaltung ihres Staats Anträge zu machen. Er sagte, er könne ihnen nicht helfen:

er müsse das feste Land zur Ausgleichung mit Oesterreich anwenden, weil es ihm an Mitteln fehle, den Feldzug fortzusetzen. Er wolle durch seinen Ritterzug, wie er gegen den einen von ihnen scherzweise sagte, nur den Frieden schnell erobern; und diese Absicht werde er erreichen. Die Deputirten versprachen, ihm alles zu geben, was er haben wollte. Nun stellte er ihnen ein Verzeichniß zu von Geld, Munition, Provisionen. Sie übernahmen es, alles zu liefern. Unter dieser Bedingung versprach er die Vereinigung Venedigs mit Cisalpinien und Genua zu einer Republik. Wirklich schrieb er an jede Stadt, sie mögte zwei Deputirte nach Venedig senden, um dort eine Nationalconvention zu errichten. Sie kamen am 4. April zusammen. Man genehmigte einmüthig die Verabredung: man machte sogar den Anfang mit der versprochenen Lieferung. Die Häupter der venetianischen Regierung schrieben nun an ihren Minister zu Paris, er mögte sogleich zurückkommen, um seinem Vaterlande durch seine Talente zu dienen, weil sie des Generals Ehrenwort hätten, daß ihre Republik wo möglich gleich jetzt, gewiß aber künftig bei dem Frieden mit den beiden

andern consolidirt werden solle. Allein vierzehn Tage nachher unterzeichnete Buonaparte am 19. April die Präliminarien zu Leoben, worin die Theilung Venedigs beschlossen ward. Man versichert mich, der General habe wenige Tage vorher, am 15ten, den 26. Germinal den Traktat nach der vorigen Verabredung unterschrieben, in der sicheren Hoffnung, die Ratification werde noch von Paris eintreffen. Allein diese wäre ausgeblieben, weil die venetianischen Deputirten den Fehler begingen, die Bestätigung nicht gleich nach der ersten Verabredung nachzusuchen. Inzwischen hätte das Direktorium andere Beschlüsse gefaßt, von denen es nicht wieder abgehen könne. Es wäre aber doch auch möglich, daß Buonaparte selbst seine erste Meinung geändert hätte. Seine Lage scheint während des ersten Waffenstillstandes bedenklicher geworden zu seyn, als man gewöhnlich glaubt. Einsichtsvolle und dabei unpartheiische Militärpersonen bezeugen, daß er durch den Abbruch der Unterhandlungen in die äußerste Verlegenheit gebracht wäre, die ihm nichts übrig gelassen habe, als eine Verzweiflungsschlacht. Dann läßt es sich denken, daß er von einer noch nicht vollendeten Verabre-

dung abgegangen wäre, um seine Armee zu retten. Vielleicht ward er über den Aufstand im Venetianischen aufgebracht, und legte ihn der Regierung mehr zur Last, als sie es verdiente.

Wie dem nun sey, so ist es wahrscheinlich, daß Buonaparte an den spätern Vorfällen in Italien seit dem Abschluß des Friedens von Campo Formio keinen Antheil habe. Die römische Republik insonderheit gehört nicht in seinen Plan: er will vielmehr den Pabst sogar als einen weltlichen Fürsten erhalten wissen. Man kann sich auch diesen anscheinenden Widerspruch leicht erklären. Jetzt ist sein Einfluß in Paris durch die listige Umspinnung des Direktoriums so beschränkt, daß er schwerlich viel in den allgemeinen Angelegenheiten vermag. Selbst das scheint noch sehr zweifelhaft, ob er hieher kommen wird, den Frieden abzuschließen, ob man es gleich noch am ersten dieses Monats wiederholt und bestimmt in Paris versichert hat. Wir sind darüber schon so oft getäuscht, daß ich anfange ungläubig zu werden. Und wenn man ihm auch erlaubt, als Präsident der Friedensgesandtschaft mit dem deutschen Reich wieder aufzutreten, so folgt daraus nicht, daß er sonst ein

bedeutendes Gewicht habe. Sollte aber die Scene sich jemals ändern, sollte er wieder, wie vor dem Frieden von Campo Formio an der Spitze einer Armee die erste Rolle spielen, so bin ich, nach allem, was ich von seinem Charakter weiß, überzeugt, daß er alles umwirft, was man gegen seinen Willen gethan hat. Dann fällt wahrscheinlich die römische Republik über den Haufen, und wahrscheinlich wird er jetzt auch in der Verfassung des übrigen Italiens manche Veränderung machen.

Ueberhaupt hat es mit der ganzen italienischen Revolution eine eigene Bewandniß. Sie ist keinesweges das Werk eines überlegten Plans, sondern eine zufällige Folge der Eroberung, welche Buonaparte's Politik für andere Zwecke nützte.

Es war den Franzosen nur um die Eroberung Italiens zu thun. Dahin ging besonders Carnot's Plan. Er behauptete, man könne gegen den Kaiser keinen empfindlicheren Streich führen, als wenn man ihm Italien entrisse. Die italienischen Länder gehörten zu den schönsten und reichsten der österreichischen Monarchie: man kann sagen, daß sie noch die Niederlande

übertrafen. Dabei war ihr Besitz sehr angenehm, mit keinen Beschwerden verknüpft; hier fand kein Gedanke an Unruhen statt. Auch wegen der Familienverhältnisse waren sie dem Kaiser persönlich viel werth: man weiß, wie viel diese Betrachtung über ihn vermag. Carnot glaubte daher, der Erfolg werde alle Anstrengungen reichlich lohnen, man mögte nun auf die Bedingungen sehen, die man dem Kaiser abzwingen könnte, oder auf die unentgeldliche Unterhaltung zahlreicher Armeen auf mehrere Jahre hinaus. Der Ausgang zeigte, daß er die Kräfte Frankreichs und der Feinde richtig berechnet hatte. Die Franzosen eroberten nach ihren ersten Siegen Italien mit einer Leichtigkeit, die man nicht begreifen würde, wenn man nicht die Organisation der italienischen Truppen kennt.

In diesem Sinn wollte auch Buonaparte, als er das erste Mal im Mai 1796 so große Fortschritte machte, blos umwerfen, nicht aufbauen. Er wollte die politische Macht der Oesterreicher in Italien lähmen, wie er die militärische zerstört hatte. Was diese Länder nachher wollten: ob sie frei seyn wollten, oder dem König von Sardinien angehören — das galt ihm damals

gleich. Er hob die österreichische Regierung auf, und setzte eine provisorische an ihre Stelle, wie sie sich für ein erobertes Land schicken mogte. Uebrigens blieb alles in seiner Ordnung.

Weiterhin fiel er darauf, in dem Geschmack der Propaganda aus den Zeiten des Schreckensystems, das erobérte Land zu republikanisiren. Einige unruhige, ehrsüchtige Köpfe gaben ihm die Idee, daß die Lombardei große Neigung hätte, Republik zu werden. Der Gedanke, Schöpfer von Staaten, von einer neuen Ordnung der Dinge zu seyn, schmeichelte ihn. Er faßte ihn auf mit solcher Lebhaftigkeit, verfolgte ihn mit solcher Beharrlichkeit, daß er darüber die Betrachtung ganz aus dem Gesicht verlor, ob das Wohl mehrerer Millionen Menschen dabei gewinnen würde oder nicht. Allmählig verwebte er ihn in sein politisches System, und bauete darauf Frankreichs äußere Verhältnisse. Er wollte Frankreich durch Republiken von den großen Monarchien trennen. Diese Republiken sollten natürlich abhängig seyn von Frankreich, und in Kriegen seine sicheren Hülfsvölker ausmachen. Er hatte schon ein Vorbild an Holland, welches durch den Traktat, den Sieyes schloß,

ganz

ganz unter Frankreichs Vormundschaft kam. Eben dieß Ziel scheint man bei der cisalpinischen Republik zu haben; der Handlungs- und Allianztraktat ist seinem Abschluß nahe. Auch der Schweiz steht vermuthlich ein gleiches Schicksal bevor. Anfangs handelte Buonaparte in Italien als Eroberer nach seinem Sinn, und ohne Auftrag des Direktoriums. Dieß ist klar aus einigen Debatten vor dem achtzehnten Fructidor in der gesetzgebenden Versammlung. Nachher sanctionnirte das Direktorium alles. Es machte sich nun den Plan ganz zu eigen und dehnte ihn weiter aus, als vielleicht Buonaparte's eigene Absicht war.

Das Volk in den österreichischen Provinzen in Italien wünschte durchaus keine Revolution. Es stand unter einer sehr milden Regierung. Man kannte keine Leibeigenschaft und Lehnrechte. Bei der Justizverwaltung fand durchaus kein Unterschied statt. Geistlichkeit und Adel hatten keine Vorrechte. Selbst das Conseil bestand halb aus Adligen, halb aus Bürgerlichen. Alle Vorzüge des Adels schränkten sich blos auf äußere Ehrenrechte ein. Die Abgaben waren geringe. Das Land war blühend im höchsten

Grade. Man kann sagen, daß allgemeine Wohlhabenheit herrschte. Das Volk lebte vollkommen ruhig und zufrieden. Es hatte keinen auffallenden Schwung: aber es bedurfte dessen nicht, weil nichts zu seinem Glück gebrach.

Als Buonaparte mit republikanischen Einrichtungen anfing, verstand man ihn nicht. Er ging mit der feinsten Klugheit, mit der größten Mäßigung zu Werk. Es fielen fast keine Unordnungen vor. Bei der Armee hielt er eine so strenge Disciplin, daß selbst die unvermeidlichen Anlässe zu Klagen ziemlich selten waren. Dennoch konnte er der Revolution lange keinen Eingang in die Gemüther verschaffen. Das Volk hatte keine Idee von einer Konstitution. Als der Freiheitsbaum gepflanzt ward, waren nur gedungene Beifallsklatscher zugegen. Buonaparte ward so empfindlich darüber, daß er mit sichtbarem Affekt sagte, er hätte sich nicht mit dem Volk abgegeben, wenn er vermuthen können, daß es so wenig reif wäre. Und in den Zeitungen jener Tage lasen wir von der unzählbaren Menge Volks, deren Jubelgeschrei hoch in die Lüfte tönte. Diese Berichte hallten von der Tribüne in Paris wieder, und liefen in franzö-

fischen Journalen die Welt herum. So mißlich steht es oft um historische Wahrheit.

Selbst als die Nachricht von dem Frieden ankam, als man nun sicher war, daß die Republik bestehen würde — selbst da noch blieb alles gleichgültig. Oesterreich hatte die Republik anerkannt; aber das Volk wäre sehr gerne wieder unter österreichische Botmäßigkeit zurück gekehrt. Erst dann, als Buonaparte der Regierung bestimmte Einrichtung gab, und die gesetzgebenden Räthe sich versammleten, fingen die republikanischen Ideen an Wurzel zu fassen. Indeß fehlt noch bis jetzt viel daran, daß das Volk ihnen anhinge. Es ist noch durchaus gut, und leicht zu regieren. Es läßt sich die neuen Einrichtungen gefallen, weil sie einmal eingeführt sind, so lange es nicht merklicher in seiner Lebensweise gestört wird. Aber das ist nicht genug für eine junge Republik. Der Zustand der Ruhe würde bald ihr Grab werden. Sie kann sich nicht halten, ohne der Nation einen Schwung zu geben. Hier das weise Mittel zu treffen ist die große Kunst. Das Volk soll in eine gewisse Thätigkeit gesetzt werden, ohne welche kein Gemeinsinn besteht: aber dabei muß keine solche unruhige

Gährung eintreten, die den Sitten des Volks und dem ganzen inneren Wohlstand so äußerst gefährlich ist. Einige Nachahmungen der französischen Einrichtungen sind in dieser Rücksicht allerdings nöthig. Andere sind an sich nur Spielereien, aber schädlich dadurch, daß sie leicht Gegenstand des Spotts werden. Andere sind mehr als Spielerei. Sie verbergen unter diesem gleichgültigen Schein die Absicht einiger Mitglieder des Direktoriums, alles mit Gewalt aufzurühren. Sie wollen das Verderbliche der französischen Revolution nachahmen; wollen das Wasser trübe machen, um eigene Vortheile zu erreichen und sich nothwendig zu machen. Vielleicht erreichen sie ihren Zweck: allein das Spiel ist sehr gefährlich. Man kann die Wendung nicht vorausfehen, welche die Stimmung des Volks nehmen wird, wenn es einmal aus den Angeln der Ruhe gerissen ist, und der natürlichen Heftigkeit des italienischen Charakters zügellos überlassen bleibt.

So lange noch zahlreiche französische Armeen in Italien sind, kann freilich kein Ausbruch erfolgen. Aber diese jetzt nothwendige Stütze der Republik bereitet ihr vielleicht von einer andern

Seite den Untergang vor. Eine Revolution ist im Anfange dem Wohlstand eines Landes nie zuträglich. Gewerbe und Künste liegen danieder, mehr oder weniger: der Handel stockt, der Geldumlauf wird gestört und verwirrt. So ging es auch in der Lombardei. Ueberdieß mußten die Einwohner starke Abgaben zahlen: drei Monate der Revolution kosteten sie mehr als ein ganzes Jahr ihrer vermeintlichen sklavischen Unterdrückung. Dazu kamen nun alle die außerordentlichen Kontributionen, die ungeheuren Requisitionen für die Armeen, die fast noch größern Erpressungen der Kommissäre. Wirklich, lieber Münter, es ist schwer, sich des Spottes zu enthalten, wenn man die Thaten der Republikaner mit ihren Reden vergleicht. Sie wollen dieß blühende Land glücklicher machen, als es zu seyn begehrt, und fangen damit an, es auszuziehen. Wäre nicht der bis zum Erstaunen fruchtbare Boden, die fest gegründete Wohlhabenheit, durch einen fast funfzigjährigen Frieden erworben, so sähe man in Italien noch verderblichere Folgen des Aufenthalts der französischen Armeen, als in Deutschland. In Deutschland haben sie freilich die Produkte des Landes

verzehrt, und, wo sie des Geldes habhaft wer-den konnten, auch Kontributionen erhoben. Aber aus Italien sind verhältnißmäßig weit größere Summen gegangen. Hier war bei weitem mehr Geld, das großentheils nach Frankreich und mittelbar nach England gewandert ist: hier waren auch mehr Produkte, die man unmittelbar im Handel gebrauchen und in Geld verwandeln konnte. Wie vermögten wohl die Kommissäre solchen Reizungen zu widerstehen?

Denken Sie nur! Vom Januar bis zum September 1797 verzehrte die französische Republik von den Gütern ihrer Tochter, der cisalpinischen, etwa 70 Millionen Livres an Kriegssteuern, und 45 Millionen an Naturalien, außer dem, was als Requisition zum Behuf der Armeen geliefert ward. Und das geschah in Buonaparte's Gegenwart, dem doch jeder das Zeugniß giebt, daß er alle blos willkührliche Erpressungen der Generale und der Kommissäre kräftig steuerte. Wie mag es nun nach seiner Abreise gegangen seyn? Das venetianische Gebiet wenigstens ward ohne Vergleich härter mitgenommen. Von dem Augenblick an, wo es ents

schieden war, daß das Land an den Kaiser fallen sollte, erfuhr es ungefähr eine Behandlung, wie ein preisgegebenes Haus. Man nahm alles, was sich irgend als Eigenthum des ehemaligen Staats ansehen ließ. Besonders sorgfältig ward das Arsenal geplündert. Zuletzt wollte man sogar die Gebäude niederreißen. Allein das unterblieb doch, weil die Arbeiter, aus Anhänglichkeit an den Ort, sich so heftig widersetzten, daß man einen Aufstand befürchten mußte.

Ich habe eine andere Berechnung gesehen, die für ein französisches Journal bestimmt ist, worin die autorisirten Geldkontributionen, welche die französischen Armeen in den drei Jahren von 1795 bis 1797 erhoben. Die Summe beträgt nahe an 606 Millionen Livres, und sie ist eher zu niedrig, als zu hoch. Hier ist das Detail:

| | | |
|---|---|---|
| Preußen für Cleve | : | 3,600,000 Liv. |
| Holland | : : : | 186,000,000 — |
| Belgien und Lüttich | : | 192,000,000 — |
| Das Land zwischen dem Rhein, der Mosel und der Maas | | 43,000,000 — |
| Franken | : : : | 12,000,000 — |
| Würtemberg | : : | 4,000,000 — |

| | |
|---|---|
| Baden : : : | 3,225,000 Liv. |
| Schwaben : : : | 27,500,000 — |
| Bayern : : . | 16,990,000 — |
| Parma : : : | 3,600,000 — |
| Modena : : : | 10,000,000 — |
| Der Pabst : : : | 30,000,000 — |
| Genua : : : | 4,000,000 — |
| Toskana : : : | 8,000,000 — |
| Mailand und Cisalpinien | 62,000,000 — |

Zusammen 605,965,000 Livres. Nun fällt zwar Bayern aus, und vielleicht einige andere kleinere Summen: aber dagegen kömmt die ungleich reichere Erndte in Venedig wieder in Rechnung. Setzen Sie nun dazu alles, was in Naturalien geliefert ist, und die Erpressungen der militärischen und Commissariatsbehörden, so können Sie annehmen, daß Holland, Italien und Deutschland der französischen Republik in drei Jahren wenigstens zwölfhundert Millionen Livres geopfert haben. Welche Summe! welche Mittel zum Kriege! was wäre aus den französischen Armeen geworden, wenn diese Kräfte der Länder, die sie jetzt erobert haben, im Anfang des Krieges gegen sie gebraucht wären!

Diese Art, Krieg zu führen durch die Kräfte der eroberten Länder, ist von den französischen Generalen auf eine Art genutzt, die man bisher noch nicht kannte. Im siebenjährigen Kriege gab Friedrich 2. eine kleine Probe davon in Sachsen. Allein er ging lange nicht so weit. Zum Glück für die überwundenen Provinzen glaubten bisher selbst die eigenmächtigsten Generale ihre Forderungen nicht überspannen zu dürfen, um sich keinem allgemeinen Aufstand auszusetzen. Die französischen Generale hingegen scheinen diese Furcht nicht zu kennen. Ihnen hat die Revolution Erfahrungen an die Hand gegeben, welche sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu nutzen wissen. Sie haben ihr Kontributions- und Requisitionswesen in das vollkommenste System gebracht. Anfangs galt es nur den fürstlichen Besitzungen oder den Gütern des Adels und der höheren Geistlichkeit: der gemeine Mann ward sichtbar geschont, weil damals noch die französischen Heere sich die Befreier aller Völker nannten. Jetzt ist diese Maske längst abgeworfen. Man hat gesehen, daß nicht leicht ein Volksaufstand zu besorgen ist: also befaßt man sich nicht mehr mit dem Detail, und

erläubt den Besteuerten so viel Methode und Ordnung in die Vertheilung zu bringen, als sie wollen. Auch muß man gestehen, der Erfolg hat das Betragen fast allenthalben gerechtfertigt. Die Erhebung aller dieser ungeheuer scheinenden Lasten ist vor sich gegangen, ohne eine auffallende Widersetzlichkeit. Wo in einigen Gegenden von Deutschland, besonders im Spessart, im Odenwald und im Schwarzwald, auch der geduldige deutsche Landmann zuletzt zu den Waffen griff, waren es nicht autorisirte Forderungen, was zu jener den Franzosen so gefährlichen Rache reizte. Es waren vielmehr willkührliche Erpressungen und andere Unordnungen, die bei der Armee durch Vernachläßigung der Disciplin die Oberhand gewonnen hatten.

Aber diese unglückliche Entdeckung schwächt, ich gestehe es Ihnen, sehr meine Hoffnung zu einem dauerhaften Frieden. Die jetzige Regierung in Frankreich herrscht nur durch eine offenbare Usurpation. Sie ist schwerlich sicher, wenn die Armeen zurückkommen. Warum sollte sie nicht sie auf fremden Boden halten, da sie den Staat nicht das Geringste kosten? Im Gegentheil, aus Holland und Italien sind große Geld-

summen nach Frankreich gegangen. Freilich kehrt jetzt ein Theil der italienischen Armee zurück: aber haben wir nicht auch gesehen, daß man diesen eine neue Beschäftigung in der Schweiz bereitet? So wird jetzt auch noch eine große Armee von Deutschland unterhalten. Sollte einst nach dem Frieden sie nicht Mittel finden als Executionsarmee, oder wer weiß unter welchem Vorwande, auf deutschem Grunde zu bleiben, bis sich ein neuer Krieg anspinnen läßt? Fast scheint es, daß es die französische Regierung nicht besser meine, als im Mittelalter die deutschen Hauptleute. Diese vermietheten sich mit ihren Schaaren jedem, der sie bezahlte, um ihren Unterhalt zu haben, weil Handarbeit ihnen zu langweilig oder zu niedrig war. Jene sieht sich um nach Gegenden, wo sie ihren Heeren etwas zu thun geben kann, damit sie nicht sie zu lästigen Beobachtern habe oder ihnen im Lande Unterhalt zu schaffen brauche.

Auch scheint jetzt das Beutemachen der Geist der Armee geworden zu seyn. Im Anfang hatten sie wirklich einigen Freiheitsenthusiasmus. Allein der hat schon lange nachgelassen. Seitdem sie auf feindlichem Boden so weit vordran-

gen, daß man auch dem Haufen nicht mehr einbilden konnte, sie müßten streiten für die Freiheit und Untheilbarkeit ihres Vaterlandes, führt man sie durch die Hoffnung der Beute. Es fehlt ihnen immer an dem, was sie bedürfen: sie fanden es in jener Stadt, jenseits jenes Berges. Man muß den Feind schlagen, um es sich zu verschaffen. Dabei thut die Ueberzeugung, daß sie siegen werden, ungemein viel. Zu dem Ende hält man ihnen immer das Andenken ihrer Triumphe vor, die man natürlich noch sehr vergrößert. An den Frieden denkt niemand bestimmt. Die stete Veränderung der Gegenstände, das Geräusch, worin man fast ununterbrochen lebt, bringt einen Taumel hervor, in dem niemand völlig zu sich selbst kommt.

Diesem Geist entspricht ganz ihre Art Krieg zu führen. Unaufhörliche Thätigkeit; lebhafter Angriff; schnelle Bewegungen. Viele Siege verdanken sie dem äußerst geschwinden Vorrücken ihrer Armeen. Eine solche Armee führt fast kein Gepäck bei sich. Sie überfällt den Feind, wie ein Blitz. Ist sie irgend glücklich, so trachtet sie nach seinen Magazinen. Alle übrige Bedürfnisse findet sie in dem Lande, was sie eins

nimmt. Erst nach dem glücklichen Erfolg sammelt sich Gepäck. Dann freilich machen es Generale und Oberofficiere nicht besser, als bei anderen Armeen. Sie treiben es, sobald sie einige Ruhe haben dürfen, mit den Requisitionen für ihre Tafel so arg, wie je eine Nation. Ich habe dergleichen Küchenzettel gesehen. Man muß darüber erstaunen, wie die üppigste Schwelgerei sich oft durch den letzten Heller des Hungrigen befriedigen mag. Die französischen Soldaten sind sonst nicht grausam: selbst im Plündern beweisen sie gewöhnlich eine gewisse Schonung. Aber bei einem sinnlichen Einfall, bei einer Laune vergessen sie alle Rücksichten. Ein General schreibt Requisitionen für seinen Tisch aus, ohne im Mindesten an das Elend derer zu denken, die sie herbeischaffen müssen. Ein Officier läßt Beamte hart behandeln, weil sie ihm persönlich mißfallen, ohne daß sie ihm den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit geben. In der Leidenschaft sollen sie alle schrecklich seyn, Officiere und Soldaten. Man hat mir schauderhafte Züge davon erzählt: Züge, die wahrhaft entehrend für die Menschheit sind, weil sie auch bei gebil-

deten Menschen nicht die schwächste Spur des Mitleidens verriethen.

Sonst sind die Officiere unleugbar eine Hauptstärke der französischen Armee. Sie sollen im Ganzen nicht blos brav seyn; sie sollen sich auch durch Geist und Kenntnisse auszeichnen. Die Gesetze, nach welchen sie aufrücken, tragen dazu ohne Zweifel viel bei. Man kann nicht leugnen, daß die französischen Officiere nach der Revolution mehr, als bei irgend einer andern Armee, nach ihrem persönlichen und militärischen Talent befördert werden. Es ist bekannt, daß sie immer voran gehen. Theils durch Ehrgeiz, theils durch Furcht ist dieß wie ein allgemeiner Geist geworden. Dadurch erhalten sie auch ihre Autorität. Wenn gleich in den Fernen außer dem Dienst manche Abweichungen von dem vorfallen, was bisher üblich war; so haben sie doch im Wesentlichen einen vollkommen hinlänglichen Einfluß auf ihre Soldaten. Es kömmt fast lediglich auf den Officier an, wie man von diesem behandelt wird. Und gerade in dem Verhältniß hat der eine vor dem andern mehr Autorität, in welchem er den Soldaten wegen seiner persönlichen Tapferkeit bekannt ist. Ein erfahr-

ner Officier sagte mir, es wäre zumal im Anfange des Kriegs nicht möglich gewesen, Subordination zu bewirken, wenn nicht die Soldaten selbst gesehen hätten, daß ihre Oberen sich auch der größern Gefahr aussetzten. Das dünkt mir sehr wahrscheinlich. Die Franzosen verlieren wirklich verhältnißmäßig viele Officiere. Besonders werden Sie nie eine ausgezeichnet kühne Unternehmung finden, bei der nicht unter den Ersten Officiere von jedem Rang fallen. Eben dieß ist einer der kräftigsten Antriebe zu solchen Thaten. Es scheint, daß die Franzosen durch ihre lebhaften Angriffe ungleich mehr Leute verlieren. Aber es scheint auch nur so. Sie ersparen nachher, was sie bei dem ersten Angriff aufopfern; denn am Ende frißt der langsame Krieg sogar mehr Leute.

Wie weit die deutschen Armeen, welche gegen die Franzosen fochten, ihnen in diesen Stücken nachstehen, läßt sich freilich wohl nicht so leicht bestimmen. Aber man sagt doch allgemein, daß der Unterschied bei den Officieren größer wäre, als bei den Soldaten. Die deutschen Officiere sollen, auch bei einer gleichen Tapferkeit, doch minder Gewandtheit, minder Aufmerksamkeit

zeigen; auch sollen ihnen die französischen oft an Kenntnissen überlegen seyn, und an Sorgfalt, sich über das Lokal und ähnliche Gegenstände zu unterrichten. Man versichert mich, daß die Franzosen selten eine Schlacht aus dergleichen Ursachen verloren hätten; daß das aber oft der Fall mit ihren Gegnern gewesen sey. Noch nachtheiliger soll den deutschen Armeen die Eifersucht und Uneinigkeit der Generale unter einander seyn, wodurch oft die wichtigsten Unternehmungen scheitern, oft auch die geschicktesten Männer unthätig werden. In dieser Rücksicht war der Oberbefehl des Erzherzogs Carl so entscheidend. Ihm als einem Prinzen des kaiserlichen Hauses opferten alle Generale ihre Mißhelligkeiten auf; und er wußte jeden so zu gebrauchen, wo er nach seinem Talent die besten Dienste leisten konnte. Freilich fand er die italienische Armee in einem Zustande, wo sie gegen Buonaparte das Feld nicht behaupten konnte. Aber als er sie in die Erbstaaten brachte, wußte er sie in kurzer Zeit so mit andern Truppen zu amalgamiren, daß der Sieg sehr zweifelhaft gewesen wäre, wenn Buonaparte den Kampf gewagt hätte.

Herrschte aber dieß Mißverständniß schon in so hohem Grade bei Generalen von einer Armee, so war es noch weit stärker unter den verschiedenen Armeen, welche die Alliirten Anfangs gemeinschaftlich gegen Frankreich in das Feld stellten. Wie gut und sorgfältig auch die Plane vor Eröffnung des Feldzugs verabredet seyn mogten, so zeigten sich doch bei der Ausführung immer Schwierigkeiten, die nur durch einen Oberbefehl sich heben lassen, wenigstens durch die genaueste Einigkeit derer, die mit gleicher Gewalt commandiren. Aber das war nie der Fall bei den österreichischen und preußischen Armeen. Daher bedurfte es immer wiederholter Verabredungen, oft schwieriger Unterhandlungen, ehe man sich während des Feldzugs über einzelne Unternehmungen verstand. Darüber ging oft der glückliche Augenblick verloren, der gerade einen entgegengesetzten Ausschlag gegeben hätte. So ging es eben bei dem letzten Angriff der Franzosen am Rhein im Jahre 1795. Sie griffen an gerade, da man sie am folgenden Tage mit vereinter Macht angreifen wollte. Nun siegten sie; und aller Wahrscheinlichkeit nach wären sie ge-

schlagen, wenn die Alliirten sich einen Tag früher vereinigt hätten.

Eben so nachtheilig ward der Sache der Alliirten von Anfang an ihre verstellte Zurückhaltung. Sie waren nie offen, kündigten niemals bestimmt an, daß sie den Krieg ohne alle Rücksicht auf Entschädigungen von Frankreich führten. Im Gegentheil, sie gaben bald genug Anlaß zu dem Verdacht, daß sie Frankreich zerstückeln, wenigstens beschneiden wollten. Dadurch besonders machten sie sich die Franzosen abgeneigt: und diese Fehler wirkten vielleicht mehr zur Hervorbringung des Enthusiasmus bei der französischen Armee als alle Künste der Republikaner. Auch in den Provinzen, die sie zum Theil occupirten, hatten sie nie bestimmte Plane, kündigten nie an, was daraus werden sollte, wenn sie die Eroberung vollendeten. Hätten sie das gethan, so würden die Einwohner ihnen einen standhafteren Willen gezeigt haben. Sie waren vielleicht im Herzen den Alliirten genug ergeben, aber es fehlte durchaus an einem Vereinigungspunkt. Dazu kam noch, daß die ersten Festungen, welche man in Flandern eroberte, im Namen des Kaisers in Besitz genom-

men wurden; ein Schritt, der die Franzosen eben von ihrer empfindlichsten Seite angriff, und die Einwohner gegen die Oesterreicher aufbrachte.

Auch an dem Verlust von Belgien waren großentheils verkehrte Maaßregeln der österreichischen Regierung schuld. Als die Oesterreicher die Franzosen aus Belgien vertrieben, wurden sie wieder Meister durch die vereinten Bemühungen der reinen republikanischen und der monarchischen Parthie. Diese beiden verbanden sich in so weit gegen die dritte, die unbestimmt demokratische Parthie, daß sie beide sie zu unterdrücken suchten. Vorhin war freilich die letzte mit der reinrepublikanischen vereinigt gewesen, und damals hatten beide die Franzosen zu Herren des Landes gemacht. Allein nachher sah sich die reinrepublikanische Parthie von der demokratischen, oder eigentlich französischen, getäuscht; sie fand, daß diese keine Republik, keine ordentliche Regierung mit Ständen wollte. Daher schloß sie sich, um der rasenden Demokratie zu entgehen, lieber an die monarchische an. Allein als die Oesterreicher das Land wieder in ihre Gewalt bekamen, unterdrückten

sie gegen alle Politik, die reine republikanische Parthie, die sie nun ganz gewinnen konnten. Dagegen schmeichelten sie der demokratischen Parthie, um den Franzosen allen Anhang zu entziehen. Allein mit jenen verlor sie die besten und treuesten Stützen: und diese warfen doch wieder die Maske ab, sobald das Glück die Franzosen begünstigte. Als nun bei dem zweiten Anfall der Franzosen nach Mack's Plan noch 40000 Mann fehlten, die dadurch ausfielen, daß Preußen nicht mehr thätig mitwirkte, so erboten sich die Stände, sie zu schaffen, unter der sehr billigen Bedingung, daß die Officiere einheimisch seyn sollten, und daß die Armee nicht außerhalb der Niederlande gebraucht würde. Beides schlug die kaiserliche Regierung ab. Die Folge war, daß Mack's ganzer Plan vereitelt ward, und daß die Franzosen die Niederlande wieder überzogen. Nun wollte die Regierung gerne das Land bewaffnen; sie bot den Ständen jene Bedingungen selbst an. Allein nun war es zu spät. Die Stände machten zwar hie und da einen Anfang mit der Aushebung; aber die Umstände waren schon zu ungünstig. Die Niederlande waren verloren. Das zog bald genug den Verlust von

Holland nach sich; so nahm der Krieg eine ganz andere, für Frankreich viel günstigere Wendung.

Und wie manche Fehler der Art sind nicht auch in Deutschland begangen! Wie wenig Aufmerksamkeit hat man bewiesen, den Bemühungen der Franzosen zuvorzukommen, oder doch ihren wirklichen Einfall im Anfang zu wehren! Nicht einmal das hat man von den Franzosen angenommen, daß man zeitig auf die öffentliche Meinung zu wirken suchte, obgleich ihre ersten Fortschritte in Deutschland genug zeigten, wie viel sie auf diesem Wege gewannen. Hätten die deutschen Regierungen das Beispiel auch nur zum Theil nachgeahmt, hätten sie nur einige der Mittel zur Aufmunterung der wahren Patrioten angewandt, welche die Franzosen gebrauchten, um Unruhen anzufachen, so würden diese nimmermehr so viele Freunde, so viele heimliche Unterstützung gefunden haben. Aber wahrlich, bei der Vernachläßigung aller Schritte, um auf das Volk zu wirken, darf man sich nicht wundern, wenn das Volk auch gegen seine Regierungen gleichgültig blieb, die doch niemals populär sind, wie gut sie auch an sich seyn mögen. Und diese Gleichgültigkeit ist die wahre Charakteristik des

Volks während des ganzen Revolutionskriegs. Es hat immer geduldig getragen, die Lasten mogten von der Regierung aufgelegt werden, oder von siegenden Feinden oder von beschützenden Freunden. Aber es hat im Ganzen nie eine besondere Anhänglichkeit an die Regierung gezeigt, nie einen lebhaften Eifer für die Erhaltung der bisherigen Verfassung. Läge es in der Konstitution des deutschen Reichs oder in dem Geist der Regierungen, diese zu bewirken, so wäre, ich bin es überzeugt, jetzt nicht die Rede von der Abtretung des linken Rheinufers.

## XIV.

Rastadt, den 10. März 1798.

Bern ist gefallen, gute Friederike! Die Schweiz liegt im Staube, ohne Rettung Preis gegeben den Greueln der Revolution!

Nicht einmal der Trost ward den braven Schweizern, durch einen ihrer Vorfahren würdigen Kampf zu fallen. Bis auf den letzten Augenblick ihrer freien Existenz durch List und Ränke umwunden, wurden ihnen, so zu sagen, die Waffen großentheils aus der Hand gerissen, und nur ein kleiner Theil der bernerischen Truppen fiel zuletzt in ungleichen einzelnen Gefechten.

Sollten Sie es für möglich halten, daß es immer noch Mitglieder in der berner Regierung gab, die im Ernst glaubten, jene unseligen Unterhandlungen mit dem General Brüne könnten einen guten Erfolg haben? Nach so vielen Beweisen von den wahren Absichten der französischen Regierung bei allen Revolutionnirungen anderer Länder, bei der deutlichsten Erklärung

der feindseligsten Gesinnung und der unerbittlichsten Härte gegen die Schweiz, glaubten sie noch, sich durch eine Nachgiebigkeit zu retten, wobei doch einige Billigkeit eintreten würde! Es ist unbegreiflich, wie eine solche Blindheit, ich möchte sagen, eine solche Verstocktheit sich erhalten kann, und doch läßt es sich auf der andern Seite nicht annehmen, daß die Majorität, die zuletzt die verderblichsten Maaßregeln bestimmte, bösen Willen gehabt habe!

Die Franzosen hatten selbst ihre Absichten so deutlich an den Tag gelegt, der geheime Rath von Bern hatte durch die zurückkommenden Gesandten so vollkommene Belehrungen erhalten, daß darüber kein Zweifel mehr statt finden konnte.

Schon seit Jahren äußerten sich die französischen Blätter über die Absichten der Regierung auf die Schweiz. Die Journale verkündigten öffentlich, die Schweiz werde wenigstens 50 Millionen Livres hergeben müssen. Das Amtsblatt selbst stellte den französischen Soldaten die Schweizerschätze, Magazine und Zeughäuser als eine Lockspeise dar, die man den Oligarchen ent-

reißen müsse. Die strasburger Journale sagten im Januar 1798, die Schweiz sey ein coffre fort für Frankreich: man werde hingehen, um Geld zu holen, welches ohne Revolution nicht geschehen könne.

Mehr als einmal ward es der berner Regierung unter den Fuß gegeben, sich durch eine Geldsumme zu retten. Allein sie verwarf diesen Vorschlag, weil sie aus mehreren Erfahrungen wußte, daß ihr dieß Opfer nicht auf die Länge helfen würde. Die Franzosen sprachen selbst mit dem verächtlichsten Spott über eine solche Loskaufung vom Tode. Sie nennen es arranger les choses, faire cracher dans le bassin, créer des ressources, vivre d'industrie, profiter de la bêtise, exploiter la poltronnerie u. s. w. Mehrere von diesen Ausdrücken sind nur zu passend; und dennoch sehen wir Scenen der Art sich unter verschiedenen Formen täglich erneuern.

Im November vorigen Jahres öffnete sich der Minister Talleyrand in einem vertraulichen Gespräche gegen den General Montesquiou, er könne in der Behandlung der Schweiz keinen Grund und keinen Zweck finden,

als Habsucht. Er behauptete ausdrücklich, das Meiste ginge vor, ohne daß er einmal von den schriftlichen Aufsätzen etwas wisse. Er sagte geradezu, bei den fünf Direktoren habe keine Idee statt von Recht, von gesunder Politik, vielweniger denn von Großmuth; ihr Tichten und Trachten gehe Tag und Nacht auf nichts, als wie sie Geld schaffen könnten.

Merlin von Thionville sagte gerade, da er von Reubel kam, eben diesem Montesquiou, daß alle Unterhandlungen, alle Aufopferungen der anwesenden Schweizergesandten nichts nutzen würden; die Direktoren hätten einmal ihren Plan auf die Schweiz gemacht, und wollten eine große Summe Geldes daraus ziehen.

Man hat mir sogar erzählt, daß einst Sieyes die Frage, ob es denn nicht möglich sey, dem Kriege auszuweichen, verneinend beantwortet habe. Es gab kein Mittel, sagte er, nein, gar keins; es sey denn, daß ihr alles, alles hergegeben hättet, und noch hätte man wohl überzeugt seyn müssen, daß euch nichts übrig wäre.

Auch in Italien sprach man von dem Vorha-
ben gegen die Schweiz ohne einige Zurückhal-
tung. Ein französischer Kommissär Britche zu
Mailand sagte ganz bestimmt, im Frühjahr 1798
werde die Reihe der Revolutionnirung an die
Schweiz kommen, weil man alsdann viel Geld
brauche, und es nicht anderswoher erhalten
könne. Dieß verkündigte er zu eben der Zeit,
wo man dem Kirchenstaat seinen Untergang pro-
phezeihete, der nachher so pünktlich eintraf.

Und diese Gesinnungen waren dem berner
Rath nicht verborgen, als er sich in Unterhand-
lungen einließ, da er noch mit Erfolg hätte strei-
ten können. Angst auf der einen Seite, und
thörichte Hoffnung, den Frieden zu erhalten, auf
der andern, umnebelten den Geist der Mehrheit
auch in der Folge so sehr, daß man zwischen fe-
sten Maaßregeln und unbedingtem Nachgeben
unaufhörlich schwankte, bis es zu spät war,
durch jene oder durch diese irgend etwas auszu-
richten.

Acht Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes
kamen Deputirte von den Nationalversammlun-
gen zu Basel und Schafhausen in den Rath,

und baten ihn flehentlich, seine Würde niederzulegen, und dem Willen der Franzosen gemäß eine provisorische Regierung anzuordnen. Es erfolgte eine lebhafte Debatte: allein man verwarf doch den Antrag durch eine Mehrheit von einem Fünftel aller Stimmenden, weil diese Maaßregel jetzt den Staat doch nicht retten würde.

Zwei Tage nachher gab man dem braven General Erlach, auf seine eindringende Schilderung der Lage der Truppen, unbeschränkte Vollmacht, nach Gutbefinden zu agiren, entweder beim Ablauf des Waffenstillstandes, oder noch früher, wenn die Franzosen das berner Gebiet verletzen würden.

In demselben Augenblick kam ein Abgeordneter des Generals Brüne, mit der Nachricht, daß der erwartete Kourier gekommen wäre, und daß er nur um eine Konferenz zu Payerne bitte. Man sandte sogleich die beiden vorigen Deputirten ab, aber mit dem ausdrücklichen Befehl, von ihren ersten Instruktionen in nichts abzugehen.

Erlach verließ den Rath; entwarf seine Plane mit zwei verdienstvollen Officieren, dem Obersten von Groß und dem Generalquartiermeister von Gruffenried. Er eilte dann zur Armee zurück, und traf alle nöthigen Anstalten.

Die Deputirten erhielten von Brüne ein Ultimatum, worin er forderte, der Rath solle abdanken, eine provisorische Regierung einführen, eine Nationalversammlung berufen, die Nationalversammlung des Kanton Lemann anerkennen, und alle Truppen aus einander gehen lassen. Sie wußten, daß dieser Antrag nicht annehmlich wäre. Sie verließen also den General Abends am 28. Februar, und sagten nun den Vorposten, die Feindseligkeiten würden am folgenden Abend anfangen.

Erlach stand jetzt mit seiner Armee, 25000 Mann stark, an der Grenze, die er in einer Strecke von 35 Lieues besetzt hielt. Der Zuzug, der überhaupt nur auf 5500 Mann bestand, sollte in der zweiten Linie zur Vertheidigung zurück bleiben. Es war beschlossen, den Feind am 2. Marz mit Anbruch des Tages sowohl bei

Payerne, als bei dem bieler See anzugreifen. Die Dispositionen waren vortreflich. Der beste Geist beseelte die Truppen. Waren sie gleich den französischen nicht gleich an Zahl und an kriegerischer Erfahrung: so machten doch selbst in diesem Augenblick ihr Enthusiasmus, ihre geübten Officiere, der Vortheil des Terrains den Sieg zweifelhaft.

Aber in eben den Stunden, wo Erlach nun alles vorbereitete, wo Officiere und Soldaten den Augenblick des Kampfs mit Ungeduld erwarteten, ergriff den berner Rath ein panisches Schrecken, der alles vereitelte.

Wie sieggewohnt auch die französischen Heere waren, so sollte doch Brüne nach seinen geheimen Instruktionen alles anwenden, einer Schlacht zu entgehen. Sie konnte verloren werden: und eine Niederlage wäre von entscheidenden Folgen gewesen. Das Direktorium lief die größte Gefahr, wenn so nahe an Frankreichs Grenzen eine Armee geschlagen würde. Das Kriegsfeuer konnte leicht die mittäglichen Departementer wieder ergreifen, wo noch nie die Ruhe völlig hergestellet war. Darum wollte

er zu desto mehrerer Sicherheit sich den Sieg leichter machen: er wollte ihn beschwören, wie er in einer andern Depesche sagt. Das sicherste Mittel dazu war die Desorganisation der berner Armee, die Aufwiegelung des Volks. Nachdem er und Mengaud, und die treuen Bundesgenossen im Waadtlande den Waffenstillstand dazu auf alle Weise genutzt hatten, sollte noch ein entscheidender Streich geschehen.

Am 28. Februar erließen Brüne und Mengaud, jeder von seiner Seite, einen listigen, nachdrücklichen Aufruf an die Berner, worin sie das Volk völlig gegen die Regierung aufzubringen suchten. Diese Proclamationen wurden in der größten Geschwindigkeit durch treue Unterhändler in Bern selbst, und bei der Armee auf allen Punkten verbreitet. Dabei sagte man den Soldaten, sie wären von ihren Officieren verrathen. Darum führe man sie nicht gegen den Feind, sondern man werde sie umzingeln lassen, und dann durch eine schimpfliche Kapitulation als Kriegsgefangene übergeben, um sie in Frankreich unter französische Regimenter zu stecken.

Solche, durch die Umstände nur zu wahrscheinliche, Vorspiegelungen verfehlten ihres Zwecks nicht. Die treuherzigen, einfältigen, heftigen Landleute wurden schwierig. Sie brachen in Schmähungen und Drohungen gegen ihre Officiere aus, die diese nicht begriffen. Alles verkündigte eine allgemeine Gährung, als Erlach am 1. März einen Beschluß von Bern erhielt, der die Gefahr auf das Höchste brachte.

Jene Proclamationen hatten auch in Bern tiefen Eindruck gemacht. Mengaud hatte zugleich ein Schreiben der Nationalversammlung von Basel an den berner Rath bewirkt, worin Basel mit Zürch, Schafhausen und Luzern seine Vermittlung zum Frieden anbot. Diese neue Friedensaussicht blendete abermals die Majorität. Ohne den mindesten Grund zu größern Besorgnissen, als am vorgestrigen Tage, nahm der Rath die Vollmachten zum Angriff zurück. Er dankte sich selbst ab, errichtete ein provisorisches Regiment, und kündigte diese Veränderung, als ein Unterpfand des Friedens, dem General Brüne an. Dieser traurige Beschluß, das Todesurtheil des berner Staats, des Schweizer-

zer-

zerbundes, der Freiheit und Selbstständigkeit der Schweiz — dieses schändliche Denkmal kleinmüthiger Furcht ward in Abwesenheit aller Officiere durch eine schwache Mehrheit nach heftigen Debatten, beschlossen. Alle, die bisher zur standhaften Minorität gehört hatten, selbst viele von der bisherigen Majorität protestirten dagegen, und betheuerten feierlich, daß sie ihrer Pflicht und dem Vaterlande bis auf den letzten Athemzug getreu bleiben wollten.

Unmittelbar darauf kam Erlach in den Rath. Seine Vorwürfe, seine Bitten, seine Warnungen wurden nicht gehört. Verzweiflungsvoll eilte er zur Armee zurück. Mehrere Bataillone hatten sich schon aufgelehnt. Es gelang ihm nicht mehr, sie alle zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Indeß galt sein Ansehen so viel, daß er der Ausbreitung der Unordnungen ziemlich wehrte. Durfte er nicht angreifen, so durfte er sich doch vertheidigen, wenn er angegriffen wurde. Darnach, und nach der schon sich vermindernden Zahl seiner Soldaten, änderte er seine Dispositionen.

Nun war denn Brüne's Ultimatum angenommen. Die nunmehrige provisorische Regierung sandte am 1. März den Herrn von Tscharner von St. Johan mit dieser Botschaft an Brüne ab. Sie erwartete nun die Vollziehung des Vergleichs.

Noch bestand der Waffenstillstand. Er lief erst am 1sten Abends um 10 Uhr ab. Allein Brüne ließ zwölf Stunden früher das Schloß Dornburg an der Grenze von Solothurn wegnehmen.

Dieß mußte er, und zur selben Zeit bewilligte er den Deputirten von Bern und Freiburg einen verlängerten Waffenstillstand von 30 Stunden, um über seine neue Forderung zu berathschlagen. Denn jetzt verlangte er noch über das vorige Ultimatum, daß Bern auch französische Besatzung einnehmen sollte. Aber dabei ließ er es nicht bewenden. Indem er den Waffenstillstand verlängerte und den Deputirten noch bei sich behielt, ließ er in der Nacht vom 1sten auf den 2ten, auf der einen Seite Bü:

ron und Solothurn, auf der andern Frei: burg angreifen. Unvorbereitet, wegen des noch bestehenden Waffenstillstandes nicht hin: länglich von berner Truppen gedeckt, fielen beide Städte Solothurn und Freiburg den Franzosen in die Hände.

Indeß erwachte in Bern selbst die provisori: sche Regierung aus ihrem Traum, als man durch einen Eilboten die Nachricht von Brüne's neuer Forderung erhielt. Nun beschloß man, lieber den Kampf zu wagen; und der vorige Be: fehl zum Angriff ward erneuert.

Zwei Stunden nachher, auf die Nachricht von dem verlängerten Waffenstillstande, schöpfte man wieder einige Hoffnung zum Frieden. Je: ner Befehl ward abermals zurückgenommen.

Als man nun in Bern am 2ten den ver: tragswidrigen Angriff der Franzosen vernahm, verlor die Regierung aus Angst und Verwirrung vollends alle Besinnung. Die, welche es wirk: lich mit den Franzosen hielten, konnten vor Be:

schämung nicht reden: die Uebrigen nicht vor Verdruß und Schmerz über den Untergang ihres Vaterlandes, wovon sie selbst wider ihren Willen das Werkzeug gewesen waren. Man brachte so fast drei Tage in der peinlichsten Lage zu, ohne auch nur einen Beschluß zu fassen, sey es zum Angriff oder zur Vertheidigung oder zur Unterwerfung.

Indeß ging die Sache bei der Armee ihren natürlichen Gang. Als die Soldaten am 2ten und 3ten ihre Brüder angegriffen sahen, und zwei Städte in der Gewalt der Franzosen, brach Aufruhr und Ungehorsam vollends aus. Ganze Haufen verliefen sich, andere mordeten vorher ihre Officiere, andere eilten mit wilden Bewegungen gegen den Feind zu einem Kampf, der kein bestimmtes Ziel hatte.

Erlach zog mit den 14,000 Mann, die er etwa noch beisammen behielt, in eine mehr concentrirte Stellung um Bern. Hier hielt er die drei Posten von Neueneck, Guminen und Fraubrunnen, drei Meilen von Bern gegen Süden, Osten und Norden besetzt.

In diesen Stellungen ward er auf allen verschiedenen Punkten am 5ten des Morgens von mehr als 30,000 Franzosen angegriffen.

Die provisorische Regierung hatte am 4ten Abends auf einmal beschlossen, wenigstens den letzten Augenblick nicht unthätig abzuwarten. Man wollte ein Treffen liefern. Die Armee erhielt den Befehl dazu: in Bern selbst gestatteten allgemeines Schrecken und Betäubung keine Anstalten zur Unterstützung der Armee, oder zur Besetzung der Höhen um die Stadt.

So ward den ganzen Tag gefochten, mit ungleichen Kräften, aber mit größerem Muth und Tapferkeit auf Seiten der Schweizer. Auf den beiden ersten Posten wurden die Franzosen zurückgetrieben. Aber von Freiburg her, wo unter Schauenburg selbst der Hauptangriff war, trieben sie die Berner gegen die Stadt zu. Sie zogen sich, das Gefecht immer erneuernd, jeden Fußbreit Landes bestreitend bis unter die Mauern der Stadt. Nun blieb freilich nichts übrig, als sich zu ergeben, um dem ganz unnützen Blutver-

gießen ein Ende zu machen. Die provisorische Regierung schloß eine Kapitulation mit dem General Brüne. Abends um 6 Uhr ward ihm, gegen das Versprechen, Personen und Eigenthum zu schonen, die Stadt übergeben — mit ihr die Schweiz den Franzosen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eggers, Christian Ulrich Detlev <<von>>,

Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, den Elsaß und die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799

Bd.: 1

Kopenhagen (1801)
BHS VI 22-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10709516-9